

ICH ERINNERE

Renate Schnabel



ICH ERINNERE

Renate Schnabel

1

Als erste von gen-identischen Zwillingen wurde ich am 7.3.1931 in Münster in Westfalen geboren. Meine Eltern mit humanistischer Bildung gaben mir den Namen Renate, die Wiedergeborene. Der Arzt hatte befürchtet, das erste Kind werde tot geboren.

Meine Mutter – zierlich mit ca. 50kg als Braut – hatte eine sehr schwierige Schwangerschaft mit andauernder Übelkeit und Nierenversagen hinter sich, als sie im Entbindungsheim an der Münzstraße in Münster (heute ist das Gebäude abgerissen) 2 Kinder mit je ca. 3kg zur Welt brachte und dann Kindbettfieber bekam. Sie erholte sich nur langsam, doch die sehr guten finanziellen Verhältnisse ermöglichten ein Kindermädchen. Meine Mutter betonte immer, dass sie eine „examinierte Krankenschwester“ engagierte. (Wie ich aus Erzählungen weiß, entließ meine Mutter die erste, weil sie sich nicht unterordnen wollte.) Belustigt sehe ich im Fotoalbum das Kinderfräulein mit Häubchen, den großen Zwillingsschwägerling neben meinem Vater im korrekten Anzug und Hut und betrachte die beiden ungleichen Großmütter, die eine ganz schlank, die andere recht wohlgerundet mit je einem Kinderbündel auf dem Schoß.

Den Anfang unseres Lebens erzählen uns Fotoalbum und Verwandte. Nur vereinzelt tauchen eigene Bilder aus dem Meer des Unbewussten auf, das den Beginn unseres Erdendaseins umspült. So erinnere ich ganz verschwommen das Zurückstoßen eines Babyfläschchens, bis es getauscht wurde. Offensichtlich konnte ich verbal den Irrtum noch nicht erklären. Meine Mutter bestritt diese Szene mit dem vertauschten Fläschchen immer, obwohl es eine Erklärung dafür gibt: nur meine Schwester mochte Honig, und so wurde verschiedene Babyahrung hergestellt. In einem Haushalt mit Kinderfräulein, Hausmädchen und Oma durfte ein Irrtum einfach nicht möglich sein. Das hätte den Rückblick auf den perfekten Beamtenhaushalt getrübt.

Ich sehe das Metallkinderbett im Schlafzimmer meiner Eltern aus der Rückenlage vor mir: die Seitenwände des Bettes mit engmaschigen feinem Gitter. Leider ist das Bettchen nicht erhalten, es wäre interessant, so etwas im Museum zu begu-



cken. Ich denke, es war das Kinderbett meiner Mutter, die übrigen Einzelkind war.

Eine andere Erinnerung an meine Schwester und mich im Zwillingssportwagen mit einem Blumenstrauß in der Hand konnte auch von meiner Mutter nicht zugeordnet werden. Da meine Mutter einmal eine Fehlgeburt hatte, könnte es das Abholen aus dem Krankenhaus gewesen sein. Warum habe ich vieles nicht nachgefragt oder behalten, z.B. wann meine

Mutter diese Fehlgeburt hatte? Doch das war damals kein Thema. Noch eine Begebenheit kann mir niemand erzählt haben, denn es betrifft den Gang zum Konditor mit einer vollgemachten Hose. Da wir Zwillinge mit zwei Jahren schon sauber waren, muss es also um dieses Alter herum geschehen sein. Die Peinlichkeit dieser Angelegenheit ist mir so gegenwärtig und symbolisch für die körperliche Verklemmtheit, zu der die damalige Erziehung führte. Wenn ich bei meinen Enkelkindern den lockeren Umgang mit der Hygieneerziehung betrachte, so weicht die Verwunderung der sachlichen Feststellung, wie viel Problematik hier für das spätere Leben vermieden wird. Die Tabus des frühkindlichen Alters laufen mir noch wie Reißwölfe hinterher, denen zu entkommen unmöglich ist.

Mit dem Betrachten der Fotos im Album kommen eigene Erinnerungen z. B. an meine Oma im Strandkorb Pfirsiche schälend. Die haarige Haut der Pfirsiche mag ich bis heute nicht. Der Kampf mit diesen saftigen Gebilden ist mir schon in der Küche unangenehm. So habe ich diese diffizile Angelegenheit gespeichert mit dem Bild der korrekt gekleideten Großmutter, die niemals Strandkleidung trug, sondern im langärmeligen schwarz-weißem Voilekleid abgebildet ist, wie ich mich auch erinnere. Eine Witwe trug eben schwarz. Mein Großvater war kurz nach unserer Geburt an Herzversagen gestorben. Dem Vernehmen nach war er durch eine Herzzinnenhaut-Entzündung, ausgelöst durch Scharlach in seiner Jugend, vorge-schädigt. Leider habe ich keine Fotos vom Strandleben meiner Großeltern in den Kindertagen meiner Mutter, denn sie fuhren nach Blankenberge, Ostende und auch Borkum. Ich habe aber eine vage Erinnerung an Fotos von langbeinigen Bade-bzw. Luftanzügen. Ein maskulines oder feminines Objekt existiert noch. – In meiner Jugend wohnten wir im Urlaub in Borkum auf der „Von Freesestraße“ in einer kleinen Pension bei Noltings, die noch eine eigene Kuh (oder Kühe) hatten. Die Kuhfladen gab es in diesem Bereich aber auch noch nach dem Krieg. Leider ist diese Familie auf Borkum ausgestorben. Die alte Frau lebte im hohen Alter von 90 Jahren allein und ist mein erster erinnerlicher Fall von Alters-Demenz: wie sie uns beherbergen wollte in lauter abgezogenen Betten in öden dunklen Zimmern. Ihre Tochter starb an Krebs. Ein Enkel, der sie wohl noch versorgte, erlag den Drogen. Oft bin ich mit meiner Mutter dort noch vorbeigegangen. Lange stand das Haus verwaist, verkommen, bis es durch einen Neubau ersetzt wurde.

Die Insel Borkum hat für mich die Anziehungskraft behalten. Obwohl sich die Insel – wie überall in der Welt zivilisierte Siedlungen – der technischen Fortentwicklung angepasst hat und ich auch mit einer ganz anderen Anspruchshaltung heute dorthin fahre (ich wohne dort im Hotel mit Seewasserthermalbad), ist für mich diese Veränderung eher vergleichbar mit dem Werdegang vom Kind zum Erwachsenen. Trotz manchem Erstaunen über bauliche Veränderungen nach einem oder mehreren Jahren Abwesenheit entstand nie eine irreparable Bruchstelle in meinem Erinnerungsbild „Borkum“. Dass die Ferien auf dieser Insel viel Raum in meinen Kindheitserinnerungen einnehmen, ist verständlich, wenn man bedenkt, dass eine Sommerreise damals 4-6 Wochen dauerte, wozu Rohrplattenkoffer gepackt wurden (vergeblich suche ich eine Erinnerung an deren Transport hin und zurück zum Bahnhof) und somit quasi Ferienaufenthalt und Sommer identisch ist. 4 Sommer müssen wir dort verbracht haben bis zum Beginn des Krieges 1939. Denn – ich glaube – 1936 waren wir wegen einer Thrombose meiner Mutter in Bad Rothenfelde, 1938 in Hahnenklee im Harz (warum nicht Borkum?) und bei Kriegsbeginn 1939 in Kochel am See. Wahrscheinlich wollten meine Eltern mit größeren Kindern auch anderes in der Welt sehen. Doch vermisste unsere Familie in der Nachkriegszeit am meisten Borkum. Dieses Ziel wurde auch nach der Währungsreform sofort angestrebt. Doch davon später. Welchem Sommer nun jeweils eine Borkumerinnerung zugeordnet werden muss, weiß ich im Regelfall nicht. Es gibt eine Ausnahme. Hindenburg ist 1934 gestorben, wie ich gerade im Lexikon nachsah. Ich erinnere mich deutlich, wie mein Vater entsetzt war, als beim Passieren des Kurkartenkontrollhäuschens (man kannte uns natürlich als Dauergäste) der alte Ohlsen (ich erinnere nur den Namen) erzählte, dass Hinderburg tot sei. 3 Jahre bin ich damals gewesen und habe diesen Namen behalten. Meine Eltern hatten wohl viele Hoffnungen in Hindenburg gesetzt, die dieser nicht erfüllte; doch er war ja bei Hitlers Auftreten schon ein uralter Mann (Jahrgang 1847). Erst heute sehe ich die Politik unter diesem Altersaspekt. An geeigneten Leuten fehlt es genauso heute. Und dann muss noch der Karren in Ordnung sein, den so ein Zugpferd zieht.

Die Sommerferien verliefen damals viel gemächlicher. Alles ging seinen ruhigen Gang, man frühstückte, ging an den Strand, zum Mittagessen ins Dorf zurück, nach dem Mittagsschlaf wieder ins Strandzelt ans Meer, Baden nur bei Flut. Sturmball, Sturmflut, Meeresleuchten, Nebel und das Tuten der Nebelhörner, seltene Muscheln, größere Quallen, Füttern der Möwen waren „action“ genug. Doch es gab damals schon ein Highlight auf dieser Insel, nach dem Kriege nicht wieder eröffnet: Das Ausflugslokal „Bloemfontain“, ein Vorläufer vom heutigen Vergnügungspark. Man konnte Rhönräder leihen, womit mein nicht ganz sportlicher Vater erinnerliche Probleme hatte. Spaziergänge waren auf der Insel eher die Ausnahme. Das Strandleben war Erholungsziel für uns. Aus dieser Kinderzeit erin-

ner ich keinen Regentag – für ein Kind damals wohl kein Problem. Es gab die Wandelhalle wie auch in anderen Kurorten. Große überdachte Hallen erlaubten ein geschütztes Flanieren. Falls noch vorhanden, bergen sie heute Restaurants, Geschäfte, Bibliotheken, werden also wirtschaftlich genutzt. Dort konnte man damals „Tretroller“ ausleihen, deren Mechanik wie heute technisches Spielzeug natürlich auch unser Interesse fand. Ein einmaliges Ausleihen reichte für die Beherrschung des Vehikels nicht aus. Doch unsere Eltern zahlten nur ein- oder zweimal dafür. Ich kann mir gut vorstellen, wie schwierig es für sie war, ein Kind im Tempo auf solchen Ungetümen zu halten, ohne Fußgänger zu verletzen. So blieb der Tretroller einer meiner Jugendträume. Wenn ich an die heutigen Modelleroller oder Erwachsenenroller denke (die ich durch meine sportliche Familie kenne), so ist mit leichtlaufenden Rädern sicher leichter Tempo durch normales Treten zu erzielen, weswegen diese Spielzeuge – man musste ein Trittbrett auf- und abtreten, um die Räder ähnlich einem Fahrrad mit Kettenantrieb zu beschleunigen - völlig verschwunden sind.

An das offene Meer am Strand zu treten, war für mich das Wunder, wieder in Borkum zu sein, etwas anderes, als mit dem Schiff vorher in der Fahrinne die Nordsee zu erleben. Nie saßen wir unter Deck, oder diese Fahrten erinnere ich nicht. Wie oft bin ich mit meiner Mutter später noch oben auf dem Schiff bei Wind und Wetter gesessen. Erst jetzt allein sitze ich manchmal bei schlechtem Wetter unten und ziehe nicht mehr alle Kleidungsstücke übereinander an, um die Überfahrt draußen nicht durchfrieren zu müssen. Beim Katamaran ist das ohnehin nicht vorgesehen. Doch dieses Wunder „Meer“ gibt es für mich heute noch. Deswegen leiste ich mir ein Hotel und Zimmer mit Seeblick und schaue immer wieder auf die See hinaus.

Eine Zäsur in meinen Erinnerungen ist der Kriegsbeginn. Ich war in der dritten Klasse der Volksschule. Alle Erinnerungen an Autofahrten liegen vor dieser Zeit, denn meine Eltern durften das Auto nicht mehr im Krieg benutzen, da es Benzinkarten nur für lebensnotwendige Zwecke gab. Mein Großvater väterlicherseits hatte sich diesen Mercedes (V 170) kurz vor seinem Tode gekauft. So übernahm ihn mein Vater 1936. Ob beide Eltern erst zu diesem Zeitpunkt fahren lernten, weiß ich nicht. Jedenfalls hatten sie beide einen Führerschein. Ich erinnere die seltenen Male, wenn meine Mutter fuhr, geneckt von meinem Vater wegen der roten Flecken an ihrem Hals, die sich bei Aufregung bildeten. Wann sie jeweils fahren durfte, weiß ich nicht, auch nichts über ihren Fahrstil. Dass uns auf der Fahrt von Münster nach Hamm ein betrunkenen Fahrer entgegenkam, der in Schlangenlinien fuhr, ist mir unauslöschlich in Erinnerung. Mein Vater passte ab, als sein Gegenüber die andere Straßenseite ausfuhr. Ein betrunkenen Fußgänger sprang meinem Onkel aus Amerika in der Dunkelheit auf seinen amerikanischen Wagen. Die Hupe blieb stehen, weswegen mein Onkel das Hupenseil durchreißen

musste. Technisch erklären kann ich das nicht. Doch musste das Auto in die Werkstatt, ehe die Familie wieder aufs Schiff zur Rückreise ging. An den Besuch der amerikanischen Verwandten (die Tante war eine Schwester meines Vaters und mit 18 Jahren zu Beginn des ersten Weltkrieges mit ihrem amerikanischen, aber ebenfalls deutschstämmigen Mann nach Amerika ausgewandert) kann ich mich noch gut erinnern. Damals hatte normalerweise niemand Kontakt mit einem fremdsprachigen Menschen. Die drei Kusinen sprachen nur Englisch. Sie waren älter als wir, doch die Jüngste - mit ca. 10 Jahren nur vier Jahre älter als wir - spielte hauptsächlich mit uns. Die Älteste hatte wohl schon Kontakt zu Jugendlichen ihres Alters und hat - glaube ich - auch nicht bei uns gewohnt. Ich weiß, dass meine Schwester und ich interessiert oder schockiert zusahen, wie Kusine Bianca Locken gelegt bekam (mit Brennstab). Es gab Tränen bei dieser Prozedur. Damals waren in deutschen bürgerlichen Haushalten solche Verschönerungen noch unbekannt. Das Haar wurde in Zöpfe geflochten, allenfalls bei festlichen Anlässen offen gelockt getragen. Wir beide hatten naturkrauses Haar und wohl Mitleid mit dem Mädchen, das solche Verschönerungen über sich ergehen lassen musste. Trotzdem war das Kämmen unserer naturkrausen Pracht auch mit Qualen verbunden. Ich kann mich erinnern an die Au-Schreie, mit denen wir die kämmende Großmutter traktierten, während wir als Schulmädchen bei dieser Maßnahme Bücher lasen. Aber zurück zu dem Übersee-Besuch: Wir spielten Kreisspiele und sogar Quartett. Wie wir uns verständigten, weiß ich nicht oder ungenau. Beim Quartett zeigten wir die Symbole. Ich erinnere noch die fast gleiche Aussprache von „ball“. Beim Kreisspielen sangen wir: „nach Telgte gehen lackawapp“. (Erst viel später, als ich in der Schule Englisch lernte, fragte ich meine Mutter nach dem Text „take the key lock it up“) Die Bewegungen schaut man ab. So sehe ich uns in der Boniburg abends nach dem Essen in dem großen Garderobenständer Löwe im Käfig spielen. Ich denke, wir entdeckten einen leeren Gesellschaftsraum. Meine Eltern schimpften pikiert wegen des Löwengeheules. Die amerikanischen Verwandten sahen das damals lockerer. Als Kind hat man dafür ein Gespür und nutzt die Chance, wie auch meine Kinder im Schutze von Gastkindern gern „auflebten“. Heute würde mich natürlich interessieren, was damals abends gegessen wurde, wenn man ausging (besser ausfuhr). Normalerweise aß man in Deutschland ja abends „Abendbrot“, allenfalls Bratkartoffeln, Spiegelei und Salat, von den Kartoffeln, die vom Mittagessen übrig waren. Die Lokale in Westfalen hatten westfälischen Knochenschinken mit Pumpnickel. Doch habe ich an die Mahlzeiten keinerlei Erinnerung. Ich war ein schlechter Esser, und Essen war eher eine Qual für mich und selten ein Genuss. Die Verwandten aus den USA hatten ein Heimkino. Ich weiß, dass wir extra lange aufbleiben durften, um den selbstgedrehten Film zu schauen und das irgendetwas nicht funktionierte. Vielleicht hatte das ja mit der unterschiedlichen Voltzahl zu

tun, wie heute 110 gegen 220 Volt. Aber wir haben schließlich einen oder zwei Filme gesehen, unscharf und unnatürlich schnell in der Bewegung auf einer Leinwand im Musikzimmer. An der Seitenwand stand eine Couch. Auf der turnten wir herum, bis es losging. Wir mussten bitten und betteln aufbleiben zu dürfen bis die Vorführung klappte. Wir sagten übrigens nicht Couch sondern Chaise: „die Chaise“. Wo ich mich durch das Heimkino an diese Chaise erinnere, sehe ich mich ca. 3-4 Jahre später heulend darauf liegen, als ich mich weigernd, einen Bleyle-Schlüpfen anzuziehen, auch wirklich zur Strafe nicht in die Schule durfte. Bleyle mit seinen kratzigen Wollsachen hat mir meine Kindheit manches Mal vermiesen. Doch Landkinder hatten mit selbstgestrickten Schafwollstrümpfen und -pullovern wahrscheinlich noch weniger zu lachen. Unsere Mutter nähte uns in die Bündchen der Kleider Seidenfutter. Ich glaube, unter die Bleyle-Hose durfte ich dann eine längere baumwollene ziehen, die umgeschlagen wurde. Wir trugen im Winter lange Strümpfe (an einem Leibchen wurden sie befestigt). Unsere waren aus Baumwolle. Trotzdem haben sie nach der Wäsche, wenn sie eng waren, für mein Empfinden gekratzt. Das gleiche Problem habe ich noch heute bei Leggings. Ich kann sie einfach nicht anhaben, wenn sie richtig eng sind. Meine Schwester und ich zogen Samstag abends, wenn die frischen Strümpfe rausgelegt wurden, diese auf die Bettpfosten des Großeltern-Doppelbettes. Vorgeweitet ließen sie sich dann besser ertragen. - Im Krieg gab es so einen steifen Kragen für den Pullover. Das muss auch so ein schlimmes Gefühl gewesen sein, als wir sonntags ausgehen wollten. Ich kann mich erinnern, dass meine Eltern wegen der Kragenverweigerung einen bösen Streit hatten. Das verschlimmerte diese Angelegenheit noch. Dass meine Eltern in meiner Kindheit Meinungsverschiedenheiten hatten, erinnere ich sonst kaum. Der Mann hatte ja damals das Recht zu entscheiden. Doch saß mein Vater in den ersten 12 Jahren meines Lebens im Arbeitszimmer und mischte sich normalerweise nicht in die Erziehung ein.

Mit dem Auto fuhren wir nach dem Mittagsschlaf der Eltern zu einem Ausflugslokal (mit Spaziergang) oder aber zur Himbeerzeit zur Himbeerplantage bei Handorf. Die Besitzerin war eine Schulfreundin meiner Mutter. In den Klatenbergen bei Telgte lagen wir auf der Baumwolldecke mit Löwe auf dem Heidesand. Diese Decke stammte aus dem Afrikaprogramm der Weberei Biederlack in Greven, bei der ein Freimaurer-Freund meines Vaters Geschäftsführer war. Als ich vor 20 Jahren wieder zum Klatenberg fuhr, war dort nicht mehr viel unberührte Landschaft zu sehen. In meiner Kindheit liefen wir zu Fuß zur Schleuse – auch mit meinem Vater allein. Staunen bei diesem technischem Vorgang kann ich noch heute. Eine Kastanienallee führte zur Schleuse. Beim Kastaniensuchen half mein Vater mit dem Spazierstock nach. Einmal blieb dieser oben. Eine frische Rosskastanie ist für mich heute noch schön, die Maserung erinnert an ein schönes Holzmöbelstück.

Kaffeewirtschaften gehörten in meiner Kindheit zum Programm. Mein Vater

hielt Bienen unter umgekippten Gläsern von der Erdbeertorte fern – unauslöschlich mit dem Aasee-Café verbunden. Mit diesem Schauplatz verknüpft ist auch die Erinnerung an spielerisches Lernen von Einmaleins und Grammatik, um das 4. Schuljahr zu überspringen. Wieso ich meinen Vater Maronen schälend dort sehe, weiß ich nicht – schließlich nimmt man ins Lokal ja nichts zu essen mit. Ob es die dort gab? Wir aßen Esskastanien immer nur roh. Als ich sie nach dem Krieg – ich glaube es war in Köln – erstmalig auf der Straße heiß kaufte, war ich enttäuscht über den Geschmack: wie „verhinderte“ gekochte Kartoffeln. Nur glasiert als Beilage zum edlen Menue mag ich sie zubereitet. Den Maronenbaum lernte ich erst als Erwachsene kennen. Doch gerade fällt mir ein, dass unser ehemaliger Kartoffelbauer in Westbevern auch Maronen gehabt hat und uns einmal welche schenkte. – Wenn wir von unseren Kaffeefahrten zurückkamen, lag manchmal das Brot hinterm Gitter im geöffneten Kellerfenster.

Wir Kinder mussten in der Küche voressen, jedenfalls wenn Gäste erwartet wurden. Die Familie aß normalerweise im Wintergarten. Nur für sehr viel Besuch nutzten wir das große Esszimmer, das für uns Kinder nur das Weihnachtszimmer war wegen der Weihnachtsbescherung, zu der es geöffnet wurde. Dort war auch der Rauchtisch und Sessel, wo man mit Besuch saß, z. B. mein Vater mit ehemaligen Schülerinnen. Ich denke darüber nach, ob meine Eltern viel Besuch hatten. Ich meinte erst: nicht. Doch da erinnere ich mich z. B. an Paula, die Freundin meiner Mutter. Sie war Buchbinderin und teilte eine Wohnung mit einer Fotografin. Meine Mutter äußerte sich über diese oft negativ. Aber das war wohl in der Nachkriegszeit. Paula Richter brachte uns oft etwas mit, was meiner Mutter manchmal nicht so recht war. Einmal waren es Stoffkamele, die Säcke mit Rosinen trugen. Ob diese Paula lesbisch war? Dieselbe Frage stellt sich mir bei zwei Lehrerinnen, die Wirtz und Bald: „Wird's bald“ hießen. Wenn so etwas gewesen sein sollte, dann hat man das früher nicht zur Schau getragen. Von homosexuellen Verhältnissen habe ich noch nicht einmal bei Eheschließung gewusst. Wie viele Tabus gab es in früheren Zeiten – nicht nur, dass man über diese Dinge in einem bürgerlichen Haushalt nicht sprach, sondern Homosexualität, Kuppelei, Unzucht etc. waren strafbarer Tatbestand. Was haben meine Eltern gewusst? Ich kann sie nicht mehr fragen. Mein Vater ließ uns mit 17 oder 18 Jahren jedenfalls bestimmte Bücher noch nicht lesen, die wir dann während seiner Abwesenheit aus dem Bücherschrank entliehen, wie „Narziß und Goldmund“ von Hermann Hesse, was mein Vater als sein Lieblingsbuch bezeichnet hatte. Mir war bei der Lektüre natürlich klar, warum mein Vater uns dieses Buch nicht lesen lassen wollte. Ich gab es sofort meiner Schwester, damit auch sie den Vater besser kennen lerne.

Doch zurück zur Kindheit in einer eher problemlosen Vorkriegszeit, in der meine Eltern jedoch schon mit dem beginnenden Naziregime Schwierigkeiten gehabt haben müssen, denn mein Vater war „Meister vom Stuhl“ bei den



Freimaurern. In der Vorschulzeit haben wir als Kinder von den politischen Ereignissen nichts gemerkt.

Welche Erziehungsmaßnahmen erinnere ich? Z. B. die vielen Verbote wie „Messer, Gabel, Schere, Licht sind für kleine Kinder nicht.“ Ich schlich, als das Hausmädchen kurz die Küche verlassen hatte, zum gedeckten Tisch im Wintergarten und zog das Tafelmesser über meinen Finger. Es war scharf! Ich glaube, ich log, wie ich zu dem Schnitt gekommen war. Für mich war aber diese persönlich gewonnene Erkenntnis sehr wichtig. Die Glaubwürdigkeit der Erwachsenen zweifelte ich an, seit sich das

Christkind, das unbemerkt ins Weihnachtszimmer mit Baum und Geschenken kam, als Lüge herausstellte. Wie in anderen Familien das Christkind oder der Weihnachtsmann geschickter ersetzt wird, weiß ich nicht. Meine Großmutter jedenfalls hat auf die Frage, ob es denn das Christkind wirklich gibt, so ärgerlich mit dem Entzug der Geschenke bei Unglaube gedroht, dass für mich danach feststand, Erwachsene sagen nicht unbedingt die Wahrheit.

Ich habe meinen Kindern von klein an versucht, die Christusgeschichte zu erzählen und daraus abzuleiten, dass man diesem Kind die Geschenke verdankt. Ich selber habe gläubig Zucker für das Pferd vom Nikolaus auf die Fensterbank gelegt und im Flur das Rascheln vom Christkind belauscht. Dieser köstliche Duft vom Weihnachtsbaum! Merkwürdigerweise riechen die Tannen heute nicht mehr so intensiv. „Christkindchen bäckt“ sagten Mutter oder Oma, wenn der Himmel sich abends blutrot färbte. Noch heute erweckt in der Adventszeit der rote Abendhimmel eine nostalgische Rührung. Doch damals schockierte mich die Erkenntnis, dass man uns Märchen aufgetischt hatte. Die Enttäuschung bleibt. „Ist das auch wirklich wahr“, wollte ich beim Selberlesen immer wissen. Meinem armen Vater gelang es, mir zu erklären, dass sich die Geschichten in Büchern nicht wirklich ereignet haben müssen, aber so hätten geschehen können im Gegensatz zum Märchen, wo oft realiter nicht erfahrbare Ereignisse erzählt werden. Ich habe das wirklich verstanden mit ca. 8 Jahren. Nach wie vor finde ich als Erwachsener Märchen, Sciencefiction u. ä. völlig uninteressant. Oft wurde mir Mangel an Phantasie vorgeworfen. Phantasie habe ich schon, aber sie gaukelt realisierbare Träume vor. Und was für unglaubliche Geschichten sind in meinem Leben wirklich wahr geworden. Irrales brauche ich nicht und kann es nicht „handeln“. Es langweilt mich. Ich kann mich kein bisschen in die Menschen hineinversetzen, die das wirkliche Leben verpassen, indem sie mit ihren Gedanken Phantombildern nachjagen. Doch diese Menschen verstehen wohl genauso wenig, wie man ca. 1300 km durch die Wüste fahren kann mit allen nur möglichen Risiken und Strapazen, um eine seltene Pflanze aufzuspüren. Aber ich habe *Leontopodium namaquanum* wirklich gesehen.

Doch zurück in die Kindheit. Das zu lange ins Bett geschickt werden habe ich als Negativum in Erinnerung. Dass Kinder viel Schlaf brauchten, galt als erwiesen. Ganz sicher aber konnte man nicht so viel schlafen, wie von Erwachsenen eingeplant war. Sicher waren es Ausnahmen, wenn ich um Mitternacht die Standuhr schlagen hörte, doch in meiner Erinnerung bleiben schlaflose Nächte als Alptraum. Meine Großmutter hatte irgendwann gesagt, dass das Gesicht so stehen bliebe, wie man es um Mitternacht z.B. zum Grinsen verzogen hatte. Wenn die Standuhr 3/4 vor Mitternacht schlug, begann ich, ein entspanntes Gesicht zu üben, um ja nicht mit einer entstellenden Grimasse gestraft zu werden. Ich muss das wirklich geglaubt haben. Der Angstschweiß brach mir aus. Vielleicht ist das ja nur ein-, zweimal gewesen. Doch diese Panik blieb mir bewusst.

Da sind dann noch die Reminiszenzen an die Mittagsruhe. Meine Schwester und ich schliefen im Krieg abwechselnd im Kinderbett bei den Eltern im Zimmer und im Doppelbett neben der Großmutter, weil das ursprünglich geplante Kinderzimmer im 2ten Stock wegen der Luftangriffe zu riskant erschien. Meine Mittags-schlaferinnerung betrifft das elterliche Zimmer mit dem altmodischen Metall-Kinderbett. Es war kein Bedarf an Mittagsschlaf. Mir fiel damals untätig liegend nur der Tod ein. Ich stellte mir vor, wie es ist, nicht mehr zu erleben, wie es weitergeht. Einfach nicht mehr zu erfahren, was morgen ist – es war so schrecklich, dass ich nur noch weinen konnte. Damals habe ich schon das gewusst, was ich heute weiß: Ich werde nicht mehr erleben, wie es weitergeht – und ich will doch immer die Lösung, das Resultat, sehen, ob man recht hatte – ob Träume wahr werden Doch auch meine Genkonstellation war damals schon erkennbar: sinnlich, sexorientiert (positiv oder negativ zu bewerten?). In diesen langweiligen Mittagsstunden schob ich die Kissen zwischen die Beine und nässte sie ein. Nicht immer gelang es, den Urinfluss so genau zu regulieren. Die Kissenecken waren so nass, dass ich versuchte, sie durch Schwenken (ja wie noch?) zu trocknen. Ich erinnere nicht, jemals mit solchem Tun erwischt worden zu sein. Erst viel, viel später habe ich diese frühkindlichen Erfahrungen einordnen können in die Sexualentwicklung. Ich fand mich lange in der Rückerinnerung nur pervers, abartig. Bis heute weiß ich nicht, ob andere Frauen ähnliche Erlebnisse hatten. Sprechen andere über so etwas?

Neulich betrachtete ich in Genf in einer Auslage Schmuck aus Glasperlen. Schlagartig erinnerte ich mich als Kind am Wintergartentisch zu sitzen mit einer Perle in der Nase. Dienstmädchen und Mutter berieten verzweifelt. Ich glaube, mit einer Haarnadel konnten sie das lästige Objekt entfernen. Doch für mich gilt noch immer: Vorsicht, eine Perle könnte in die Nase gelangen!!

Doch nun zur Schulzeit. Wäre nicht das Foto mit den weißen Schürzchen, niemals hätte ich eine Erinnerung, als Kind je eine Schürze in der Schule getragen zu haben. Die Schultüte mit einer Pampelmuse ist erinnerlich und dass diese in der

Küche am Waschbecken gegessen wurde, eher als Exot gut gefunden wurde und die Mutter das Besondere betonte. Man konnte Milch in der Schule kaufen. Doch meine Mutter wollte nicht, dass wir dort etwas konsumieren. Vielleicht hätten wir gern etwas mit den anderen Kindern gemeinsam gehabt. "Anders oder etwas Besseres" zu sein, verfolgt mich immer noch. Doch du kannst dieselbe Milch trinken, über denselben Witz lachen – wenn Du anders bist, bleibst Du anders. Schon als Kind wusste ich nicht, ob ich mein Außenseitertum als interessant oder traurig empfinden sollte. Ich bemühte mich um die erste Lösung. Meine Schwester und ich bauten unser Besserein aus, indem wir „angaben“ und dies auf Absprache: V. R. sp. hieß „von Riva sprechen“. In der Straßenbahn oder im Bus erzählten wir von den Ferien am Gardasee (von Riva sprechen). Vielleicht war es ja nur eine verzweifelte Notwehr, auch etwas zu bedeuten, wenn man in einer Gesellschaft nicht akzeptiert ist. Es ist schwer, so zu sein wie andere. Denn wenn man wirklich anders ist, kann man nicht so tun, als wäre man „wie die anderen“. Doch diese Probleme wurden mir erst nach und nach bewusst, denn ich bin sehr, sehr gerne in die Schule gegangen. Wahrscheinlich habe ich auch gern gelernt. Bewusst ging ich mit Freuden hin, weil dort viel los war. Schule heißt „Kommunikation“, sagt man heute. Meine Schwester und ich hatten im Vorschulalter keinen erinnerlichen intensiven Kontakt mit anderen Kindern und liebten die Geselligkeit. Erzählen taten wir zu Hause „was haben wir gelacht“ - wir lebten auf, genossen den Kontakt zu anderen, doch unser Spielen zu Hause war bestimmt von unserer langjährigen ausschließlichen Zweierbeziehung, denn Mitbringen nach Hause durften wir (war das damals üblich?) andere Kinder wohl nicht oder ganz selten (wenn meine Mutter die Mütter kannte). Wir Zwillinge hatten bestimmte Spielrituale, z.B. spielten wir Chirurg im Krankenhaus. Das Krankenhaus war unter dem Waschbecken. Wir beschäftigten uns mit der Situation im Hospital, weil meine Schwester eine schwere Blinddarmentzündung hatte, für mich noch heute erinnerlich: Wir Kinder waren in der Obhut der Großmutter, meine Eltern in Rapallo. Erbrechen und Leibschmerzen, die sich (nach Durchbruch des Blinddarms) besserten, ließen meine Großmutter über das Wochenende den Besuch der Kinderärztin am Montag abwarten. Ich sehe mich neben der Kommode stehen, auf der meine Schwester untersucht wurde. Panikartig zog meine Großmutter ihr ein Mäntelchen an, und die Kinderärztin nahm Ute im Auto mit, während die Großmutter mit mir (wohl in der Straßenbahn – oder Taxi) nachfuhr ins Franziskus-Hospital. Meine Schwester lutschte am Daumen, als sie aus dem OP gefahren wurde. Meine Großmutter hielt mich fest, als ich hinrennen und mit meiner Schwester sprechen wollte. Oma erklärte mir den Schlaf in Narkose. Wie schwer meine Schwester krank war, konnte ich natürlich nicht verstehen. Groß war damals die Chance nach einem Blinddarmdurchbruch nicht. Doch meine Schwester überlebte. Was muss ich die arme Großmutter „genervt“ haben und die Eltern, die nach dem

Telegramm sofort zurückkamen, was von Italien entsprechend dauerte. Meine Eltern führen nun nur noch mit den Kids zusammen in Urlaub. „Ferien“ hieß das für mich damals, denn mein Vater war ja im Schuldienst und hatte nicht „Urlaub“.

An die Grundschule (=Volksschule hieß es damals) habe ich natürlich nicht viele Erinnerungen. Es war mir völlig unverständlich, dass Mitschüler l und a nicht zu „la“ zusammenlesen konnten. Über unterschiedliche Intelligenz wurde wohl zu Hause nicht gesprochen. Von meinen Eltern erfuhr ich später, dass in unserer Klasse (damals auch schon!) eine neue Lern-Methode ausprobiert wurde. Es wurde zuerst nur erzählt und vorgelesen und nicht geschrieben. Jedenfalls schrieben wir im 3. Schuljahr noch mit Griffel auf die Tafel. Der Übergang auf Tinte aus dem Tintenfass und Federhalter mit der grausamen Kleckerei ist mir noch als erste wirklich negative Schulerfahrung mit Tränen erinnerlich. Schreiben lernte ich letztlich mit Füllhalter leidlich. Die Erfindung des Kugelschreibers war für mich eine tolle technische Entwicklung. Doch in der Schulzeit profitierte ich nicht mehr davon. Ab wann durfte man mit Kugelschreiber schreiben? Darf man es heute?

Anfang 1939 wurde ich selbst am Blinddarm operiert. Wahrscheinlich waren Kinderärztin und Eltern übervorsichtig, weil meine Zwillingsschwester beinahe an dieser Krankheit gestorben wäre. Leukozyten-Zählung gab es damals ja noch nicht. Der Krankenwagen mit Mercedesstern wie unser Auto sollte mich fröhlicher machen. Durch die Schilderungen meiner Schwester hatte ich ein Vorurteil gegen Krankenhäuser. Als ich erwachsen war, hat meine Mutter erzählt, dass extra eine private Nachtwache bezahlt wurde. Für mich jedenfalls hatte die Tatsache, dass erst nach langem Schellen eine Schwester kam, als ich erbrochen hatte, klaustrophobische Folgen. Dass meine Eltern erst nicht glaubten, dass niemand da war nachts, kann ich dunkel erinnern. Mutter erzählte nur, dass sie wohl Ärger machte deswegen. Doch der Aussage eines Kindes ist schwer Gewicht zu verleihen. Vielleicht kam mir in meiner Not die Zeit viel länger vor, als sie wirklich war. Ein zuckerkrankes Kind wurde in mein Zimmer gelegt. Meine Eltern gaben nur ungern die Zustimmung. Doch wahrscheinlich freute ich mich sogar, nicht allein zu sein. An eine Unterhaltung mit der Zimmergefährtin oder ihr Aussehen o.ä. habe ich keine Erinnerung. Zu Hause musste ich erst das Treppengehen wieder lernen und bekam noch eine Mittelohrentzündung. Ich bin länger nicht in der Schule gewesen und erinnere noch das Liegen auf dem Sofa, wo ich eine Sage mit Verwandlung in eine Hirschkuh las, eine Geschichte, die mich zu Tränen rührte und wohl zur früher schon erwähnten Aufklärung meines Vaters über Märchen und Erzählungen führte. Der Krankenhausaufenthalt hatte zur Folge, dass ich nicht mehr im Dunkeln allein im Zimmer sein mochte, eine Klaustrophobie, die mich in totaler Dunkelheit überfällt, aber eher noch mitten im Konzertsaal, Kino ... Als ich wieder zur Schule ging, wurde – wie es früher üblich war – längere Zeit von der

Wandtafel abgeschrieben. Die Griffel kratzten auf der Schiefertafel, sonst war es totenstill. Ich bekam solche Panik, dass die Lehrerin wohl wegen meiner Blässe fragte, ob mir nicht gut sei, was ich natürlich verneinte. Doch dieser mir völlig unerklärliche Vorgang der psychischen Schwäche erscheint mir greifbar nahe bis heute. Spätere Erlebnisse sind sicher auf diese frühkindliche Schädigung zurückzuführen. So konnte ich lange Jahre bei Besuchen oder Veranstaltungen nichts essen, was besonders in der Hungerzeit nach dem Krieg dem Umfeld völlig unerklärlich blieb. Nur wer selbst erlebt hat, wie die Psyche den Menschen „im Griff“ hat, kann wirklich Verständnis für psychisch Kranke haben. Meine erste große Liebe: Ich war nicht mehr fähig zu essen. Meine Mutter drohte, Du kommst nicht mehr von zu Hause weg. Sie wusste nichts, ich konnte unter damaligen Verhältnissen nichts von der heimlichen Liebe erzählen, - ich wusste nicht, dass psychische Schwierigkeiten solche physischen Folgen haben. Doch selbst heute, wo man Ursache und Wirkung kennt, steht man oft machtlos diesem Phänomen gegenüber. Als Studentin bei meiner ersten Exkursion konnte ich jedenfalls wieder einmal nicht essen. Ich erinnere noch die Bemühungen der Kommilitonen, evangelisch, katholisch und jüdisch mir den Verzehr eines Brötchens schmackhaft zu machen – im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu sein, ein Albtraum in sich – doch nachträglich einfach toll diese akademische, intellektuelle Zuwendung, die die Qualen verwischt.

Die Erinnerung arbeitet sich rasch voraus. Doch in der Chronologie stehen noch Fakten weit voran: z. B., dass meine Schwester und ich im Vorschulalter nichts Süßes mochten und mit Weißbrot und Butter bei Kindergeburtstagen nebenbei saßen. Ich denke gequält an das Tortenstück, das uns serviert wurde, als wir als Kinder mit einem Blumenstock zur Hochzeit des Hausmädchens nebenan delegiert wurden. Ich praktizierte es in meiner Not auf den Teller meiner Schwester, der ich dafür wer weiß was versprach – ja, ja – sie ist mir mit Recht noch gram. Habe ich wirklich bei meinen Kindern alle solche psychischen Belastungen vermieden? Nein – ich erinnere sofort Fehler. Die Weisheit des Alters sollte man mit 20 besitzen. Ich bitte um Entschuldigung. Doch könnte man ohne negative Erfahrungen eine geistige/menschliche Reife erlangen?

Vorige Woche flogen Kamikazeflieger Verkehrsmaschinen in die Türme des World Trade Centers in New York. Gelähmt kam ich mir 2 Tage vor, die Welt in ihren Festen erschüttert. 10 Tage darauf sitze ich in der Bar des Mediterranée in Alassio beim Gin Tonic, versuche Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auf einen Nenner zu bringen. Meine Probleme sind alltäglich – wie immer. Ich leide unter dem Ramsch, der vorwiegend auf den Gassen feilgeboten wird, verachte das einfache Publikum (– ein großer Bogen zur Kindheit: Immer war ich „etwas Besseres“ mit dem Leiden des Außenseiters).

Doch zurück zum Thema Ernährung. Als Kleinkinder wurden wir Zwillinge

immer als gut essend geschildert und sehen auf den Fotos auch so aus. Durch die ersten ernsteren Infekte im Schulalter haben wir wahrscheinlich dann Phasen der Appetitlosigkeit gehabt. Durch die ständige Nötigung zum Essen wurde dieses eine schlimme Pflicht. In Gullivers Reisen – glaube ich – las ich von Riesen, die eine Klappe im Bauch hatten, in die sie alle 14 Tage das Essen einschoben. Mir erschien das damals so erstrebenswert, dass ich es mein Leben lang im Gedächtnis behielt – psychologisch interessant, welche Auswirkungen das Essenmüssen hatte. Vorher erwähnte ich schon die psychologische Belastung durch den Krankenhausaufenthalt: Essstörungen waren eine logische Folge. Heute ist's nur noch das Frühstück, dem ich lustlos entgegen sehe, nur an einer Tasse Kaffee interessiert. Ich registrierte bei meinen Aufenthalten in der Mongolei und auf Island, wo oft kein richtiges Frühstück zu erwarten stand, einen plötzlichen, unerwarteten Appetit, der vielleicht aber auch ganz real durch ebenfalls qualitativ mageres Abendessen verursacht war. Überangebote an Speisen wie z.B. volle Kühlschränke, übergroße Portionen auf dem Teller, riesige Frühstücksbuffets verursachen mir oft eine Art Ekel, auch Gerüche, besonders Plätzchengeruch verursachen mir Übelkeit. Meine Schwester und ich charakterisierten dies als Kind mit dem Wort „Weihnachtssätze“. Wenn Speisen sehr gut schmecken, neigt wohl jeder gesunde Mensch dazu, mehr zu essen, als für die Ernährung notwendig wäre. Mein Magen protestiert sofort und reagiert mit Übelkeit – schade, denn heute bedauere ich eher Gullivers Riesen mit ihren nur vierzehntägig zu füllenden Bauchklappen – aber ich möchte bitte schön winzige Portionen in gepflegter Atmosphäre.

In Münster gab es z. Z. meiner Einschulung 1937 wohl nur konfessionelle Schulen. Wir besuchten als Protestanten eine Schule, die weniger Arbeiterkinder frequentierten. Münster war eine katholische Stadt. Doch schon ab dem 2. Schuljahr schaffte die nationalsozialistische Regierung die religiöse Trennung ab. Die Kinder gingen wohngebietsweise gemeinsam zur Schule. Ich erinnere mich an die Reaktion der Eltern, die sich nicht hauptsächlich gegen die politisch verursachte religiöse Zusammenlegung sondern eher gegen die „Proletarisierung“ der Schule richtete. „Spiel nicht mit den Schmutzkindern, sing nicht ihre Lieder“ drückte ein Protestlied in den sechziger Jahren diese Sorge der Eltern aus, die auch die meine wurde. Mein ältester Sohn hielt mir das als typischer „Sechziger“ immer vor, bis er mir – selbst nun Vater – in den achtziger Jahren vergab. Übrigens erinnere ich einen großangelegten Elternabend im humanistischen Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Köln, wo die Eltern auf ihre ethische Verpflichtung hingewiesen wurden, Kinder aus asozialen Verhältnissen mitzubetreuen und mitzuerziehen. Mich hat das wohl deswegen besonders betroffen gemacht, weil ich mich als kinderreiche Mutter (ich muss damals schon 10 Kinder gehabt haben) nicht in der Lage sah, auch noch eine erzieherische Freundschaftsaktion ins Auge zu fassen. Recht hatten und haben die Pädagogen ja, aber einen nur theoretisch zu verwirk-

lichenden Anspruch. Während ich von der Strandliege aus gedanklich diesen ganzen Themenkomplex verfolge, erscheint er mir unendlich wie das vor mir liegende Mittelmeer und heute noch vor allem international gesehen unlösbar. Wenn man nur in Deutschland an die nach der Wende gestiegenen Zahlen von Rechtsextremisten und radikalen Jugendlichen denkt und realisiert, wie unmöglich eine Resozialisierung im Einzelfalle erscheint, wenn man ganze Glaubensgruppen wie die Fundamentalisten in der Lage sieht, einem Menschen als höchstes Ziel Zerstörung anderer menschlicher Leben anzuerziehen, da hat es vom Ethischen her gesehen keinerlei Weiterentwicklung in der Menschheit gegeben. Angesichts der Hoffnungslosigkeit im Großen, handele ich heute nach dem Kantschen Imperativ, d.h. ich verhalte mich so wie ich möchte, dass sich ein anderer verhielte. In Schulzeiten stand ich mit diesem Imperativ auf dem Kriegsfuß, weil er damals von spießigen Lehrern zu eng ausgelegt wurde, so dass mein stark entwickelter Individualismus und der bürgerlicher Auffassung entgegenstehende Lebenswandel damit infrage gestellt wurde.

In der Nähe der Grundschule wohnende Kinder durften in meiner Kindheit in der Frühstückspause nach Hause gehen. Ich weiß nicht mehr, wie das Mädchen hieß, dessen Vater Schuster war. Ich erreichte jedenfalls bei der Lehrerin, dass ich in der Schulpause mit diesem Kind zu seinen Eltern gehen durfte und hatte damit einmal in meinem Leben das Glück, den armen Schuster in seinem Keller sehen zu dürfen und habe eine vage Erinnerung an eine Schusterkugel. Den Vater habe ich als eher reserviert in Erinnerung. Auch meine Mutter reagierte wenig erfreut. Mir wurde jedenfalls so ein Besuch untersagt, und die eher zögerliche Freundschaft mit dieser Arbeitertochter hatte keine Chance. Es war wohl auch mehr Neugierde gewesen, die mich mit diesem Mädchen in Verbindung brachte. Was man in den Pausen sprach, muss wohl viel Lustiges gewesen sein nach der von den Eltern belegten Reaktion zu Hause: „Was haben wir gelacht“ – erinnern tue ich davon nichts. Gerade überlege ich, ob die Grundschule eine reine Mädchenschule war.

Zwei andere Schulerinnerungen betreffen schon die Kriegszeit. Unsere Schule wurde für Militärzwecke beschlagnahmt, so dass wir der Erpho-Schule zugeordnet wurden, ganz unregelmäßig und in wechselnden Klassen Unterricht hatten, außerdem unsere Lehrerin lange Monate krank war und unzureichende Vertretungen mehr oder weniger unzureichenden Unterricht gaben. Der Schulhof hatte riesige Pfützen bei Regen. Sozial Schwache trugen damals Gummistiefel und konnten entsprechende Pfützen zur Gaudi nutzen. Meine Mutter drohte Schulentzug an, wenn die Lederstiefel wieder durchnässt wären. Das waren sie, und ich glaube, meine Mutter erreichte auch eine strengere Pausenhofaufsicht. – Irgendjemand aus der Klasse kam plötzlich schreiend, dass er eine Ratte auf der Klobrille gesehen hätte. Ich weiß nicht ob ich bis dahin je ein Schulklo betreten hatte, - meine Mutter hatte das aus hygienischen Gründen verboten – jedenfalls rannte ich nun

mit den anderen in die Toilettenräume, wo die Ratte natürlich nicht auf uns gewartet hatte.

Gleich im ersten Schuljahr lernte ich von Fräulein v. Bruchhausen einen Satz, der für mich zum Motto wurde: „Kann ich nicht, liegt auf dem Friedhof“. Heute hat man Angst vor Leistungsdruck und Überforderung, doch ein gesundes Kind braucht Anspruch und Herausforderung. Was man, wenn man wirklich will, erreichen kann – zugegeben nicht alles – ist eine unglaubliche Mobilisierung von Kräften, die an Wunder grenzt.

An das Aussehen dieser Lehrerin habe ich keine Erinnerung. Doch eine andere Lehrkraft kann ich auch visuell ins Gedächtnis rufen. Sie hieß Fräulein Behrensmeier und nahm einen Typus - alternative Biofreaks - voraus, den ich sonst eher den sechziger/siebziger Jahren zuordne, – ein bisschen „flippy“. Diese ältliche (doch was heißt das schon in meiner Kinder-Erinnerung?) schlanke, große Frau mit langem weiten Hängekleid verfolgten wir sogar aus sicherer Entfernung mit Sprechgesang „Behrensmeier legt die Eier in den Sand mit Verstand“ (wer brachte das wohl auf - blöde Reimerei wie auch unter Kindern mit dem Nachnamen). Sie gab außer Handarbeitsunterricht Religionsunterricht, von dem ich nur noch weiß, dass ich auf die Frage, wer Blumen und Bäume gemacht habe, mit: „Gott“ antwortete, was zu meinem Erstaunen nicht gebilligt wurde, sondern „die Sonne“ sein sollte. Auch die Empörung der Eltern bei Tisch ist mir gegenwärtig, als wir diesen Vorfall berichteten. Dass diese Lehrerin in der Pause Müsli kauend am Pult saß, ist ein frühkindliches Erstaunen über solch abartige Ernährung. Die Ungezogenheit dieses Fräuleins, die Kirschkerne auf den Boden zu spucken, prägte dies Frühstück zusammen mit einer runden Vorratsdose (wohl ein Vorläufer von Tupper) unauslöschlich ein.

Da sind noch Erinnerungen an Pädagogen wie an „Klemmi“, Dr. Klement, der so schlimm geärgert wurde. Mit tat er leid. Doch zwangsweise (Gruppenzwang gab es auch damals) machte ich mit. Niespulver wurde geschnupft und der Unterricht konsequent gestört. Als der Lehrer an Leukämie erkrankte, dachten meine Schwester und ich, wir hätten ihn auf dem Gewissen. Als Kollege wurde er von meinem Vater besucht mit uns im Gefolge, und ich weinte nachts vor Kummer. Mein Vater erzählte später, wie sehr im Kollegium über diesen ungeschickten Kollegen gelacht worden war – armer Kerl! Gegenteilig hatte Frl. Morsbach die Liebe aller Schülerinnen. Wir bemalten Herzen dick mit Buntstift, legten sie auf ein weißes Blatt und strichen die Farbe mir den Fingern zur Seite ab in unseren Biologieheften, die mit abgepausten Pflanzen und Tierteilen immer tadellos waren. Natürlich fragte ich mich oft als Erwachsene, wie solche Liebe zustande kommt. War es bei mir überhaupt nur Kopie des Verhaltens anderer Kinder? Ich kann mir die Lehrerin noch vage vorstellen. Als ich auf dem Schulhof hinfiel und das Knie aufschlug, als diese begehrte Lehrerin Aufsicht hatte, klebte sie mir persönlich ein



Pflaster auf, und ich kann zeitlebens ein bisschen Schulhofasche in der Narbe in ihrem Gedenken betrachten. Ich weiß noch, dass ich die Erneuerung des Pflasters versuchte möglichst lange hinauszuschieben. Jahre später versuchte ich die Wäsche eines mit Sperma befleckten weißen Kniestrumpfes hinauszuzögern.

Keine Ursache weiß ich für einen ganz dunklen Punkt in meinem Leben: Eine Phobie – denn es ist viel schlimmer als natürlicher Ekel – vor Erbrechen und Erbrochenem. Ich möchte das ganz kurz behandeln, denn solche Erlebnisse verfolgen mich bis in meine Träume. Ich versuche oft vergeblich, andere Menschen von solchen Themen abzuhalten, weil mich die hervorgerufenen Bilder martern. Ich weiß, dass ich mit allen Tricks versuchte, meine Mutter und Großmutter zu bewegen, eine bestimmte Straße nicht zu gehen, die ein Keuchhustenkind verunreinigt hatte, nur ein Beispiel für viele, die mich nach über 60 Jahren noch in Alpträumen verfolgen.

In die Vorkriegszeit gehört die Italienreise in den Osterferien. Meine Eltern hatten uns Zwillinge das Ziel dieser Ferienreise als Überraschung verschwiegen. Wir nahmen den Zug. Die Zugstationen wurden mitgeschrieben und sind mir in der Reihenfolge Unna, Schwerte, Hagen im Gedächtnis geblieben. Wir übernachteten in München. Als ich den Haushalt meiner Eltern auflöste, fand ich das Tagebuch meines Vaters, wo er über den Tag und die Unterbringung schreibt: „...Hauptsache die Kinder sind zufrieden“. Ehe ich das gelesen hatte, habe ich immer gemeint, nur das Wohl meiner Eltern habe bei den Reisen im Vordergrund gestanden.

Von München aus fuhren wir mit einer Reisegesellschaft weiter nach Riva am Gardasee. An die Organisation und weitere Mitreisende kann ich mich nicht erinnern, nur an die Provianttüten mit sehr dick belegten Broten, von da ab im Hausgebrauch „Rivaschnitten“ genannt. Heute haben meine geänderten Eßgewohnheiten den Brotkonsum auch zugunsten des Belags reduziert. Das letzte Stück der Reise wurde in einem Bus zurückgelegt, der damals schon im italienischen Tempo die Kurven nahm zum Entsetzen meiner Mutter. Während der Nachtfahrt im Zug entzückten uns Kinder die Lichter der Seilbahnen die Alpen hoch. Bei meinen Gebirgsreisen faszinieren sie mich noch heute. Ob irgendwelche Liegemöglichkeiten im Zug waren, weiß ich nicht. Die großen Palmen blieben erinnerlich und das Grandhotel (heute ist es abgerissen, doch es stand 1970 noch, als ich erstmalig wieder dort durchreiste). An die Hitze erinnere ich mich und dass meine Mutter verbot, das Wasser aus dem Hahn zu trinken. Wir lernten die Eidechsen im Park fangen. Eine, die ich versehentlich am Bauch erwischte, rächte sich durch einen Biss in den Zeigefinger. Die Geduld und äußere Ruhe, die ich damals hatte, macht es mir noch heute möglich, Eidechsen zu fangen. Eine

Eidechse habe ich auch in der Mongolei in der Wüste Gobi gefangen.

Eine Reise nach Hahnenklee im Harz im Sommer erinnere ich nur flüchtig. Als ich vor 20 Jahren dort durchfuhr, habe ich gelacht, was aus dem kleinen Kurort geworden war. Damals waren wahrscheinlich noch keine aufwändigen Wintersporteinrichtungen dort. Ich erwähnte schon, dass wir einen Sommer in Bad Rothenfelde verbrachten. Dorthin fuhren wir auch im Krieg. So sind die Erinnerungen eher aus der späteren Zeit. Die letzte Reise vor dem Kriegsbeginn mit unserem Auto begann mit vielen Schwierigkeiten. Ich bekam die Masern und am letztmöglichen Inkubationstag natürlich auch meine Schwester. So musste die Reise verschoben werden. Der 2. Weltkrieg drohte auszubrechen. Ich sehe noch meine Eltern und die Großmutter besorgt auf der Straße diskutieren. Unsere Garage war 2 Straßen weiter. Meine Schwester und ich plädierten natürlich lautstark für Fahren. Hinzu auf dem Weg in den Süden, übernachteten wir in Fulda in der „Windmühle“, wo meine Mutter das Bettzeug reklamierte. Das Hotel galt hinfort als Beispiel für unsaubere und unordentliche Verhältnisse und brandmarkte die Stadt und mit ihr die Sauberkeit Hessens. Im weiteren Verlauf der Reise erinnere ich eine dramatische Stadtdurchfahrt. Damals waren nicht alle Straßen für Autos geeignet. Bei Rottweil hatten wir einen defekten Reifen und nahmen wegen der drohenden Kriegseignisse einen Ersatzreifen zusätzlich im Auto mit. Meine Schwester und ich spielten während der Fahrt Karten oder Geduldsspiele. So ist es mir nachträglich nicht verwunderlich, dass mir immer übel war, denn ich kann noch heute nicht während der Autofahrt lesen o. ä. Meine Eltern schoben damals solchen Übelkeiten auf die vorherige Krankheit. Der junge Besitzer des Hotels in Kochel in seiner schwarzen Lederhose war meine erste große Liebe und der kleine Notizblock mit „Dein Alois Fink“ überdauerte den Krieg. Schuhplattler und Zithermusik lernten wir damals kennen. Mit meinem Sohn Orlando war ich vor ca. 15 Jahren noch einmal im „Schmied von Kochel“, was ein größeres Pauschalhotel geworden ist. Eine Kellnerin erklärte auf meine Frage, dass erst ein Jahr zuvor der alte Alois Fink das Hotel verkauft habe. Im höheren Walchensee beobachteten wir bei dem Wiedersehen in der Dunkelheit Taucher. Jahre später besuchte ich von Schloss Elmau aus das Franz Marc-Museum in Kochel. Dass Kochel eher im Flachland liegt, enttäuschte mich im nachhinein. Ich hatte es als Kind alpiner gesehen. Der Krieg brach damals nun wirklich aus, von uns Kindern eher als „Event“ begrüßt, wengleich die überstürzte Rückreise mit zum Reifen zusätzlichen Benzinkanister auf dem Rücksitz einige Unbequemlichkeit brachte. Heute weiß ich, dass man im Auto als Faradayscher Käfig bei Gewitter sicher sitzt. Damals durften wir das Auto in einer Scheune sicherstellen. Als wir zu Hause ankamen, hatten wir schon die ersten Luftschutzmaßnahmen verpasst. Verdunkelungsrollos mussten angeschafft werden, Feuerpatsche und Wassereimer wurden vom Luftschutzwart kontrolliert, der Toilettenraum bekam eine blaue

Birne. Gasmasken wurden angepasst und ein Kellerraum als Luftschutzkeller hergerichtet. Für uns Kinder war alles interessant und nicht mit großem Schrecken verbunden. „Haus Dorn“ gar nicht weit so weit weg, wurde von der ersten Bombe getroffen und als Wallfahrtsort von wohl jedem Münsteraner erpilgert. 8 Jahre war ich damals und ziehe zum Vergleich den 8jährigen Enkel heran. Was konnten wir schon vom bevorstehenden Unheil erahnen?

Dienstmädchenprobleme hatte es schon vor dem Krieg gegeben. Unsere langjährige Maria – meine Großeltern hatten sie wohl als Schulabgängerin zu sich genommen – musste ihre kranke Mutter pflegen. Danach wechselten sich die Hausangestellten ab, wobei wir natürlich als Kinder nur vage erfahren haben, weswegen ein Mädchen entlassen wurde, z.B. Diebstahl, Männerbesuche im Zimmer u. ä. Ein Mädchen bügelte schicke Blusen meiner Mutter braun, um sie unter ihrem Kleiderrock zu tragen – so zumindest glaubte meine Mutter. Die Hausangestellte hatte ein kleines Zimmer unter dem Dach. Damals hatte man noch Waschschüssel und Wasserkanne auf einer Waschkommode. Meine Eltern und Großeltern hatten schon ein großes Waschbecken mit fließendem Wasser im Zimmer. Das Badezimmer war durch Einquartierung (man musste Leute aufnehmen) im 1. Weltkrieg schon zur Hälfte zur Küche umfunktioniert, die dann die Großmutter als solche benutzte. Wie nach der Hochzeit meiner Eltern (sie wurden gerade vorher erst die Zwangsmieter los) ursprünglich die Weiternutzung geplant war, weiß ich nicht, denn der Großvater starb ja kurz nach meiner Geburt.

Die Oma (Ömchen) hatte ein großes Wohnzimmer mit Glasschiebetür zum Schlafzimmer mit großem Balkon, den wir alle benutzten. In diesem Schlafzimmer gab es auch eine Kommode mit unserer Kleidung. Dass das Kinderzimmer oben im 2. Obergeschoß war, wir aber dann im Krieg nie oben schliefen, erwähnte ich schon. Dort standen bzw. lagen auch Spielsachen, mit denen wir weniger oder nicht mehr spielten. Die 2. Etage bestand, als wir kein Ganztagsmädchen mehr hatten, aus lauter ungenutzten Räumen: Das Kinder- bzw. Gästezimmer, das Mädchenzimmer und ein Werkraum, vollgestellt mit großen Maschinen, die mein Großvater als Hobbyhandwerker benutzt hatte. Eine muss eine Drehbank gewesen sein wegen der großen Schraube. Mein ältester Sohn hat noch einen vom Großvater handgefertigten Sekretär. Es war uns streng verboten, an diese Apparaturen zu gehen. Die Tatsache, dass wir es trotzdem taten – mit Respekt und Ehrfurcht – lässt mich überhaupt diese Maschinen erinnern. Hier oben standen unsere beiden Zwillingskinderwagen, der große hohe und der Sportwagen mit Sitzen gegenüber. Wir fuhren uns damit – streng verboten – durch den großen Flur und die ungenutzten Räume mit äußerstmöglichem Tempo, was natürlich durch Anecken und Getöse zum Erwischen führte. Im obersten Flur war auch die Wäschemangel unter dem Lichtschacht. Dieser erhellte sehr gut das Treppenhaus, war aber ein großes Sicherheitsproblem bei Luftangriffen. Durch die Diskussionen

dieser Gefährdung erinnere ich überhaupt diese Konstruktion so genau. Wir nutzten einen winzigen Kellerraum als Luftschutzraum. Ich weiß nicht, was vorher dort aufbewahrt wurde. Bei längeren Alarmzeiten schliefen wir in Liegestühlen, bzw. auf einer primitiven Liege unter dem Lichtschacht jeweils bis zu dem Zeitpunkt, an dem mein Vater den direkten Anflug von Bombern im Radio erfuhr. Wenn Münster länger nicht angegriffen worden war, blieben wir auch auf dem Teppich im Musikzimmer liegen. Einen Kelim, der damals vor der Standuhr lag, habe ich noch. Wie grässlich es war, oft hintereinander nachts mehrmals geweckt zu werden, kann wohl kein Kind heute nachvollziehen. Vage erinnere ich mich an Proteste tagsüber nachzuschlafen.

Doch in den ersten beiden Kriegsjahren gab es noch weniger Luftangriffe. Dass unser damaliges Dienstmädchen aus dem Friesland nach Hause geordert wurde, weil deren Eltern die Großstadt mit der Bedrohung durch Luftangriffe zu gefährlich erschien, führte dazu, dass wir nur noch tagsüber eine Haushaltshilfe hatten. Dies war eine Holländerin. Da sie sonntags frei hatte, gingen wir an diesem Tag mittags auswärts essen. Meiner Schwester und mir hat das gut gefallen. Es war ein bisschen, wie alle 7 Tage Ferien. Übrigens gingen meine Eltern und meine Großmutter nicht in die Kirche - zumindest ist mir so etwas nur vom Urlaub erinnerlich, wo ich die Bemühungen meines Vaters, im Gesangbuch die Liturgie aufzusuchen und wieder für die geforderten Liedverse umzublättern, deutlich vor mir sehe. Ich glaube, mein Vater ging mit uns allein hin. Er hatte meines Wissens zusätzlich zu anderen humanistischen Fächern und Germanistik auch Religionsunterricht gegeben. Mein Großvater väterlicherseits war Ingenieur und später Leiter einer Baugewerkschule (Vorläufer der Fachhochschule). Während zuvor durch viele Generationen die Vorfahren Pfarrer waren. Welche Gründe meine Eltern von dem Kirchenbesuch abhielten, weiß ich nicht, zumal bei den „Antinazi“-Argumentationen Christus als „Gegenwehr“ benutzt wurde. Dazu noch im Zusammenhang. Erst heute, wo meine Generation von den Kirchenbesuchen am Heiligabend schwärmt, wird mir der Mangel bewusst. 30 Jahre in der Dorfkirche in Langenhain am Heiligabend haben mein Bedürfnis nach christlicher Romantik nachträglich erfüllen können. Da mein Vater und Großvater mütterlicherseits Freimaurer waren, die ja auch das jüdische Passahfest feierten, war das Verhältnis zur traditionellen Kirche sicher nicht ungetrübt. Wir sind jedenfalls nicht streng christlich erzogen worden. Negative Äußerungen über kirchliche Institutionen kamen uns durchaus zu Ohren, wenngleich damals in gutbürgerlichen Haushalten viel mehr darauf geachtet wurde, den Kindern eine heile Welt vorzuleben.

Ich hätte gern so eine feste Ordnung gehabt, eine Gesellschaft, deren Glieder sich wie die lateinische Sprache in eine feste Grammatik fügten – wohlbemerkt mit Ausnahmen. Aber auch diese waren schließlich eingegliedert und berechen-

bar. Ich liebe nach wie vor feste Regeln und Eindeutigkeit. Das Hinterfragenmüssen von Religion, Politik, Weltanschauung empfinde ich als große Belastung im täglichen Leben und beneidete einfache Leute, die fromm katholisch ein festes Gerüst hatten, auf dem sie sich bewegten. Gut und Böse klar abgegrenzt, eine Ordnung, auf die man sich verlassen kann: Meine Eltern versuchten zwar, ihren Kinder eine heile Welt vorzuleben, doch es fehlte das Fundament eines z. B. christlichen Glaubens. Für uns Kinder war es sowieso schwer, ausgerechnet evangelisch zu sein, wo doch fast alle in Münster katholisch waren mit weißen Kommunionkleidern und dem ehrwürdigen alten Dom. Das Christkind stellte ich mir immer im Kommunionkleidchen vor. Ich weiß noch, wie empört ich war, als mein Vater uns erklärte, dass Engel männlich seien. Arme Eltern: Der Zerrissenheit der Welt können wir so wenig entgegensetzen. Wir wissen selbst nichts und sollen erklären, warum etwas so und so ist. Ich weiß nicht, wie meine Eltern uns die Teilung der christlichen Kirche zu erklären versuchten. Das war ja noch möglich. Ich jedenfalls hätte lieber zu den anderen gehört mit mehr irdischen Vorurteilen, egal ob durch Ablass erkaufte (und verkaufen wir ihn nicht noch heute?).

Doch zu unproblematischen Erinnerungen. Wir bekamen 2 Schildkröten geschenkt, Schildi und Schaldi (die Namen zeugten nicht eben von großer Phantasie). Viel anfangen konnte man mit diesen Tieren nicht, außer sie z. B. am Treppensteigen hindern. Einmal „aufs Kreuz gelegt“ konnten sie sich nicht allein helfen. Sonst konnte man nur ihren Appetit bewundern ähnlich wie bei Maikäfern, die mein Vater von Schülern gebracht bekam. Wir selbst fanden wohl selten einen. Aber diese hatten immerhin die Fähigkeit zu fliegen, z. B. in die Gardinen. In den hohen Räumen waren Mutter und Großmutter da schon gefordert. Die Schildkröten fraßen leider auch die Bellis, gefüllte Gänseblümchen sagten wir, und ich mag diese Pflanzen noch heute gern. Meine Schwester und ich bekamen ein kleines Beet unter dem großen Birnbaum, der quasi den ganzen Garten überkronte. Eine kleine Ecke mit Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern und einem Spalierbirnbaum bekam ein bisschen Sonne. Eine mannshohe Mauer verhinderte jeden Kontakt mit den Nachbarn. Diese Gänseblümchen gediehen also nur beschränkt und mussten vor den Schildkröten bewahrt werden. Unter dem Küchenbalkon befand sich eine Kruschecke mit alten Blumentöpfen, Blumenerde, Kistchen etc. Dort hatten die Tiere ihr Käfig-ähnliches Asyl. Wegen der Mauer ringsum konnten sie nicht fortlaufen. Der Küchenbalkon war mit Glas überdacht und wurde nicht zum Sitzen genutzt – eventuell zum Gemüseputzen, jedenfalls zum Schuhe putzen und als Durchgang zum Garten. – Eine lange Treppe führte hinunter. Dort war eine große Teppichstange, an der auch eine Schaukel befestigt war. Einen Kellerausgang gab es auch unter dem Küchenbalkon von der Waschküche aus. In meiner Kinderzeit kam alle 4 Wochen die Waschfrau. Die Wäsche wurde oben auf dem großen Balkon aufgehängt, im Winter auf dem großen

Wäscheboden. Im Haushalt halfen wir ja nicht, und so erinnere ich die Trocknungsproblematik nicht. Dass dieser Waschtage mit Unbequemlichkeit einherging, hat sich aber eingeprägt.

Mein Vater verbrachte seine schulfreie Zeit - er war damals Studienrat (nach dem Krieg Oberstudiendirektor) - in seinem Arbeitszimmer, in das wir ganz selten durften, z. B. um Grammatik und Mathematik zu lernen für die vorzeitige Aufnahmeprüfung ins Gymnasium nach dem 3. Schuljahr. Als jüngst die Zugvögel in den Süden flogen, fiel mir ein, dass meine Schwester und ich die Folgen von „Nils Holgersson und die Wildgänse“ im Radio hören durften. Später hörten wir dort nach den Sondermeldungen im Radio das so genannte Englandlied, was wir lautstark mitsangen. Obwohl meine Eltern gegen die Nationalsozialisten waren, wünschten sie sicher auch keinen verlorenen Krieg. Doch zu dem Thema später, denn ich will noch erzählen, dass mein Vater auch eine handwerkliche Tätigkeit verrichtete. Vergeblich versuche ich mir seine Kleidung dabei ins Gedächtnis zu rufen. Er füllte nämlich 1x im Jahr die Klingelbatterie mit Schwefelsäure auf. Die zersetzten Produkte wurden in den Garten geschüttet, wo sie einen unschönen hellen Haufen bildeten, der später untergegraben wurde. Das Hausmädchen kann ich noch mit dem Spaten unter dem Birnbaum erinnern. Es wuchs dort - wie gesagt - kaum etwas außer Efeu. Wahrscheinlich richtete sich die Maßnahme gegen Unkraut, das ich nicht registrierte, obwohl meine Eltern mir den Namen Franzosenkraut für ein unerwünschtes Gewächs beibrachten. Mein Vater hat uns den Vorgang der Stromherstellung in den beiden Glasgefäßen sehr gut erklären können. Der verstorbene Großvater hatte diese Anlage selbst gebaut. Er soll auch das erste Radio selbst gebastelt haben. Mein Vater hat auch ab und zu Blumen umgepflanzt, bzw. Ableger eingetopft, z. B. unsere „Ströbbecke“, simple Kakteen, die ständig Kindl bekamen, deren Sprießen wir mit Stolz beobachteten. Ich glaube, als wir fortzogen, hatte meiner 10 kleine Ableger. Meine Mutter hatte kein Händchen für Zimmerpflanzen. Im Wintergarten auf der Heizung war die Hitze zu groß. Die Heizungen mussten damals sehr hoch gefahren werden, weil die Isolierung der Fenster noch schlecht war. Fenstermäntel wurden eingehängt zu Beginn der Heizperiode. Unser Wintergarten wurde bei großer Kälte nicht warm genug. Die Tür zum Musikzimmer wurde offen gelassen. Ich glaube, wir aßen bei niedrigen Temperaturen dort. Meine Mutter erzählte, dass beim Bau des Hauses Fußbodenheizung gelegt worden sei, die sich nicht bewährte, so dass man im nächsten Jahr schon Heizkörper einbaute. Ich habe jedenfalls mein Elternhaus als wohlig warm in Erinnerung. Wir haben auch Koks genug gehabt, bis wir 1943 fortziehen mussten. Gerade fallen mir die riesigen Schlackenmengen ein, die die Koksheizung bildet. Doch das Problem kenne ich wohl eher aus den Anfangsjahren meiner Ehe. Wie haben sich die Hausmädchen bzw. später sonntags mein Vater oder meine Mutter nach dem Ausnehmen der Heizung gewaschen,

und was haben sie angehabt bei dieser Arbeit? Mein Vater trug helle Oberhemden



mit Krawatte. Eine Hausjacke fällt mir gerade ein, aber die war sicher nicht waschbar. Zur Reinigung wurde nichts gebracht. Man reinigte selten etwas mit Waschbenzin bei weit geöffneten Fenstern. Schwarze Kleider hatten abnehmbare weiße Kragen teils mit Spitzen. Wie verschwitzt müssen Kleidungsstücke u.U. gewesen sein und gerochen haben! Die

gute alte Zeit erscheint mir nicht eintauschenswert. Personal für unangenehme Arbeit habe ich mir oft gewünscht, doch müsste ich ständig eine Person in meinen Bereichen ertragen. Die Technik erledigt viele Haushaltsaufgaben problemlos. Ab und an eine Putzfrau reicht für gründlichere Arbeiten aus. Doch mit kleinen Kindern sieht das schon anders aus.

In einem bürgerlichen Haushalt machte ein Erwachsener sich nicht schmutzig: kein Gemüseputzen, keine Gartenarbeit, keine Putzarbeit. Da schwitzte man auch nicht bei der Arbeit. Einmal in der Woche wurde gebadet, doch wuschen meine Mutter und Großmutter sich jeden morgen am Waschbecken von Kopf bis Fuß. Meinen Vater sah ich nie nackt. Wir hatten einen Paravent. Vielleicht wusch sich mein Vater dahinter. Ihn erinnere ich nur rasierend und dabei womöglich zu den Melodien von Opernarien diese Verrichtung persiflieren. Das Haar von uns Frauen wurde nur alle 4 Wochen gewaschen. Meine Großmutter reinigte die Kopfhaut zwischenrein mit Franzbranntwein. Haare waschen ist bis heute nicht meine Lieblingsbeschäftigung. Aller Aufwand an mir selbst war mir stets lästig: Gemütlich in sehr heißem Badewasser zu sitzen zur Entspannung finde ich gut mit quasi automatischer Reinigung. Die Waschbecken zu Hause hatten wohl nur kaltes Wasser, was man früher zum Waschen für gesund hielt. Abhärtung war die Devise. Meine Schwester und ich distanzierten uns bald davon, als wir im Schwimmunterricht der Schule kalt duschen sollten, auch noch unter dem Motto: Dann bist Du abends warm im Bett. Das waren wir im zentralgeheiztem Haus sowieso, und meine Schwester log ungeniert Fräulein Bald an: „Wir waren schon unter der Dusche“. Der große Badeofen wurde mit Gas beheizt, mit entsprechendem Vorlauf. Die Flamme musste ständig kontrolliert werden, damit sie nicht ausging und Gas ausströmte, eine große Gefahr im Haushalt zusätzlich zur Benzinreinigung von Kleidung. Vergeblich versuchte ich zu erinnern, ob solch eine Gastherme auch in der Küche war. Das Aufsetzen von Spülwasser in der Nachkriegszeit überlagert diese Erinnerung, zumal wir ja als Kinder in Münster nie spülten, höchstens mal bei den Hausmädchen abtrocknen „durften“. Der Fußboden in der Küche war Pressholz und fliesenähnlich glatt aber wohl wärmer. Ansonsten hatte das Haus

Holzfußboden, im Esszimmer und Arbeitszimmer Parkett. Im Wintergarten lag auch Pressholz oder Linoleumfußboden wie auch in den Schlafzimmern. Wir hatten schon einen Nilfisk-Staubsauger, der später auch eine Waschschlange betreiben konnte, die die Waschlauge im geheizten Kessel durchsprudelte. Eine Presse mit Drehkurbel wrang die Wäsche aus, die Lauge wurde für Buntwäsche weiterverwendet. Ob auch nach jedem Spülen durchgedreht wurde, weiß ich nicht, auch nicht, wie trocken die Wäsche aufgehängt werden konnte. Eine Schleuder besaßen wir jedenfalls nicht. Ich glaube, die Wringvorrichtung saß auf einem Bottich mit Drehkreuz zum Wäschewaschen. Der Wäschegegeruch drang durchs Treppenhaus nach oben. Die Keller der Stadthäuser lagen damals nur halb unter dem Straßenniveau. Es führte eine breite Treppe in das Erdgeschoß. In meinem Elternhaus war sie aus weißschwarzgemustertem Marmor. Auch die Wände waren mit Marmor belegt. In diesem Treppenhaus war eine tolle Akustik. Ich erinnere mich aber, dass meine Eltern unseren Gesang wohl eher laut als schön empfanden. Der Vorratskeller war gleich am Eingang vorn. Ich erinnere noch den schrecklichen Geruch, wenn der Stein auf den eingelegten Bohnen gewaschen worden war. Sauerkraut hatten wir nicht eingelagert. Ich machte das später mal selbst. Der Geruch war ähnlich eklig. Aber auch Käse riecht für mich abstoßend.

Unser Hausmädchen aß in der Küche, doch vom gleichen Essen. Gab es Kohlrouladen, machte mein Vater auch schon mal mit dem Mädchen ein Wettessen. Ich befragte später meine Mutter, was sie selbst denn in der Küche tat. Sie briet wohl den Braten an und machte die Soßen. Meine Mutter hatte ein Jahr in einem Hauswirtschaftsinternat gelernt, wie das damals so üblich war für „höhere Töchter“. Schließlich musste das Personal ja auch angelernt werden. Beim Einkochen u. ä. haben meine Mutter und Großmutter sicher auch mitgeholfen. Hausarbeit macht dicke Finger sagte meine Mutter, die Pianistin und Klavierlehrerin gewesen war. Sie spielte nach dem Krieg fast gar nicht mehr, weil sie keine Übung mehr hatte. In unserer Kinderzeit übte sie wohl noch regelmäßig, und ich erinnere noch meinen Vater dazu Geige spielen. Meine Mutter unterrichtete uns dann selbst mit nicht so großem Erfolg. Üben mussten wir 1/2 Stunde täglich, doch hörten meine Eltern wohl nicht so genau die Kontinuität, denn ich sehe mich in dieser Zeit an der Steckdose spielend – ich steckte eine Stricknadel hinein, um einen Schlag zu bekommen – mich überläuft es heute noch eiskalt ob dieses gefährlichen Spiels. Die nötige Ausdauer lernte ich beim Klavierspiel nicht und auch nicht in der Schule, wo mir alles so leicht fiel, dass ich nicht arbeiten musste. Das Durchhaltevermögen – ohne schnell Erfolg zu sehen – geht mir noch heute ab. Meine Eltern legten sich nach dem Mittagessen bis 15:00 Uhr hin. Ab dann durften wir Klavierüben und die Schularbeiten am Bett zeigen. Das betrifft wohl die Gymnasiumszeit. 3 Vokabeln nicht gekonnt – und wir bekamen das Heft um die Ohren geschlagen und mussten wiederkommen. Das Hausmädchen spülte nach

dem Essen und kehrte und wischte die Küche. Dann hatte es frei, wenn nicht Bügeln, Wäschelegen u. ä. nach dem Waschtage anstanden. Da mein Vater ja quasi immer nachmittags frei hatte, waren Spaziergänge auch alltags die Regel. Das Dienstmädchen hatte also eine ganze Menge Freizeit, auch nach dem Abwaschen abends nichts mehr zu tun. Gingen die Mädchen aus? Was machten sie in ihrem kleinen Zimmer? Unsere erste Maria besuchte sonntags meistens ihre Eltern in Sudmühle. Wahrscheinlich ist sie mit dem Fahrrad hingefahren. Bis zu ihrem Tode hatten wir Kontakt mit ihr. Ganz sicher waren wir eine gute Herrschaft für sie gewesen.

Beim Spaziergang lehrten die Eltern uns Bäume, Pflanzen und Pilze kennen. Mein Vater kannte Steinpilze, Pfifferlinge und Champignons. Fanden wir überraschend solche schmackhaften Exemplare, sammelte mein Vater sie in seinem Hut. Mein Vater hat auch Geschichtliches, Erdkundliches und Sternkundliches unterwegs erzählt. Er konnte so spannend plaudern, ohne belehrend zu wirken. Ich hatte das Glück, ihn im Krieg als Lehrer zu erleben und weiß, warum die Schülerinnen so von ihm schwärmten. Kamen wir nach Hause, wendete sich mein Vater sofort wieder den Korrekturen von Klassenarbeiten u. ä. zu. Es versteht sich von selbst, dass mein Vater als Deutschlehrer sehr viel las und alle Neuerscheinungen sofort erwarb. Als mir vor einigen Jahren eine Deutschlehrerin der Oberstufe erzählte, dass sie mühsam nur das Buch, was sie als Lektüre durchnahmen, im Schuljahr zu lesen schaffte, war ich entsetzt. Ein Vergleich mit fast allem, was an Literatur derzeit „in“ ist, müsste in meinen Augen einem Literaturlehrer möglich sein. Damals war mein Vater noch sein eigener Reich-Ranitzski, um zu entscheiden, was Literatur ist.

Mein Vater zeigte mir einmal, wie er bei der Aufsatzbewertung vorging. Zuerst las er alle Hefte hauptsächlich auf die Fehler durch und legte sie aber schon in einer Art Vorsortierung auf bestimmte Haufen. Dann wurde vergleichend noch einmal gelesen. Ganz oben und ganz unten in der Bewertung gab es die größten Schwierigkeiten für den Lehrer. Ab und an erzählte mein Vater auch Witziges und Absonderliches aus den Aufsätzen. Die Lateinarbeiten zu korrigieren war mehr Routinearbeit. Als wir älter waren, brachte mein Vater uns Schachspielen bei. Die Konzentration auf ein solches Spiel ist mir sehr schwer gefallen. Ich bin viel zu leicht ablenkbar. Wenn der andere Spieler 10 Minuten braucht, um sich zu entscheiden, muss man alle Eventualzüge im Kopf behalten, entsetzlich, ...aber ein Super-Konzentrationstraining. Mit 12 Jahren hatte ich den Ehrgeiz, besser als mein Vater zu werden. Ich fand Spieler, denen ich überlegen war. Es machte mir immer Spaß, besser zu sein als andere.

Meine Mutter nähte sehr gut. Damals gab es noch so gut wie keine Kinderkonfektion. Meine Mutter fertigte niedliche Spielhöschen und Kleidchen. Ihre Fähigkeiten verhalfen uns auch in der Nachkriegszeit zu einer passablen

Garderobe. Abends saß meine Mutter oft bei meiner Großmutter, weil mein Vater noch arbeitete. Punkt 22.00 Uhr gingen die Erwachsenen schlafen. Kinder gehörten spätestens um 20.00 Uhr ins Bett. Morgens wurde früh aufgestanden. Wann genau weiß ich nicht. Mit ca. 13 Jahren erinnere ich erstmals einen Protest an einem Sonntag, weil ich morgens gern länger liegen geblieben wäre mit den Füßen in dem Heizkörper. In einer bestimmten Gesellschaftsschicht lebte man nach festen Regeln. Doch auch heute erfordern Schule, Geschäfts- und Arbeitszeiten gewisse Normen. „Das tut man nicht, das gehört sich nicht“ – laut sagt man das heute weniger, doch akzeptiert man bestimmte Regeln des menschlichen Zusammenlebens ohne Zwang, kehrt zu manchen zurück, was in Gewohnheit sinnvoll ist und sich nicht ohne Grund „eingebürgert“ hat. Damals gab es noch nicht das Fernsehen mit sehenswerten Spätfilmen, aber Bücher hätte ich schon gern zu Ende gelesen abends.

Apropos „lesen“. Wie unbequem das Erlesen von Texten am Anfang der Schulzeit war, weiß ich noch. Wir waren verreist. Meine Eltern legten sich mittags hin und gaben uns je eine Geschichte, die wir in der Zeit lesen und dann erzählen sollten. Meine Schwester hatte das Glück, die ihr zugeteilte Geschichte schon zu kennen, während ich die meine wirklich erlesen musste. Doch war nach einigen Zwangslesemaßnahmen das Können endgültig erwacht, für mich erinnerlich beinahe mit diesem einen Mal, dass ich plötzlich ganz schnell etwas Neues erfahren konnte – eine neue Welt war aufgetan. Leider konnte ich mit meinen Erfahrungen nicht allen meinen Kindern zum Leseerlebnis verhelfen. Legasthenie verlangsamt wohl die Zusammenziehung von Einzelbuchstaben zum Gesamtbild, eine unterschiedliche Lesefähigkeit ist sicher genetisch bestimmt. „Diagonal lesen“ konnte ich schon mit ca. 10 Jahren. Fasziniert denke ich daran, wie ich beim 3. Mal lesen in „Lederstrumpf“ eine ganze Bildseite entdeckte, die ich vorher nie gesehen hatte. Ohne die Erinnerung dieses Staunens wüsste ich nicht, dass ich so flüchtig las. Mir ging es um nichts als um den Inhalt. Die Gefahr der Oberflächlichkeit begleitete mich weiter durchs Leben: Zum Genaulesen muss ich mich richtig zwingen. So lese ich original englischsprachige Lektüre nur in der Ursprache. Doch auch dann beobachte ich erstaunt meine Fähigkeit, auch in der Fremdsprache für mich uninteressante detaillierte politische Hintergründe diagonal lesen zu können. Heute erst genieße ich die Literatur als solche und lese konzentriert das, was ich in jungen Jahren überschlug.

Meine Eltern waren verärgert, dass im 3. Schuljahr kaum regulärer Unterricht erteilt wurde. Das Schulgebäude war beschlagnahmt, unsere Lehrerin langzeitkrank. Mal hatten wir bei dieser, dann bei jener Lehrerin Unterricht. Wir kamen voll Freude heim, wenn wir Hausaufgaben aufhatten. So entschieden die Eltern, uns auf dem Gymnasium anzumelden. Als Studienrat wusste mein Vater, was wir nach den Bestimmungen können mussten. Doch bei der Prüfung stellte sich

heraus, dass wegen der Kriegswirren der Leistungsstand der 4. Klasse weit niedriger lag. Wir konnten in der deutschen Grammatik nicht nur alle Wörter deutsch und lateinisch bestimmen, sondern auch alle Satzteile mit lateinischen Namen. Ich glaube manche Kinder unserer Klasse lernten das nie. Morgens war die schriftliche Prüfung. Wir fanden alles unglaublich leicht und wurden entsprechend vom Mündlichen befreit. Vater musste uns regelrecht wegzerren, denn wir hofften, unsere gewonnenen Erkenntnisse noch anbringen zu können. Ganz sicher müssen meine Eltern in diesem Fall für ihre pädagogischen Fähigkeiten einen dicken Pluspunkt bekommen. Hatten sie uns doch die Prüfung eher als interessantes Ereignis geschildert. Wir waren bei der Prüfung 8 Jahre alt und kamen kurz nach dem 9. Geburtstag in die Sexta. Größere Schwierigkeiten im Gymnasium hatte ich nicht. Nur fehlte entsprechendes Schreibtraining. Weil ich so undeutlich in der Eile schrieb, bekam ich ein fehlerfreies Diktat mit 5 bewertet und wurde auch in Mathearbeiten mit Text schreibtechnisch nicht fertig. Um eine Strecke, Strahl und Gerade exakt zu zeichnen, radierte ich bei der Hausaufgabe solange, bis die Rechenkästchen verschwunden waren. Fräulein Bald machte einen mehrere Seiten durch sichtbaren dicken Strich mit dem Rotstift dadurch; ich hatte mir doch so viel Mühe gegeben! Es war wohl der erste wirkliche Denkkzettel in meinem Leben. Fragt sich nur, was zu überdenken war. Dass nicht immer Zeit und Aufwand im Verhältnis zum Ergebnis stehen müssen, ist mir klar geworden. „Du musst sorgfältiger arbeiten“ hatte meiner Erinnerung nach die Lehrerin über den Durchstrich geschrieben. „Erst besinne, dann beginne“ als einfacher Merkspruch, sorgfältiger vorzugehen, kann natürlich die Spontaneität bremsen. Spontan und doch überlegt zu handeln bleibt das ganze Leben ein Vabanquespiel. Resignierend ausgedrückt heißt das im Volksmund: „Wie man's macht, macht man's verkehrt.“ Optimisten können so etwas dennoch lachend sagen.

Die Schule machte also weiterhin Spaß, auch wenn das Vokabellernen s.o. manchmal 3 Anläufe erforderte. Ich wundere mich immer, wenn Kinder ohne Nachhilfe der Eltern gut lernen. Doch dazu später. Interessiert hörte ich in der Schule nicht nur den Lehrern zu: Hier bot sich Kontakt zu Gleichaltrigen, die nicht gleichgepolt vom Elternhaus waren wie meine Schwester und ich. Zu Hause waren wir ein funktionierendes Spielteam. Ich berichtete schon von unseren Krankenhausspielen. Wahrscheinlich waren wir sogar noch jünger, wenn wir Rollenspiele andachten wie z.B. Christkind oder Prinzessin. Genau tageweise wurde gewechselt zwischen der Hauptrolle und der Magdposition. Diese Rollen wurden gespielt im Beisein der Eltern ohne deren Wissen. Der Bevorzugte musste vom anderen bedient werden, um das Erstrebenswerte zu bekommen z. B. den besseren Sitzplatz im Café o. ä. Ich denke an meine Christkindrolle in Telgte im Kaffee Herne, was ich in dieser Weihnachtszeit als romantisch kerzenerhellte gemütlich erinnere. Als ich mit ca. 15 oder 16 Jahren wieder hinkam, war nichts von der

Kindheits Erinnerung geblieben. Ich sah es sogar dann als Tanzlokal beim Maria-Geburts-Markt. Noch rätselhafter ist mir das Rollenspiel Churchill-Daladier und Hitler, das ich erinnere, aber überhaupt nicht weiß, was wer in welcher Rolle gehandelt oder gesagt haben sollte. Offensichtlich müssen wir aus den Erzählungen der Eltern von den politischen Ereignissen einiges gehört haben. Schließlich durften wir Kinder bei Tisch nicht reden. Daladier war mir ein besonders klangvoller Name und deswegen als Rolle attraktiv. Leider hat meine Schwester keine Erinnerung an diese Rollenspiele.

Mit 10 Jahren musste man in der Hitlerzeit zu den Jungmädeln. Nach 4 Jahren kam man dann zum BDM. Erst war für uns diese Organisation mit großem Spaß verbunden. Eine Art Pfadfinderprogramm ermöglichte uns, Mittwochs- und Samstagsnachmittags mit Gleichaltrigen ohne Kontrolle der Eltern etwas zu erleben. Unsere Führerinnen waren 14-16jährige, die natürlich nicht immer Disziplin halten konnten. Das war besonders der Fall, wenn der Lebenslauf eines Ministers o. ä. gelesen werden musste. Ich weiß, wie wir in den Schulkassen dann über Tische und Bänke turnten, während das hilflose nur etwas ältere Mädchen versuchte, sich Gehör zu verschaffen. Als Kind mag man so etwas nicht. Es ist wie unorganisierte Kindergeburtstage, wo keiner bestimmt, was gespielt werden soll. So eine Geburtstagsfeier merkte ich mir bei Prof. Hasemann, wo das Hausmädchen Aufsicht aber nicht Regie führte. Beim Kaffeetrinken spuckte und schnippte die Gastgeberin Margarete die Kirschkerne aus dem Kuchen durch die Stube. Später hämmerten wir auf dem verstimmten Klavier herum, dessen Klang ich viel, viel schöner als den unseres Flügels fand und das zu Hause auch erzählte. Ich steigerte mich darein, auf so einem Instrument natürlich auch brav üben zu wollen. Gasthausklavieren oder sogar extra schräg gestimmten Instrumenten gilt noch heute meine nicht salonfähige Liebe. Aber dieses verstimmte Klavier konnte die Geburtstagsparty auch nicht retten. So machten mir auch solche verunglückten Belehrungsversuche bei den Jungmädeln nicht Spaß. Was sonst bei den Jungmädchentreffen gemacht wurde, kann ich kaum sagen. Ich erinnere eine Wanderung, die aber wohl eher selten war, da ich sie als so ungewöhnlich empfand. Ob dabei Jungen waren, oder aber den anderen Mädchen das Pinkeln der Jungen vertraut war: Längere Zeit trainierten meine Schwester und ich nun das Urinieren durch ein Hosenbein, was mit unseren von Oma gestrickten am Leibchen angeknöpften Höschen besonders schwierig war. Jedenfalls waren die Höschen um den Schritt dann nass. Doch die Versuche wurden auch im Garten unter dem Küchenbalkon in der dunklen Ecke fortgesetzt. Urinieren zur Markierung des Reviers ist ja auch bei Tieren ein Urinstinkt. Hier war sicher sexuelle Lust mit im Spiel, eine Art von kindlicher Selbstbefriedigung. Heute spricht man von Penisneid. Aber wir wussten ja nicht einmal, was ein Penis ist. Ich jedenfalls nicht.

Einmal im Jahr war „Tag des Mädels“ mit sportlichen Wettkämpfen. Ich erin-

ner nichts Genaues, nur einen sehr heißen Sommer, wo wir auf dem Hindenburgplatz in der grellen Sonne still stehen mussten. Viele kippten um. Ohnmächtig zu werden blieb immer meine stille Hoffnung, wenn ich meinte, etwas nicht mehr aushalten zu können – auch später nach dem Krieg, wenn man 4 Stunden um Brot anstehen musste. Ich konnte nie gut stehen. Doch als mir viel später einmal wirklich schwarz vor den Augen wurde, hatte ich 3 kleine Kinder bei mir und war mit Zwillingen schwanger. Ich habe aber noch rechtzeitig einen Stuhl bekommen. Als Kinder kamen meine Schwester und ich vom Hindenburgplatz total erhitzt und kaputt nach Hause. Unsere Mutter ließ kaltes Wasser in die Badewanne und sich zu Bemerkungen hinreißen, die wohl das waren, was man heute als systemkritisch bezeichnen würde. Meine Eltern vermieden ansonsten, irgendetwas gegen die Nationalsozialisten zu sagen. Trotzdem registrierten wir über die Jungmädelsverpflichtungen ziemlich bald die negative Einstellung der Eltern zu dieser Institution. Erst bei Kriegsende – davon später – erfuhren wir die Gründe der Eltern. Die Beziehung zu den Eltern wurde mehr und mehr belastet durch unsere, der Kinder, Schwierigkeiten, einerseits den Geboten der Eltern, andererseits den Geboten der Nazi-Organisationen gerecht zu werden. Meine Schwester und ich waren brave Kinder. Nun wurden wir zu Lügen gezwungen. Meine Mutter – offensichtlich gab es offizielle Richtlinien – pochte darauf, dass „Dienst“ nur mittwochs und samstags eine bestimmte Stundenzahl sein durfte und z. B. Sammeln für irgendetwas nur so und so viel mal im Monat/Jahr etc. verlangt werden durfte. Ich weiß, wie wir lügen mussten, um eine bestimmte verlangte Sammlung durchführen zu können. Zu lügen und etwas heimlich zu machen, finde ich schlimm und eine große Belastung bis heute. Dieses Verbot war für uns unergründlich, denn wir nahmen gern am fröhlichem Zusammensein teil und fanden es interessant, beim Sammeln von Haus zu Haus zu gehen. Nachträglich weiß ich, wie gefährlich es für die Eltern gewesen wäre, ihre politische Gesinnung darzulegen. Wir als Kinder hätten, vertrauensselig und geschwätzig wie wir waren, alles verplappert. Eine solche Situation zu meistern ist wie viele Schwierigkeiten der Kindererziehung eher theoretisch möglich als praktisch zu bewerkstelligen. Leider sieht man oft idealisierte Darstellungen dieser 3. Reich-Konstellation. Helden sind bewundernswert auf Leinwand oder Bildschirm, im wirklichem Leben wären sie meist tot. Das muss ich so hart sagen. Meine Eltern waren feige – ihren Kindern zuliebe.

Gern mitgemacht habe ich, als wir für irgendeine Veranstaltung singen üben mussten. Noch heute kann ich den Text von dem „steinalten Jüngerlein“. Die Begeisterung für diese musikalische Angelegenheit hat den Grund des Auftritts bei mir völlig überlagert. Ich weiß aber, dass es mir Spaß gemacht hat, wirklich eine bessere musikalische Leistung zu erreichen, die erste Erinnerung an die Anspruchshaltung, die mir heute manchmal zur Belastung wird.

Außer Restriktionen gegenüber den Jungmädels-Veranstaltungen habe ich Bedrohungen politischer Art halb bewusst wahrgenommen in der Reichspogromnacht, wo ich erinnere, vom Fenster aus den Feuerschein brennender jüdischer Geschäfte und der Synagoge gesehen zu haben und die bemüht vagen Erklärungen der Erwachsenen nicht verstanden zu haben. Ich wurde auch Zeuge von Vermutungen, dass der Tod der Tante in der Psychiatrie in Gütersloh gewaltsam herbeigeführt worden sei. Ich wollte immer alles genau verstehen. So blieben die Themen unbeantworteter Fragen in meinem Gedächtnis. Die Eltern strengten sich an, uns eine heile Welt zu bieten. Doch diese bekam immer mehr Bruchstellen. Die Konfrontation mit der Realität wurde in „besseren“ bürgerlichen Elternhäusern in der Kindererziehung bewusst vermieden. Ich hatte und habe bis heute dadurch Schwierigkeiten, das soziale Elend in der Welt zu akzeptieren. Geborgenheit und Verlässlichkeit des Elternhauses sind letztlich eine Grundlage der Persönlichkeitsentwicklung. Doch die Abwehrmechanismen müssen ebenfalls gestärkt werden. Erziehung bleibt ein schwieriger Balanceakt mit geflicktem Netz und brüchigem doppelten Boden.

Meine Notizen erwähnen noch Cervelatwurstbrote und „Handchenkäse“ bei „Ömchen“. Meine Großmutter hatte ja zumindest bis Kriegsbeginn ihre eigene Küche und hat uns – warum auch immer – wohl mit Essen lassen, wenn wir wollten. Wie schon gesagt, war für mich Essen negativ befrachtet, bis Notzeiten kamen. Der „Handchenkäse“ wurde aus Quark hergestellt mit Salz und Kümmel und auf der Fensterbank getrocknet. Merkwürdig: Nie hat meine Mutter später so etwas gemacht. Vielleicht konnte oder mochte sie das nicht? Da wir nach dem Krieg in einem westfälischen Dorf lebten, hätten wir erwartungsgemäß dort so etwas bekommen können. Vielleicht war es ein Rezept aus der Lüneburger Heide, woher mein Großvater stammt? Merkwürdig auch, dass ich diese Art Käse in positiver Erinnerung habe, denn ansonsten war und ist der strenge Käsegeruch mir ekelhaft. Ich führte Übelkeit in meiner Kindheit darauf zurück, dass ich Scheibenkäse (schlimm stinkenden Käse mochten meine Eltern auch nicht) hatte auf Brot essen müssen. Das von meiner Großmutter zubereitete Essen schmeckte mir. Doch keinesfalls erscheint das „Ömchen“ dadurch als gute Fee. Ich bedauere außerordentlich, dass ich nicht noch eine Spur von „Guter-Oma-Erinnerung“ habe. Sie blieb für mich eher eine „strenge Gouvernanten“-Reminiszenz. Erklärlicherweise resultieren daraus für mich Identifikationsprobleme in meiner eigenen Großmutter-Rolle und der Position, in die mich meine Kinder nun setzen. Vergeblich suche ich in der Literatur nach markanten „Großmutterrollen“. Ach, wäre ich doch ein Großvater, der am Fluss beim Angeln tiefe Weisheiten an die Enkel (auch immer männlich?) weitergeben kann!

Wie schon erwähnt, war der Großvater mütterlicherseits kurz nach unserer Geburt gestorben. Er muss ein sehr tüchtiger Mann gewesen sein. Als sein Vater

im ersten Weltkrieg gefallen war oder aber sehr jung starb, musste der Sohn die Schule verlassen und eine Lehrstelle annehmen. In Abendkursen bildete er sich



weiter und wurde Rechnungsrat. Eine schöne Ernennungsurkunde hängt bei mir im Flur. Handwerklich erstaunlich geschickt (ich schilderte schon seine großen zurückgelassenen Maschinen) erwies er sich aber auch als guter Börsenspekulant, der Millionär wurde. Das Vermögen in unserer Familie ging durch zwei Inflationen verloren. Meine Mutter hasste „Koofmichs“

(Kaufleute), weil die Sachwerte in ihren Augen den Wert behielten (was für erworbene Grundstücke natürlich ebenfalls galt). Neid macht den Neider verachtenswert im Gegensatz zum Beneideten. Wem das Schicksal eine Looser-Rolle zugewiesen hat, hat oft Mühe, diese mit Würde ohne Verbitterung zu spielen. Doch meine Mutter war und blieb auf der Habenseite, und so wirkte ihr Lamentieren eher peinlich oder dümmlich, was sie nun wirklich nicht war. In anderen Situationen rechnete sie sich durchaus zu den Privilegierten – das konnte genau so peinlich wirken. Mich als Tochter verunsicherte ihr gesellschaftliches Auftreten. So blieb mein eigenes Auftreten lange schüchtern und gehemmt – ohne Vorbild. Meinem Vater konnte ich nicht nacheifern, denn er war so souverän von seinem Geschlecht als Mann und in seiner Position als Oberstudiendirektor, der wirklich in meinen Augen alles wusste. Ja, das war etwas, was mich prägte. Mein Schwiegervater, mit seinem Wissen auch ans Genie grenzend, untermauerte mein Trugbild: Ältere Männer wissen alles. Lange dauerte es, bis ich merkte, dass diese Männer auch vieles nur „besser“ wussten oder gar nicht. Die Mehrwertposition der Männer war uns Mädchen so festgeschrieben – deswegen möchte ich wohl immer noch Großvater sein. In die glückliche Vorkriegskindheit gehört das Brummen des Zeppelins, der öfter unser Haus in Münster überflog – ein Geräusch, das mich heute noch alarmiert. Damals war es ja noch ein Wunder, dass mehrere Leute auf einmal durch die Luft transportiert werden konnten. Für mich bleibt es das – jenseits von allem physikalischen Know-how – immer noch. Oft denke ich in einem vollbesetzten Airbus oder Jumbo nachts: „Das kann doch nicht wahr sein!“

Die ersten beiden Kriegsjahre brachten im täglichen Leben nicht so viele Veränderungen, nachdem wir uns an Verdunkelung, Lebensmittelkarten, ab und an Fliegeralarm gewöhnt hatten. Doch dann nahmen die Luftangriffe bedrohliche Formen an. Immer mehr Nächte mussten im Keller verbracht werden. Die Kriegswinter brachten grimmige Kälte und riesige Schneemassen. 1941 und 42 muss es ganz schlimm gewesen sein. Der Schnee wurde damals in Münster von Pferden gezogenen Sturzkarren in die Gräben an der Promenade (alter Stadtwall) gekippt.

Ostern lagen noch Schneeberge dort. Die Freiherr-vom-Steinschule, das Gymnasium, an dem mein Vater Oberstudienrat und wir Zwillinge Schülerinnen waren, wurde zerstört. Ich weiß von dem Schulweg zur Ersatzschule, nur, dass wir die Promenade benutzten. Die Schlinderbahnen die Abhänge hinunter wurden mir Mutprobe, besonders die Aegidi-Mulde mit ihrer Eisbahn abwärts, wo man in Kolonnen mit Erwachsenen (Soldaten mit Militärstiefeln) schultergefasst rutschte. Auch mit den Schlitten ging man nachmittags dort rodeln. Es gab lange Kohlenferien, in denen man – ich glaube vierzehntägig – Hausaufgaben bekam. Damals strickten wir schon Handschuhe mit eingestricktem Muster. Ich erinnere ein entsetzliches Grün in schwarzen Handschuhen. Meine Mutter gab wohl nicht die beste Wolle heraus. Vielleicht gab es auch keine, denn meine Mutter und Großmutter hatten nur genäht. Ich glaube, wir „ribbelten“ einen alten Pullover auf. Diese recycelte Wolle war natürlich kraus. Man konnte sie über Wasserdampf glätten, eine schwierige Prozedur. Ich beneidete Klassenkameradinnen mit glatter und schöner farbiger Wolle. Das Leiden durch Beneiden besprach ich schon. Als Kind ist wohl keiner frei davon. Konkurrenz, Eifersucht, Neid. Wir werden sozial eingeordnet und müssen unsere Position erkämpfen. Liebe und Ungerechtigkeit von Eltern, Lehrern, Mitschülern, Geschwistern formen uns. Wenige Menschen zerbrechen, die meisten wachsen heran zu Menschen mit altbekannten Fehlern.

Meine Mutter nähte uns im Kosakenstil Wollmäntel aus alten blauen Mänteln mit Kunstpelzverlängerung und Kosakenmütze. Wir wurden ausgelacht – wie ungerecht! Sicher sah die Kleidung todschick aus. Doch du bist als Kind nicht selbstbewusst, möchtest sein wie die anderen. Wie schon erwähnt, versuchten meine Schwester und ich unsererseits durch Angeben, unsere Außenseiterposition (für uns!!) attraktiv zu machen. Ich war schon viel, viel älter geworden, als ich endlich nicht mehr am liebsten einer von vielen so wie die anderen sein wollte. Anders zu sein heißt sich als Persönlichkeit besser darstellen zu müssen. Sonst ist man in der Hackordnung ganz unten ohne Chance. Man muss an sich glauben, doch ein kleines Mädchen damals hatte so ein Selbstbewusstsein sicher nicht.

Eine merkwürdige Welt, in die wir hereinwachsen für Kinder auch heute noch, wo die Eltern psychologisch beraten und geschult werden. Im Milchgeschäft in Münster stand damals in der Auslage eine naturgetreue Porzellankuh, selbstverständlich mit Euter. Während einer langen Wartezeit begannen meine Schwester und ich die Kuh zu melken. Unerklärlich blieb uns, warum unsere Mutter „ausflippete“. Ihr war das peinlich. Heute sehe ich Eltern mit gleichen Reaktionen auf Äußerungen ihrer Kinder. Was unerklärlich war, bleibt oft im Gedächtnis, weil es nicht verarbeitet werden konnte. Manches Unverdauliche schleppte man da mit sich rum. Mancher wird psychisch krank davon.

In diesen Kriegsjahren vor dem Herbst 1943 gab es schon tiefgefrorenes Obst und Gemüse. Ich erinnere mich, wie wir Päckchen mit tiefgefrorenen Erdbeeren

und Tomaten auftauten. Der Geschmack war enttäuschend, denn die Handhabung von Tiefkühlkost war noch nicht publik, und meine aufgeklärte Mutter träumte sicher von Vitaminen bei Rohgenuss.

Turnen machte uns großen Spaß. Wir versuchten mangelnde Fähigkeiten durch Training aufzubessern. Zu Weihnachten bekamen wir richtige Lederschlagbälle. Vater opferte sich, zum Üben mit uns auf die Kanalwiesen zu gehen! Wir übten Weitwurf, aber auch schlagen mit dem Schlagholz. In diesem Jahr, wo die Bälle Weihnachtsgeschenk waren, hatte meine Schwester in Abwesenheit meiner Eltern die Schränke im Esszimmer nach Geschenken durchstöbert und fand sie. Ich versuchte, das Suchen zu verhindern, doch dann machte ich mit und litt entsprechend. Neugier ist schwer zu definieren, denn etwas wissen zu wollen, ist als Wissbegier eine Tugend. Im oben beschriebenen Fall fühlte ich mich bestraft, weil eine Überraschung verdorben war.

Heimlich trainierten Ute und ich Hechtsprung über die Seitenlehne des alten Sofas. Um halb sieben abends gingen Ömchen und Mutter herunter, das Abendbrot zu bereiten. Dann begann unsere Turnstunde. Unter dem Sofa sammelte sich der Staub. Das fiel auf. Durch Wedeln mit Handtüchern versuchten wir, den angeordneten Schaden weniger sichtbar zu machen. Irgendwann in dieser Zeit begann ich auch, die verbotenen Illustrierten unter dem Tischchen der Großmutter zu durchstöbern. Ich las den Fortsetzungsroman in der Deutschen Illustrierten. Was ich dort herauslas, daran gut fand und verstand, weiß ich nicht. Die Lektüre hat mich sicher nicht verdorben. Es war für mich der Blick in die Welt der Erwachsenen, denn ich wollte nicht Kind sein und träumte nur davon „groß“ zu sein. Kennen Kinder diese Sehnsucht heute noch? Sie werden wie kleine Erwachsene behandelt ohne verschlossene Türen.

Wie verbrachten wir unsere Freizeit in der Zeit bis zum Sommer 1943, als wir noch in Münster lebten? Die Zumsandestrasse mündete auf dem Zumsandeplatz. An diesem Platz waren Mietshäuser. Mit den Kindern dieser Familien sollten wir nicht spielen. Ab welchem Alter wir überhaupt auf der Straße spielen durften, weiß ich nicht. Wir bekamen Gehroller. Das waren Rollschuhe mit Gummireifen an nur drei Rädern und einem Gummistopper vorn zum Abstoßen. Normale Rollschuhe waren bei meinen Eltern verpönt wegen des Lärms. Die Gehroller waren natürlich wieder etwas, was andere nicht hatten und verlachten.

Die Familie gegenüber hatte ein Baby, das ich einmal anschauen durfte, als es gewickelt wurde. Entsetzt betrachtete ich die vermeintliche Missgeburt. Es war ein Junge, dessen Genitalien ich für Missbildungen hielt. Gesagt habe ich aber nichts.

Als wir noch Hausmädchen hatten, waren wir Kinder in deren Obhut, wenn die Eltern mittags schliefen. „Fahr nicht in die Ferne, mein blonder Matrose“ war der erste Schlager, den ich mittags lernte und dass Fliegersoldaten die schönste Uniform haben. So etwas aus dem praktischen Leben war interessant und blieb im

Sinn, zumal der Schwarm der Angestellten für Soldaten in mir schon eine Saite zum Schwingen brachte. Heimlich winkte ich Soldaten zu. 8 Jahre muss ich damals gewesen sein, denn zu Beginn des Krieges verließ uns das letzte Ganztagsmädchen.

Wir Kinder wurden im Krieg Einkaufen geschickt. Ich erinnere Diskussionen mit meiner Mutter, wenn sie plötzlich einen Botengang verlangte, wo schon anderes meinerseits eingeplant war. Planen, organisieren, Ordnung ins Leben bringen als angeborene Eigenschaft schon hier erkennbar, half mir später großen Anforderungen gerecht zu werden. Außer dem Bäcker ist mir nur ein Geschäft im Gedächtnis, das aber bei einem der ersten großen Luftangriffen zerstört wurde. Damals fiel mit der Telgter Straße ein ganzer Straßenzug komplett einer Luftmine zum Opfer. Meine Mutter versuchte vergeblich, im Vorübergehen gedanklich zu rekonstruieren, was dort gestanden hatte, so wie es mir jetzt geht, wenn z. B. in Frankfurt Gebäude gesprengt werden. Ob irgendetwas Neues gebaut wurde, wie die Trümmer weggeschafft wurden, weiß ich nicht und auch nicht, wo wir danach Kolonialwaren einkauften. Erinnerunglich sind mir in der Stadt ein Fischgeschäft – gegenüber waren Geländer, an denen wir während längerer Wartezeiten turnten, wobei die Mutprobe einer Flanke über so ein Geländer mir heute noch ein Kribbeln in der Magengrube verursacht.

Einmal kauften wir tatsächlich ein Leckeis, wobei meine Mutter uns aufklärte, wie ungehörlich das Lecken in der Öffentlichkeit war. Man tut so etwas nicht. Übrigens sind solche Tabus gar nicht ausgestorben, sondern regeln weiterhin Sitten und Gebräuche. Mit dem Eislecken hat meine Mutter wirklich recht behalten. Den rapiden Schmelzvorgang dieses Genusses mit Zungen- und Handtechnik so zuvorkommen, dass die Herrlichkeit nicht die Kleidung betropft, ist ein Geschicklichkeitstest, für den meine akrobatischen Fähigkeiten nicht ausreichen. Ein Betriebsunfall war sozusagen vorprogrammiert, weil ich gewohnt war bei Speisen das Beste zuletzt zu essen. Eines meiner Kinder kommentierte das Jahrzehnte später: „Mutti, einen Eisneger kannst Du einfach nicht essen!“

Dass dieser damals erlangte Genuss eben durch das Verbot so erstrebenswert war, führte sogar zu Diebstahl aus dem Kinderportemonnaie, das ich nur durch diese Entwendung einer bestimmten Kommodenschublade zuordne. Damals unterlagen wir schon diesem Gruppenzwang, auch Eis kaufen zu müssen wie die anderen: Die Programmierung durch andere, die zudem nicht einmal attraktiv waren, gibt mir heute noch Rätsel auf. Christel Dommer z.B., ein pummeliges, dümmliches Mädchen machte mit uns Zwillingen einen Kirchenbummel (ich denke, anschließend an den Schwimmunterricht), wobei sie uns verleitete, ungesehen Löschsand, der wegen der Brandbombenangriffe überall stand, in die Weihwasserbecken zu streuen. Mit diesem Tun hat sie uns offensichtlich so beeindruckt, dass meine Schwester und ich auch ohne sie versuchten, diese Heraus-

forderung zu meistern. Noch mehr zu bringen, als man schon konnte: Ehrgeiz, Nervenkitzel, sich selbst zu beweisen, ist wohl ein Teil des Selbsterhaltungstriebes. Bei unserem Tun schlug eine ungeahnte Falle zu, als das Rasseln der Schlüssel uns die Schließung der Domtür anzeigte. In Panik fanden wir einen noch geöffneten Seitenausgang, an einer Putzfrau vorbei – in einsamen Kirchen stören mir noch immer Platzangst und Hinhorchen auf Schlüsselklirren die Andacht. Übrigens war die oben erwähnte Christel Dommer auch Ursache, dass ich mindestens 2x bei Schulveranstaltungen wegen Lachens rausflog. Sie machte irgendwelche Albernheiten und reizte mich zum Lachkrampf. Mein Vater, als Studienrat der Schule, erfuhr natürlich sofort die Peinlichkeit und es gab zusätzliche Strafpredigten zu Hause. Wer selbst einen Lachkrampf nicht kennt, muss sich vorstellen, dass man ihn ohne eigenes Zutun bekommt wie einen Wadenkrampf. Man platzt einfach los vor Lachen. Ich hielt das für eine Kinderkrankheit, bis ich diesem Phänomen 1973 noch einmal erlag, als ein Mädchen bei der damals feierlichen Anmeldung der Konfirmanden über irgendetwas anfang zu kichern und ihr Umfeld ansteckte. Ich hatte einen Grund wegen einer schulischen Elternversammlung früher gehen zu müssen und konnte dann draußen vor der Tür noch einmal richtig losprusten. Ich glaube, ich habe so etwas nie bei anderen Erwachsenen erlebt. Heulen vor Rührung ist ähnlich peinlich und nicht steuerbar.

Schulwege bzw. Rückkehr vom Schwimmbad in Gemeinschaft anderer Kinder ließen uns teilnehmen am Schellekloppen. Richtigen Spaß habe ich nie empfunden, wenn anderen Leid zugefügt wurde. Ich war ein typischer Mitläufer und sehr ängstlich geschnappt zu werden.

Schwimmen lernten wir in Bad Rothenfelde. Wir hatten vorher in Münster schon Schwimmunterricht gehabt. Doch in dieser Urlaubsort wurde das Trainingsprogramm mit dem Freischwimmerzeugnis abgeschlossen. Das beinhaltete damals, dass man eine Viertelstunde Brustschwimmen und 5 Minuten Rückenschwimmen durchhalten musste. Vater versprach uns Eisessen als Belohnung. Dass uns mit dem vielen geschluckten Wasser (Rückenschwimmen ist wie rückwärts Autofahren nie mein Fall gewesen) das Eis noch schmeckte und nicht schwer im Magen lag, ist genauso verwunderlich wie die Tatsache 20 Minuten ausreichend Luft zwischen dem Untergehen geschnappt zu haben. Tatsächlich konnte ich nur nach dem Sprung und Auftauchen bis zurück zur Treppe schwimmen, was mir einzig wichtig erschien. Obwohl ich es nie zu wirklichen Erfolgen im Turmspringen (es gab ja damals auch keinerlei Trainingsmöglichkeiten) gebracht habe, galt dem ins Wasserspringen mein einziges Interesse. So übte ich Kopfsprung (Körper sagte man damals) von immer höheren Brettern, immer eine Mutprobe, weil ich nicht schwindelfrei bin und schon damals von einem Sprungbrett nicht hinunterschauen mochte. Später versuchte ich dann Salto, der mehr der Rückenmassage bzw. –abhärtung diente, als je zum perfekten Sprung

wurde, da ich das Federn auf dem Brett aus Angst vorm Herunterfallen vermeiden musste. Immerhin imponierte ich Gleichaltrigen. Beim letzten Klassentreffen erwähnte eine Mitschülerin noch meine bewundernswerten Turmsprünge. Es hat sich also doch gelohnt! Da ich auch in quasi menschenleeren Bädern übte, galt das Training vor allen meiner Selbstverwirklichung.

Der Krieg bestimmte durch die verstärkten Luftangriffe mehr und mehr den Alltag. Auch während der Schulzeit gab es Fliegeralarm. Ausgefallener Unterricht sollte nachmittags nachgeholt werden. Morgens wurden wir unausgeschlafen geweckt. Ich erinnere die Qual, mit Bettzeug in der Nacht zwischen den der Gefahr angepassten Luftschutznotlagern hin- und herzupendeln. Ich berichtete schon von den Versuchen meiner Eltern, ein bisschen Nachtruhe für die Kinder zu retten. Das Geräusch der niedersausenden Stukas (Sturzkampfbomber) und den unterschiedlichen nachfolgenden Detonationen, Erschütterungen und Beben zerrte an den Nerven bei schweren Luftangriffen, die wir im winzigen Luftschutzkeller durchlitten. 1942 schlug bei einem schweren nächtlichen Bombenangriff eine Luftmine in der Nähe ein. Wegen zunehmender Angst vor der Verwendung von Giftgas versuchten wir unsere Gasmasken überzuziehen – unsere Köpfe waren größer geworden. Es gelang nicht. Ein Teil der Kellerdecke prasselte auf uns herab. Wir hielten in dieser Akutsituation eine Woldecke über die niedergesenkten Köpfe, so dass der Schutt abgefangen wurde. Nur wer je bei einem Angriff im Keller saß, weiß, wie es sich anhört, wenn durch Luftdruck Fensterscheiben im Haus eingedrückt werden, die Wände so beben, dass man jeden Augenblick damit rechnen muss, das Haus stürzt in sich zusammen. Noch höre ich die Angstschreie meiner Mutter „Gustav, Gustav“, wenn mein Vater nach oben ging, um nachzuschauen, ob eine Brandbombe uns nicht das Entkommen unmöglich mache. Die Starre, in der wir saßen, wenn die Detonationen aufhörten, eine Art Grabesstille machte ein Aufatmen unmöglich. Lodernde Brände in der Nähe, zerborstene Fensterscheiben in den Betten, nur vage erinnere ich den Fortgang dieser schlimmsten Nacht: Dass wir mittags z. B., weil es kein Gas zum Kochen gab, bei den Nachbarn auf einem Kohlenherd im Keller etwas kochen durften. Zu Pfingsten hatte meine Mutter eine Marzipantorte bestellt, die mit Staubschicht, aber sonst unversehrt geholt wurde. Damals verbrachten wir 2 oder 3 Nächte bei unseren Kartoffelbauern in Westbevern, einem Dorf ca. 12 km von Münster. Den Geruch des alten Fachwerkbauernhauses, die Benutzung des Außen-Plumps-Klos fanden meine Schwester und ich damals ekelhaft und nervten die armen Eltern. Ein halbes Jahr lang fuhren wir jede Nacht nach Albersloh, wo meine Eltern neben der Kirche in einem mir nicht erinnerlichen Haus Schlafräume gemietet hatten. Überhaupt nichts mehr weiß ich vom Frühstück dort oder zu Hause. Ich erinnere mich an andere Menschen, die sich zum Bahnhof schleppten und denen ich hilfsbereit schwere Koffer trug und an den Schaffner mit dem monotonen „Bis Albersloh die Karten

bitte ...!“

Über unserem Wintergarten in Münster war ein sehr großer Balkon, zur Hälfte überdacht. Dort spielten wir Ballspiel wie „Püttspringen“ u. ä. Man konnte sogar



Handstand mit Überschlag dort trainieren. Der Balkon hatte eine sehr hohe Mauer zum Nachbarhaus und ich kann mich nur an ein Mal erinnern, dass der Ball versehentlich darüber geworfen wurde. Meine Mutter gebot uns, selbst dort zu schellen und um den Ball zu bitten. Was müssen wir menschenscheu erzogen worden sein, dass wir mehrere Stunden brauchten, uns abzusprechen, wer als Wortführer, belohnt durch den anderen, dort vorsprach. Selbstverständlich gingen wir beide. Unser Nachbar war Pfarrer und meine Mutter mit der Tochter (oder Schwester) sogar befreundet. Ich weiß nicht, warum kein mir Erinnerungswürdiger Kontakt bestand. Ich denke, es hatte mit dem Freimaurertum meines Vater und Großvaters zu tun

und dass diese nicht am Gemeindeleben teilnahmen. Meine Schwester und ich wurden im Frühjahr 1943 (ein Vierteljahr vor dem Wegzug) zum Katechumenenunterricht angemeldet und hatten wohl auch bei diesem Pastor Unterricht. Ich kann mich weder an ihn noch an die Räumlichkeiten erinnern. Gern möchte ich meinem Gedächtnis noch mehr über dieses Kindsein in Münster entlocken. Einkaufsgänge mit der Mutter in Münster an der „Stinkecke an der Rothenburg“ vorbei (ich denke, es war ein Gully, dem dieser Fäkaliengeruch entwich) lassen mich fragen, welche Geschäfte in der Nähe aufgesucht wurden. Vielleicht gingen wir auch nur rückzu vom Zoo und Friedhofsbesuch dort, wenn wir nicht den Bus nahmen. Für den Zoo hatten wir Dauerkarten und besuchten ihn wirklich oft. Eine große im Tierformen geschnittene Buchsbaumhecke grenzte ihn zur Promenade ab. Es muss ein Terrarium gegeben haben, denn ich erinnere eine Schlange, die eine Maus verspeiste. Vergeblich versuchte meine zartbesaitete Mutter, uns zum Gehen zu bewegen. Wir nahmen gerade die wirbellosen Tiere in der Schule durch und genossen fasziniert den Anschauungsunterricht. In diesem Falle hat die zimperliche Mutter die Kinder nicht geprägt, doch den Ekel vor Spinnen wurde ich erst als Erwachsene los. Gerade fällt mir ein, dass ich meine Schwester eine zeitlang mit Nacktschnecken ärgerte. Ich versuchte, ihr diese auf den Arm zu setzen, nicht gerade die „feine Art“. Wir zankten uns natürlich wie alle Geschwister. Da wir stets zusammen und kein anderer zur Parteinahme da war, musste man sich wieder versöhnen. Als wir älter waren, gab es Friedenskonferenzen mit Beschlüssen. Die Bedingungen wurden wie in der Politik auf Biegen und Brechen ausgehandelt. Ich hatte schon immer ein starkes Gerechtig-

keitsgefühl und habe bis heute Probleme, ein für mich offensichtliches Unrecht hinzunehmen, mag aber Rechthaberei an sich überhaupt nicht und bedauere zutiefst, mich gegen Unrecht wehren zu müssen und bemitleide Menschen, denen Vergehen angehängt werden oder Schlechtes nachgesagt wird. Bei aller Liebe zu Menschen habe ich immer das Bestreben, um jeden Preis unabhängig zu sein, ursächlich, um nicht in die Defensive gedrängt zu werden.

Bei unserem ersten Kino-Besuch mit meinem Vater ein müssen wir ungefähr 6 Jahre alt gewesen sein. Da konnte der Zeichentrickfilm (tanzende Streichhölzer) in mir keine Gegenliebe erzeugen. Interessanterweise mag ich bis heute keine Zeichentrickfilme. Vielleicht steht das in Relation zum Ablehnen von Märchen, Sciencefiction etc. Ob eine extreme Naturliebe in mir das Unnatürliche ablehnt? Ansonsten hat das Kino mich mit seinen Filmen fasziniert im Gegensatz zum Theater oder Oper, wo mich das gekünstelte Sprechen stört. Wenn ich heute alte Filme sehe, schäme ich mich, dass mich ihre supermiese Qualität so in den Bann zog. „Frau ohne Herz“ – irgendwann wiedergesehen – ist ja geradezu eine Groteske. Die ruckhaften Bewegungen alter Filme haben mich wirklich nicht gestört? Die Überzeichnung der Personen und Geschehnisse ist schlichtweg widerwärtig. Doch man kannte nichts Besseres. Für mich wichtig war das dargestellte Erwachsenenleben, die Liebe, über die zu Hause nicht gesprochen wurde, der Traum vom Glück auf der Leinwand. Gefühle wurden mehr von Büchern oder Filmen geweckt als von meinen Eltern.

Von Münster aus fuhren wir im Krieg in den Ferien nach Bad Rothenfelde, da es nur ca. 50 km von unserem Haus entfernt lag und sich meine Eltern im Schadensfalle schnell um den Besitz kümmern konnte. Rothenfelde bietet schöne aber nicht sensationelle Spaziergänge im Teuteburger Wald und an den Salinen. Damals hatte dieser Badeort auch eine Wandelhalle. Die Kurkonzerte bleiben – wie auch in Borkum – für mich eine Erinnerung an die „Gute alte Zeit“, d. h. schicke Leute, die wandelten und zuhören, Menschen einer gehobenen Gesellschaftsschicht, zu denen wir gehörten.

Unser letzter Kriegsurlaub in Bad Rothenfelde währte etwa 6 Wochen. Nach einem verheerendem Bombenangriff wurden die Schüler vorzeitig in die Ferien entlassen und meine Eltern gerieten in Panikstimmung. Meine Schwester und ich quengelten, dass wir doch schon nach Bad Rothenfelde fahren könnten! Meine Mutter meinte, wir könnten so kurzfristig keine Zimmer bekommen. Telefon hatten wir damals zu Hause noch nicht. Mehr um uns Quälgeister loszuwerden, schickte meine Mutter uns zur Post mit der Telefonnummer vom Deutschen Haus in Bad Rothenfelde – dort wohnten wir immer – um anzufragen, ob wir sofort zwei Zimmer bekommen könnten. Damals waren noch längere Wartezeiten bei der Post, bis die handvermittelte Fernverbindung zustande kam. Resolut nannte ich den Namen meines Vaters als Referenz und bekam auf die Zimmeranfrage positiven

Bescheid. Ich sehe noch den ungläubigen Ausdruck von Mutter und Großmutter, die ja unsere Beteuerungen nicht nachprüfen konnten und wohl offensichtlich nicht geglaubt hatten, dass wir wirklich telefonieren gehen würden. Jedenfalls sind wir dann nach Rothenfelde gefahren. Auch damals gab es schon schlechte Sommer. Es regnete unablässig, sodass wir mit anderen Mädchen (z.B. Töchter vom Wäschegeschäft Reichel) in einem leerstehenden Gesellschaftszimmer oder Unterstellraum Karten und Gesellschaftsspiele spielten. Ein schon voll entwickeltes älteres Mädchen machte sich mit angedeuteten Jungengeschichten interessant. Übrigens wohnten die Reichels in unserer Nähe am Zumsandeplatz, wodurch wir späterhin zumindest mit diesen Kindern auch draußen spielen durften. War das Wetter am Urlaubsort besser, gingen wir auf einen großen Spielplatz, wo auch ein großer Metallring war, der über einen Haken geschickt geworfen werden musste. Nie sah ich so ein Spiel wieder. Obwohl ich mir selbst wenig Ausdauer bescheinige, gibt es Situationen, wo mein Ehrgeiz erwacht. So habe ich wohl stur geübt (Zeit war ja genug) und erreichte eine unglaublich hohe Trefferquote. Meine Fähigkeiten zeigte ich dann, wenn Erwachsene kamen und mehrmals nicht getroffen hatten. Diese mussten dann staunend zusehen, wie ein junges Gössel nonchalant ständig traf. Besser zu sein als andere, befriedigte mich. Anerkannt zu werden, war mir wichtig. Dieser eintönige Ferienaufenthalt bestand aus Gängen zum Postamt, wo ein Barometer angebracht war, was immer wieder Regenwetter anzeigte. Damals lernte ich, dass Schwalben bei Regen tief fliegen. Sie streiften fast unsere Köpfe. In Regenspauzen umrundeten wir die Salinen und wetteten, was es zum Abendessen gab. Eher als Mutter hatten wir eine gewisse Regelmäßigkeit der Speisefolge erkannt, und sie wunderte sich über unsere Trefferquote. Meine Mutter hasste ein wohl aus Innereien hergestelltes Ragout, mir schmeckte das sogar gut. Nach späteren Erkenntnissen muss es wie das münstersche Gericht „Töttchen“ gewesen sein. Wahrscheinlich mochte ich diese Speise, weil keine zähen Fleischstücke harte Kauarbeit verlangten. Obwohl ich damals immer noch schlechtessend war, erinnere ich das Wunder „Bananeneis“, wahrscheinlich mit Aroma gemacht, doch es soll auch, wie mein Schwiegervater später erzählte, Versuche mit gefriergetrockneten Bananen o.ä. Konservierungen gegeben habe. An einem Haus mit Eingangsstufen in der Nähe der Wandelhalle saß oft abends ein Akkordeonspieler auf dem Eingangspodest. Ihm verdanke ich meine Liebe zu diesem Instrument. So spielen zu können blieb einer meiner unerfüllten Träume: Als Bassspieler auf dem Keyboard im Akkordeonorchester kann ich diese Musik nun doch genießen.

Vor den Souvenirgeschäften standen wir natürlich mangels anderer Zerstreuung. Ein Porzellanbrännchen mit Taube wollten meine Eltern absolut nicht kaufen. Wie macht man auch Kindern klar, was Kitsch ist. – Manchmal erfüllen wir ihnen ja so einen Kitschtraum – wie es der Wackelhund für meinen Sohn Kai war.

Merkwürdig, was wir als Kinder gut und sammelenswert finden. In Italien gab es damals Zucker in Tütchen zum Kaffee. Ich füllte Zucker um, um prallgefüllte Tütchen zu erhalten. Meine Mutter weigerte sich bei der Rückreise aus erklärlichen Gründen, diese Gebilde im Gepäck mitzunehmen. Es gab Tränen.

Mit den Kriegsauswirkungen zu tun hatten unsere gefährlichen Räuber- und Gendarm-Spiele, denn wir nutzten hauptsächlich eine Ruine um die Ecke am Sauerländer Weg als Versteck. Der Gedanke an die zerbombten Treppen schockiert mich heute noch wegen der Lebensgefahr. Meine Eltern verboten natürlich das Betreten dieses Gebäudes. Es war ja alles stockdunkel drin, wenn wir bei Dämmerung dort spielten. Ich war direkt süchtig nach dieser abendlichen Spielzeremonie, ein Gefühl wie heute die Freude auf den abendlichen „Tatort“ im Fernsehen. Wer außer meiner Schwester dort mitspielte, weiß ich nicht mehr.

Mir fällt noch ein, dass man jämmerliches Geigenüben und ein knabberndes Mäuschen aus dem Nachbarhaus hören konnte. Das sind aber die einzigen Lebenszeichen von nebenan, an die ich Erinnerung habe. Erzählte ich schon, wie ich mit Kinderschrubber und Aufnehmer mit Franzbranntwein den Linoleumfußboden bearbeitete? In der Mittagszeit schaffte ich trotz Eifer nur ein winziges Stück mit Super-Erfolg. Aber diese Leistung wurde überhaupt nicht gewürdigt. Wir Kinder durften ja damals im Haushalt nicht helfen und hätten gern Sinnvolles getan. Gerade denke ich über mein Verhältnis zum Spielen nach. Ich mag ja heute auch Spielen nicht und hatte damals schon mehr Bezug zum „Nützlichen“.

Doch zu all den Erinnerungen ein anderer Aspekt der behüteten bürgerlichen Jugend: Der große Weihnachtsbaum im großen Esszimmer, Sitzen im Fauteuil – schon damals schätzte ich das Sitzen im Sessel mit verstellbarer Höhe – die ruhige Atmosphäre mit Puppen und Büchern. Die Puppen, die beim Spaziergang in Hausecken abgehalten wurden zum Pinkeln – mein Vater tat peinlich berührt, als seien die Mütter dieser imaginären Enkelgeneration nicht seine Kinder –, spielten in meinem Leben eine große Rolle. Als sich Rita mit Schlaufen und kämmbarem Naturhaar ein Bein brach, klebte mein Vater dieses mit Alleskleber und Leukoplast. Zum ersten Male hörte ich damals den Ausspruch „Das hält von 12 bis Mittag.“ Das Puppenkind hat – glaube ich – sogar noch mit dem operierten Bein den Krieg überlebt. Meine Großmutter väterlicherseits schenkte uns noch größere Puppen, aber mit unechtem Haar. Durch die negativen Äußerungen meiner Eltern über das Geschenk wird mir nachträglich das Problem der großmütterlichen Konkurrenz bewusst, das auch heute noch aktuell ist. Die im Haus befindliche Oma wurde „verkalkter“ und ist mir in diesem Jahren mehr oder weniger als lästiger Faktor im Haushalt erinnerlich – traurigerweise stets ungeliebt. Sie hatte keine „Lobby“ – arme Frau! Sie saß im Sessel und nickte ein. Speichel rann ihr das Kinn hinab. Wie sollten wir sie lieben? Die Geschichte von dem Großvater, der sabbernd am separaten Tisch aus einer hölzernen Schüssel essen muss und dem

Enkel, der dem Vater fürs Alter beizeiten den Napf schnitzt, hat mich zutiefst beeindruckt, doch für mein Verhältnis zu Ömchen nichts bewirkt. Oder las ich die Geschichte erst später?

Lesen war eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, nachdem die erste Hürde, wie schon erwähnt, genommen war. Ich habe Bücher wieder und wieder gelesen und las sie ja eigentlich nur wegen der Handlung, die ich doch dann kannte. Letzthin las ich das Buch von Alexandra David-Néel „Mein Weg durch Himmel und Höllen“ zum dritten Mal, weil ich den Kampf mit den Schneemassen auf 6000 m Höhe im Himalaja so faszinierend finde. „Lederstrumpf“ ist mir als Buch meiner Kindheit besonders in Erinnerung, wobei der gerade beginnende Englischunterricht bei den damaligen Lehrmethoden bei der Aussprache der englisch geschriebenen Namen wenig nutzte. Unkas war Indianer, mit dem ich mich voll identifizierte und bei seinem Tod Tränen vergoss. Nicht als Mann und Indianer auf die Welt gekommen zu sein, war ein Geburtsfehler, doch ich mühte mich, die Ideale dieser Rasse hoch zu ehren z.B. „Ein Indianer kennt keinen Schmerz“. „Mak-Woh“ war der Titel eines anderen Indianerbuches, heute wohl unbekannt. Doch auch Mädchenbücher wurden gelesen wie die Serie „Puck“. Durch diese Lektüre erschienen uns Internate als die besseren Elternhäuser; und wenn schon Elternhaus dann bitte Försterhaus!

2

Uns sollte das Jahr 1943, als in Münster alle Schulen geschlossen wurden und die Schüler in die Kinderlandverschickung kamen, die Veränderung bringen. Meine Eltern stellten uns frei, ob wir dorthin oder mit unserer Mutter nach Höxter ziehen wollten. In Höxter hatte mein Vater einen Studienkollegen mit Haus und 5 Kindern. Wir waren in den Ferien dort gewesen und fanden es toll, mit den vielen Kindern zusammen zu sein, das Essen am großen Esstisch in großer Gemeinschaft, ähnlich einem Internat. Die ältesten beiden, Hiltrud und Arnulf, waren etwas älter und etwas jünger als wir. Meine Schwester und ich berieten unsere Entscheidung fieberhaft und sie fiel zugunsten Höxters aus. Nachträglich erscheint mir diese Wahlfreiheit seitens der Eltern sehr modern. Dass meine Mutter sich in Höxter der Frau Ummen unterordnen musste (die Haushalte wurden später für die Mahlzeiten noch getrennt) mit entsprechenden Schwierigkeiten, war für sie nicht einfach. Meine Eltern hatten wohl damit gerechnet, dass der Krieg im Endstadium war. Doch er wurde bis zum bitteren Ende durchgehalten, und das waren noch fast zwei Jahre nach Schließung der Schulen in Münster.

Auch Pflanzen habe ich als Kind schon geliebt, besonders wilde Orchideen, die wir in Höxter selbst gefunden, bestimmt und der Lehrerin geschickt haben (obwohl ja geschützt – aber ...). Sicher hat die Liebe der Eltern zur Natur da als Vorbild gewirkt. Sie zeigten uns Blumen und Bäume, lehrten uns den Gesang der Nachtigall erkennen. Wir gingen extra in die Gasselstiege, um diese scheuen Vögel singen zu hören. Schwertlilien wurden - da in Münster nur selten - mit ihren exotischen großen Blüten meine Lieblingsblumen. Ich stehe heute noch andächtig vor den vielen Zuchtsorten der Iris in meinem Garten.

Ich erzählte schon, dass wir zweimal im Jahr verreisten, abgesehen von Kurzfahrten mit dem Auto in der Vorkriegszeit. Als wir Kinder älter waren, wurde uns manchmal die Zeit im Urlaubsort lang. Ich liebte sowieso die Schule wegen der Mitschülerinnen und freute mich nur auf die Reise nicht aber über die Schulferien. So erinnere ich mich, dass meine Schwester und ich uns Gedanken über die herzustellenden Weihnachtsgeschenke machten trotz sommerlicher Witterung. In der Höxterschen Zeit bekamen wir von einer Mitschülerin Tapetenreste. Aus denen klebten wir Brieftaschen, die natürlich entsprechend „verpatscht“ schmutzelig ausfielen. In Reminiszenz an diese Produkte versuchte ich meinen eigenen Kinder immer zu sagen, dass sie lieber den Eltern nichts schenken sollten.

Nachträglich erscheint mir der Wechsel von Münster nach Höxter – ein richtiger Umzug war das nicht, man rechnete ja mit baldigem Kriegsende – als Übergang von der Kindheit zur Jugendzeit. Körperlich frühreif bekam ich (4 Tage darauf meine Schwester) mit 12 3/4 Jahren meine erste Regel. Schon in der Zeit in Münster beobachtete ich am Toilettenpapier Schleimfäden, die ich für Zeichen einer schlimmen Erkrankung hielt. Wir sprachen über unseren Körper nicht mit den Eltern. (Auch in meiner eigenen Familie errichtete ich eine unsichtbare Schranke vor meiner körperlichen Intimität.) Ich hielt diese für mich unnormalen Ausscheidungen – von einer Körperöffnung „Scheide“ hatte ich keine Ahnung – für Anzeichen von Krebs. Schon damals galt Krebs als das Schlimmste alles Schlimmen. Wie ich schon schilderte, beschäftigten mich Gedanken an das Sterbenmüssen schon in frühester Kindheit. Ich erinnere mich noch wie ich zitternd das Stück Toilettenpapier anstarrte wie eine Todesbotschaft. Ob ich mit meiner Schwester über dieses Phänomen sprach, weiß ich nicht. Ich quälte mich mit Gedanken an ein Testament. (Ob ich wirklich etwas Schriftliches zustande brachte, ist mir nicht klar und auch nicht, welche wertvollen Dinge ich zu vererben gehabt hätte). Ich glaube, ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass eine letale Krankheit für mich als todgeweihtes Kind mehr Aufmerksamkeit und Zuwendung seitens der Eltern gebracht hätte. Von Eltern und Geschwistern (später auch vom Partner) wird Liebe zur Gewohnheit, während wir ein gutes Wort von Außenstehenden als etwas Besonderes empfinden und hoch werten. Aber es gab auch heitere Stunden. Wie ich so überlege, was in der Zeit damals den Tag füllte, sehe ich meine Schwester und mich beim Geschichtstabellentraining. Damals entwickelten wir einen gewissen Ehrgeiz. Das gegenseitige Abfragen hatte seinen Reiz, indem es – im Gegensatz zum Spiel – einen Lohn erbrachte in Form von guten Zensuren. Nachmittags bei gutem Wetter spielten wir auf der Straße und konnten mit anderen Kindern kommunizieren. Melancholisch schaute ich bei schlechtem Wetter aus dem Fenster auf die wenigen Menschen, die vorbeikamen. Damals las die Lehrerin meine Schilderung „eines Dackels an einem Regentag“ als besonders gut vor. Die Freude über Anerkennung meiner Leistung war mir so wichtig, dass dieses Ereignis im Gedächtnis blieb.

Am Sonntagmorgen rauchte mein Vater im Erker eine Zigarre. Oben am Fenster dachte ich bei diesem Geruch an Mesopotamien, für mich das Land meiner Reisesehnsucht wohl wegen des interessanten Namens. Was auch immer ich mir vorstellte, es war die Hoffnung auf eine erträumte romantische Erwachsenenwelt, die mir der Geruch vorgaukelte. Vergeblich versuche ich mich zu erinnern – auch meine Schwester weiß es nicht mehr – wie wir nach Höxter umgezogen sind. Wir hatten zumindest die Ehebetten meiner Eltern dort und sicher nicht im Zug mitgenommen. Wie unsere Zimmer dort eingerichtet waren, ist mir schwach erinnerlich. Die Situation wurde auf die Dauer für Gäste und Gastgeber schwierig. Wir

- Mutter, Großmutter und 2 Kinder - mussten, nachdem sich die Kriegssituation nicht änderte, separat kochen. Die Asylgewährer bekamen als Einheimische von Verwandten und Freunden Extra-Lebensmittel, die sie aus verständlichen Gründen nicht mit uns teilen wollten. Meine Mutter stellte es immer so dar, als sei die Bevölkerung im Wesergebiet besonders unfreundlich zu Fremden. Doch dass man in Notzeiten seine eigene Familie zuerst versorgt, ist selbstverständlich. Filme aus Kriegszeiten erwecken oft den Eindruck, gute Menschen teilten mit jedem. Doch der Wunsch zu überleben macht das unmöglich. Eine frühere Schülerin meiner Mutter, eine Jüdin, besuchte uns in den fünfziger Jahren. Ich erschrak damals, als sie über die Beziehungen der Emigranten untereinander hart und sachlich berichtete und verurteilte, wie man in Deutschland nachträglich immer so tat, als seien die vertriebenen Juden im Elend auch immer die besseren Menschen gewesen und geblieben. Rassismus ist ein großes Unrecht. Die Naziverbrechen und der Terrorismus können nicht hart genug angeprangert werden. Die Aufarbeitung des Nationalsozialismus hat mit rührseligen Geschichten und Filmen ein Klischeebild gut-böse geschaffen, von dem nachdenkliche Menschen sich nur distanzieren können.

Jeder kann sich leicht vorstellen, wie in diesem Einfamilienhaus das Zusammenleben mit am Ende 4 Familien unerträglich war. Als Kinder haben wir gar nicht verstanden, dass Mütter verschiedene Vorstellungen von Haushaltsführung und Sauberkeit etc. haben könnten, bzw. wie schwer es für meine Mutter gewesen sein muss, sozusagen „Sklavin“ der Frau Ummen zu sein. Dass man als Kind versuchte, sich vor Arbeiten zu drücken wie z. B. wir vor dem äußerst unbeliebten Vorspülen, war uns selbstverständlich. Doch habe ich schon damals das Auslesen von Hafer, Erbsen oder Linsen (die Gastgeberfamilie bekam wohl Produkte aus dem Futteranbau) als gemeinschaftliche Arbeit von Singen oder Erzählen begleitet als romantisch und angenehm empfunden - eher im Gegensatz zu den anderen Kindern. Der durch die Evakuierten noch größere Haushalt erforderte entsprechende Organisation, die wohl die Hausfrau auch schaffte, - der sich meine Mutter aber nicht unterordnen mochte - wie gut kann ich das heute verstehen. Wenngleich ich auch den ekelhaften Vorspülvorgang hasste (ich praktizierte das später im eigenen Großhaushalt ohne Spülmaschine nie), auch das tägliche Schränke abwaschen in der Küche sah ich damals nicht als Notwendigkeit, gefiel mir der Großhaushalt. Die Trennung im Kochbereich, ein Hauptteil des täglichen Lebens einer Großfamilie, stimmte mich traurig.

Wir durften als Mädchen ausnahmsweise das Jungengymnasium besuchen und hatten mit den Lerninhalten Probleme. Damals gab es andere Lehrbücher für die Geschlechter. Wir Mädchen lernten englische Vokabeln, die Puppen und Haushalt betrafen. Die Jungen lernten Wörter für Technik, Abenteuer und Krieg in speziellen Lehrstücken. Die Jungen hatten schon Lateinunterricht, an dem wir nicht teil-

nahmen. Es gab keine Bemühungen, durch Nachhilfeunterricht den Anschluss zu bekommen, denn man glaubte ja nur an eine Interimslösung. Letztlich blieben wir fast zwei Jahre in Höxter. Ich habe in vormilitärischer Erziehung sogar „Luftbildauswertung“ als Fach auf dem Jungengymnasium gehabt. Die Mitschüler, die ein bis zwei Jahre älter waren (meine Schwester und ich hatten ja eine Klasse über-



sprungen) wurden Flakhelfer mit 15 oder 16 Jahren und hatten Katastrophen-Einsätze mitzumachen, z. B. als der Viadukt in Altenbecken durch einen Bombenangriff einstürzte und als in einem Tunnel viele Menschen verschüttet und getötet wurden. Nach solchen Kriegseinsätzen gingen die Lehrer schonend mit den betroffenen Schülern um. Diese genossen eine Art Heldenmythos, um die ich sie beneidete. Ich wäre lieber aktiv gewesen in diesem Krieg statt dümmlich im Keller zu sitzen und von oben mit Bombenteppichen bedeckt zu werden. Gegen Ende des Krieges, im Frühjahr 45 durften bzw. mussten wir Mädchen bei Flüchtlings-

transporten helfen: Suppe verteilen, den Frauen auf die Traktoranhänger helfen u. ä. Ich kam mir immer eher überflüssig dort vor als Schulmädchen ohne jegliche praktische Erfahrung und dann noch körperlich eher schwächlich. Ich weiß noch, dass ich achselzuckend einer Mitschülerin eine in Panik geflohene Frau, mit leerem Kinderwagen als Gepäckstück, zeigte, die diese natürlich sofort als hochschwanger diagnostizierte. Ich war mit 14 Jahren nur ganz vage aufgeklärt, obwohl ich ja nach Eintritt der Menstruation kein Kind mehr war. In Erinnerung an diesen beiläufigen Wortwechsel ist es mir erstaunlich, wie es möglich war, in all diesen Kriegswirren so weltfremd aufzuwachsen.

Krieg, Politik und wirkliches Leben liefen wie am Fernsehschirm neben mir ab, während mein Verstand versuchte, an Gott und den Dichtern eine Ausrichtung zu finden. Ich war sehr beeinflussbar, ja, ich wollte geprägt werden. Vielleicht sucht jeder Jugendliche in diesem Alter gezielt Leitbilder, Vorbilder, Vorgaben. Obwohl ich so gut wie keine Erinnerung an die Zielsetzung im Konfirmandenunterricht (er erstreckte sich damals über 3 Jahre) habe, wollte ich fromm werden und glauben. Ich sehe mich auf dem Bett knien und um eine Erleuchtung flehen und bitten. Alles oder nichts. Ich fiel immer ins Extrem. Mittelwege fand ich fade. (Kompromissbereit wurde ich wohl eher später.) Ich erwartete von mir Eindeutigkeit und das Äußerste. Das hieß, dass ich im Verhältnis zu Gott ein Heiliger oder wenigstens ein Märtyrer sein wollte, als Dichter aber mindestens so gut wie Goethe, eher aber noch besser. Mein religiöser Fanatismus (den ich wohl ganz geheim mit mir auslebte: Wie es möglich war, in dieser Evakuierten-Enge auf 2 Zimmern längere

Zeit allein auf einem Bett oder Couch zu liegen, weiß ich nicht) hätte jederzeit von Sektierern missbraucht werden können, weswegen ich auch sehr gut verstehen kann, wie Menschen einem Guru nacheifern können. Wir suchen einen Halt, eine Richtschnur, eine Leitkuh, ein Ziel, einen Sinn. Wir möchten nützlich sein, gebraucht werden, geliebt werden: Jeder für sich ist an seinem eigenen Wohlergehen interessiert und versucht den Mitmenschen als Mittel zum Zweck zu benutzen. Das ist Selbsterhaltungstrieb, nüchtern betrachtet, und funktioniert sogar relativ unproblematisch, wenn man nichts hinterfragt. War es damals schon Novalis mit der blauen Blume der Romantik? Ich stand nachts am offenen Fenster und „betete“ den Vollmond an. Ich lauschte dem Konzert der Grillen „Lieblich war die Mitternacht, Silberwölkchen flogen“. Meine Seele lebte fernab vom täglichen Geschehen in einer romantischen Phantasiewelt. Konserviert in dem Umfeld von lauer Nacht oder azurblauen Firmament konnte ich meine Mädchenträume genießen. Heute betäubt der Duft von Jelängerjelier meine Sinne bei Vollmond. Das Glühwürmchen bringt das romantische Gefühl auf einen Punkt. Ein bisschen „absolutes Glück“ habe ich damals schon gefunden. Vor zwei Jahren sah ich erstmals in meinem Leben in der Etoshapfanne einen Fixstern untergehen. Es braucht dazu einen unverstellten Horizont wie in der Wüste. Ich kann noch staunen, glücklich sein. Glücklich zu sein, tat auch damals weh. Oder wie kann man dieses Gefühl erklären? Ich fing an, Gedichte zu schreiben. Gedichte kommen zu uns wie Gedanken. Sie sind Selbstzweck. Über Wörter im Gedicht kann man etwas mitteilen, was man in nüchternen Sätzen nicht übermitteln kann. Meiner Schwester gab ich ein Gedicht zu lesen. Sie meinte, es sei von Goethe. Ich glaube, es war das einzig richtige Erfolgserlebnis in meinem Leben! Vielleicht zehrt mein Selbstwertgefühl noch heute davon. Bereits diese frühen Gedichte hatten schon mit der ersten großen Liebe zu tun.

Die ersten Monate in Höxter waren bestimmt vom Völkerballspiel draußen, vom sportlichen Kräfteressen. Wir holten soziale Entwicklung nach, waren wir doch vorher als Zwillinge eher isoliert aufgewachsen. In Höxter war der große Garten offen zu Feld und Wiese, nur durch ein Gartentörchen abgeteilt. Ich beschrieb mein Elternhaus mit dem hochummauerten Stadtgarten und der Abgeschlossenheit. In Höxter sagten wir: „Wir gehen auf die Kleinbahn.“ Irgendwann musste dort wohl ein Industriegebiet gewesen sein, von dem aber nichts als der Name erhalten war. Am Feldweg floss die Schelpe vorbei, mir nur erinnerlich, weil wir dort Wasserrminze holten für den Tee abends. Ein schmaler Ascheweg führte vom Hausgebäude zu einer kleinen Hütte. Auf diesem Weg zeichnete ich dem gleichaltrigen Arnulf den Satz des Pythagoras auf und erklärte ihm dessen Ableitung.

In den ersten Jahren hier in meinem Haus in Langenhain dachte ich bei dem Seitentörchen immer an die „Kleinbahn“. Wiesen und Felder grenzten an die

Erhebung „Reuscheberg“ des Weserberglands. Wahrscheinlich fühlte ich mich wirklich hier freier und wohler als in der Stadt. Gerade versuche ich mir die Münsterzeit ins Gedächtnis zu rufen und höre den abendlichen melancholischen Gesang der Singdrossel. Natur ist mir prägend gewesen.

Ich kann mich nicht erinnern, wie es war, als Mädchen in eine Jungenklasse zu kommen. Außer uns Zwillingen war im ersten Jahr nur noch ein Mädchen in unserer Klasse, später waren ca. sieben. In der Oberstufe waren auch vorher Mädchen. Denn für Mädchen gab es im benachbarten Holzminden nur eine Realschule (damals Mittelschule). Das etwa gleichaltrige Mädchen der Ummens, bei denen wir wohnten, fuhr dorthin, besuchte aber in den letzten Wochen des Krieges auch noch unsere Klasse. Jungen waren für uns eher fremde Wesen, obwohl der gleichaltrige Ummensohn und der 2 Jahre jüngere Erich in der Familiengemeinschaft uns sozusagen „Geschwister“ waren. Ich weiß nicht, was wir in den Schulpausen machten. Ganz sicher kommunizierten wir nicht mit den Jungen. Eine negative Erinnerung ist noch die Mädchenturnstunde, in der wir als Jüngste gehänselt wurden. Weshalb weiß ich nicht. Vielleicht sahen andere unsere Strickunterhosen, die wir damals noch tragen mussten. Da wir mit 12 die Regel schon hatten (ich hatte sie alle 3 Wochen) und man damals nicht mitturnen durfte, haben die Größeren uns kindlich aussehenden Mädchen das vielleicht nicht geglaubt. Die Peinlichkeit, bei Reichsjugendwettkämpfen und beim Schwimmen nicht mitmachen zu können und von den Jungen gefragt zu werden, ist mir bis heute bewusst. Meine Schwester und ich haben in den Umkleideräumen jedenfalls eine Art ironischer Gegenwehr praktiziert – wie genau weiß ich nicht mehr. Als ich jedenfalls in der modernen Psychologie mal von Hackordnung las, sah ich uns sofort niedergemacht von größeren Mädchen und durchlitt dies nicht richtig zu erklärende Phänomen, warum jemand „ganz unten“ ist, noch einmal. Unsere Turnlehrerin Ursel Ohrenberg aber stand für mich „ganz oben“. Leicht und klein wie wir waren, konnten wir toll Geräteturnen und hatten durchaus Erfolgserlebnisse, was wohl die Mittturnerinnen-Misere kompensierte. Das Problem „Jungmädchen“ in der Hitlerjugend erledigte sich in Höxter. Wir gingen wohl anfangs hin, doch war alles schlecht organisiert. Ummens gingen auch nicht mehr zu den sogenannten Diensten, so dass ich keinerlei Erinnerung an irgendwelche dort verbrachten Stunden habe und auch nie offiziell in den BDM übernommen wurde. Der Sommer 44 – denn 43 kamen wir wohl im Herbst nach Höxter – besteht in meiner Erinnerung aus täglichen Schwimmbadbesuchen. Es gab ein sehr großes, für damalige Begriffe supermodernes Schwimmbad mit 10m-Turm nahe der Weser. Unsere Gastfamilie hatte eine Dauerkabine, die wir jeweils zu zweit zum Umziehen benützten. Ich ging immer freiwillig als letzter rückzu, die klatschnassen Zöpfe über dem feuchten Sommerkleid. Nach wie vor nutzte ich alle Zeit zum Turmspringen. Ich erinnere einmal 11 Grad nach der 4-wöchentlichen

Wasser-Erneuerung (man hatte ja noch keine modernen Filteranlagen). Außer mir und meiner Schwester war wohl nur noch 1 Schwimmbadbenutzer dort. In diesem Sommer machten meine Schwester und ich die Fahrtenschwimmer-Prüfung. Damals musste man 3/4 Stunde Brustschwimmen und 1/4 Stunde Rückenschwimmen und einen Kopfsprung vom 3m-Brett machen. Es ist das einzige Mal, wo wir unsere Ähnlichkeit zu Betrugszwecken ausnutzten. Ich sprang zweimal, weil meine Schwester sich nicht traute. Unsere grünen Wollbadeanzüge (wie die damals kratzten ...) waren schon recht ausgewachsen und wir zogen ein Turnhemd darunter, da es keine neuen zu kaufen gab. Besonders schick können wir nicht ausgesehen haben.

Ich erlebte gerade bei einem 13jährigen Mädchen der Verwandtschaft, wie es sich der wachsenden Brüste schämte. Manche Probleme ändern auch die modernsten Erziehungsmethoden nicht. Ich wollte gern Indianer sein oder wenigstens Soldat. Einen dunkelblauen Überziehpullover versuchte ich vorn flach zuziehen. Die Brusthügel – wenn bei mir auch sowieso winzig – fand ich „doof“. Niemand muss mir damals irgendetwas vom Reiz des Frauenlebens erzählt haben. Ich kann mich auch nicht an andere Mädchen in begehrenswerten Kleidern erinnern. Irgendwann haben wir wohl noch die Kletterweste der Jungmädchen bekommen. Durften wir die auch noch nach dem Krieg anziehen? Was trugen wir in den eisigen Wintern? Trainingshosen unter Kleidern versuchte meine Mutter immer zu verhindern. Handschuhe (selbstgestrickte) sind mir im Gedächtnis, ein Lodenmäntelchen, abgetragen und zu knapp. In Höxter war das Haus noch warm. Frieren draußen ist mir nicht erinnerlich. Nach dem Kriegsende wurde es Sommer. Die Badeanstalt war beschlagnahmt. Wir gingen nun in der Weser schwimmen, obwohl meine Mutter große Bedenken wegen der Strömung, der Strudel und zusätzlich wegen der Gefahren durch die gesprengten Brückenteile im Wasser hatte. Merkwürdigerweise erinnere ich mich überhaupt nicht, dass wir in dieser Zeit mit den Eltern schwimmen gegangen sind, die doch auch gute Schwimmer waren. In der Mitte des Flusses war die Strömung reißen. Es war wirklich schwierig, nicht fortgetragen zu werden. Natürlich kam man erst ein ganzes Stück unterhalb ans andere Ufer. Irgendwann, als wir schon einmal hin und zurück geschwommen waren und ich vergeblich versuchte die anderen (wer war es noch außer meiner Schwester?) zu überreden, ein weiteres Mal den Fluss zu durchschwimmen, versuchte ich es allein. Manche Eigenschaften zeigen sich schon in der Jugend. Wenn ich mir etwas vornahm, wollte ich es auch unbedingt durchführen. Ich habe mich nicht geändert und komme mir oft kindisch vor, eine geplante Wanderung z. B. nicht einfach wegen Regens ausfallen lassen zu können. Reinhold Messner mit seinen Bergbesteigungen – den Kanal durchschwimmen zu wollen – ich konnte das gut verstehen: unmögliches zu erreichen war auch immer mein Ziel, letztendlich nichts weiter, als besser zu sein als andere. Ich wollte mich

um jeden Preis profilieren. Damals habe ich nur unter Aufbietung aller Kräfte den Rückweg durch den Fluss geschafft. Von der Überanstrengung war mir total schlecht. Ich wankte eher als ich ging nach Hause, wo ich von den Qualen natürlich nichts erzählen durfte. Manchmal ist mir diese Gefahr plötzlich wieder vor Auge gestanden. Es lief mir heiß und kalt den Rücken runter, ob meine eigenen Kinder wohl auch solche Herausforderungen suchen würden. Ich war nicht schwindelfrei und mochte auf Sprungbrettern nicht runterschauen. Ich musste mir selbst immer wieder beweisen, diese Angst überwinden zu können. Macht das wirklich Spaß?

Mit den Kindern der Gasteltern spielten wir in der warmen Jahreszeit draußen vor allem Völkerball. Ich lernte von einer kräftigen Kusine der Ummenskinder, einen Ball voller Wucht mutig zu fangen statt wegzurennen. Auch hier konnte man Anerkennung ernten wie auch im Winter, wenn man im Schachspiel gewann, das wir mit Vater geübt hatten und hier gegen Schwächere Chancen hatten. Wir alberten auch pubertär herum. „Doppelbaby“ sagten die Ummenskinder, wenn wir zu zweit im Schaukelstuhl saßen. Das zu sagen wurde von Frau Ummen oder deren Schwester streng verboten! Im Umgang mit Jungen waren wir Mädchen damals noch völlig unbefangen. Doch ich erinnere mich, dass irgendwann abends auf dem langen Flur oben Flüsterparolen weitergesagt wurden, dass man z. B. durch Küssen Kinder bekäme. Dass man zwangsläufig über den Vorgang der Menstruation informiert werden musste, beinhaltete keinerlei sexuelle Aufklärung, die quasi gar nicht erfolgte. Vielen Frauen meines Alters ging es genauso, wie wir in Diskussionen unter Seniorinnen feststellten.

Es keimten erste Zuneigungsgefühle zum anderen Geschlecht auf. Ein eher schüchterner, körperlich kleiner Junge, der wahrscheinlich aus dem Ruhrgebiet stammte und im Alumnat, einem Internat, wohnte, war schwach in Mathematik. Ich mogelte ihm trotz strengster Aufsicht die Ergebnisse der Aufgaben zu – wie genau, weiß ich nicht mehr. Wir wurden in Gruppen a und b nebeneinander aufgeteilt, sodass man nur von Vorder- zu Hintermann pfuschen konnte. In der erinnerlichen Arbeit gab es 3 Textaufgaben. Hatte man die ersten beiden richtig einschließlich logischem Text, war das befriedigend. Die letzte sehr schwere Aufgabe hatte – wie nachträglich ersichtlich –, nur ich gelöst und der schwächste der Klasse vor mir, weswegen wir beide ein „ungenügend“ bekamen, was mich nicht schmerzte, weil mir klar war, der Lehrer würde meine Leistung schon honorieren. Mit Wilfried verband mich nun eine „good-will“ Freundschaft. An einem Spätnachmittag beobachtete ich ihn beim Schlittschuhlaufen mit einem mir vorher nicht bekannten Gefühl von Zuneigung. Ich weiß nicht, ob wir überhaupt miteinander sprachen, jedenfalls beobachten wir den Start einer V 1 oder V 2, dieser Wunderwaffe, die uns den Krieg noch gewinnen lassen sollte. Wie eine große Rakete stieg sie am Horizont hoch, begleitet von dem verzweifelten Hoffen der

Deutschen auf den Endsieg, - für mich wie der Traum vom Erwachsensein. Meine Erinnerung bringt nur dies eine Bild von dieser aufkeimenden Liebe, gefolgt vom kameradschaftlichen Zusammensein mit dem gleichaltrigen Gastgeberjungen. Einmal liefen wir von „philosophischen Gesprächen“ begleitet in die Stadt, ein anderes mal zur Weser, wozu wir uns kurzfristig wegen der Hitze entschlossen (wo waren seine Geschwister und Ute?). Wir wechselten die Kleidung problemlos hinter jeweils einem anderen Busch ohne uns darüber Gedanken zu machen. Ich behielt dieses belangloses Geschehnis nur dadurch, dass ich mithörte, wie Frau Ummen meiner Mutter Vorwürfe machte, dass sie uns beiden allein zusammen gehen ließ.

Gegen Ende des Krieges - ich weiß nicht, ob im Winter 44 oder erst im Frühjahr 45 wurde der Flakhelferunterricht auf dem Flugplatz Handorf bei Münster ganz eingestellt. Mein Vater hatte dort unterrichtet und während dieser Zeit bei unserem Kartoffelbauern im Dorf Westbevern gewohnt. Ich denke, er fuhr mit dem Fahrrad hin und zurück. Wie oft er zu uns nach Höxter kam, weiß ich nicht, doch wurden die Züge beschossen durch Tiefflieger. Alle Passagiere verließen dann den Zug und versuchten sich zu verstecken. Mein Vater wurde beim Einschlag einer Bombe unweit der Stelle, wo er lag, von einem schweren Erdklumpen getroffen und erlitt eine Rippenprellung. Ich erinnere ihn bei Bewegungen oder gar Husten und Lachen Qualen erleiden. Er wurde auch mit Verdacht auf Typhus in Münster ins Krankenhaus eingeliefert und schließlich doch entlassen. Tags darauf kam bei einem Bombenangriff die Zimmerdecke herunter, wo sein Bett gestanden hatte. Im Sommer 1944 sind wir noch einmal kurz in Münster gewesen und auch im Zug von Tieffliegern beschossen worden. Wir mussten kurzfristig aus dem Waggon flüchten. Unschärf erinnere ich mich an unser nun unbewohntes Haus, ein provisorisches Mahl mit Kompott aus den Gläsern im Keller. Zweimal verbrachten wir Ferien in Brochterbeck in einem Hotel direkt am Bahnhof. Es gab Karpfen mit sauren Gurken zu Karfreitag und einen heißen Sommer mit Gewittern und die blauen Funken aus der Deckenlampe, als ein Blitz einschlug und den schrecklichen Geruch von Schlempe im Zug von einer Stärkemittelfabrik nahe der Bahnstrecke im Zusammenhang mit einer Magen- und Darmgrippe. Neulich erzählte meine Schwester, dass sie und ihr Mann ihre Hochzeitsnacht in Brochterbeck verbrachten und dorthin auch nach 50 Jahren fuhren. Nun sei dort ein komfortables Ringhotel o.ä.

Ich denke, ich könnte hinfahren, um zu sehen, wie dieser Ort heute aussieht. Vielleicht gibt es Heidelbeeren, Preiselbeeren und Pfifferlinge. Ich sehe uns Beeren pflücken. Wahrscheinlich aßen wir Blaubeeren mit Milch. Aber die Preiselbeeren? Pfifferlinge gaben wir beim Koch ab, der sie uns briet. Für mich sollen sie immer noch in Butter gebraten sein wie damals, doch in Restaurants benutzt man meist Speck heute. Es geht mir da wie mit den zarten Böhnchen. Ich finde, nur Butter

verstärkt noch den spezifischen Eigengeschmack, während Speck ihn überlagert.

Mir muss es sehr gut gehen, wenn ich morgens schon so genussvoll ans Essen denke. Das ist typisch für mich. Meine Mutter pflegte zu sagen: Wenn Du nicht wenigstens 1 Schnitte Brot isst, kommst Du nicht weg. Ich laste ihr an, mir durch diesen Zwang für das ganze Leben den Appetit aufs Frühstück genommen zu haben. Ganz sicher ist das nicht unrichtig. Denn wenn es einmal morgens kein Frühstück gibt (ich komme noch auf solche Situationen zu sprechen), träume ich von Frühstücksspeck mit Eiern o. ä.

Brochterbeck liegt im Teuteburger Wald wie auch Hiddessen (nach Detmold eingemeindet), wo wir 2x in den Pfingstferien waren. Man wanderte zu den Dörenther Klippen, zum „Hockendem Weib“, Felsformationen, die mir auch heute noch interessant erscheinen. Als ich sie nach ca. 20 Jahren wieder aufsuchte, konnte ich mir vorstellen, warum unsere Lehrerin Angst hatte, uns dort klettern zu sehen. Damals vor ca. 54 Jahren muss ich doch schwindelfreier gewesen sein, aber sicher nicht ganz schwindelfrei, was die Probleme mit den Sprungbrettern erinnern lassen. Als ich in den Jahren Hiddessen wieder aufsuchte, habe ich das Hotel von damals nicht gefunden. Ich hatte es als einziges großes und am Wald im Gedächtnis. In Hiddessen ist mir unvergesslich das Hermannsdenkmal. Mein Vater als Geschichtslehrer konnte so anschaulich von den Römern und Germanen erzählen und führte dazu, dass dieser „Hermann, der Etrusker“ in mir große Sympathie für diese Germanen, meine „Vorfahren“ erweckte. Mit seinen Erklärungen beim Aufstieg auf die Anhöhe legte mein Vater den Grundstein für mein Interesse an Geschichte. Das behielt ich. In meiner ganzen Schulzeit war ich sehr geschichtsinteressiert, wobei die Dominanz des Kriegerischen in der Neuzeit mich dann abschreckte. Doch in der Oberstufe fand ich Geschichtsvergleiche länderübergreifend wissenswert. Ich sehe meinen Vater bildlich neben mir gehen: Ja, da hält er an, nimmt den Hut vom Kopf und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Noch ist Frieden. Mein Vater hat schon ein kleines Wohlstandsbüchlein und ist nicht so leichtfüßig wie seine Töchterchen. Meinen Vater liebte ich in solchen Situationen wie ein spannendes Abenteuerbuch. Genau das ist er für mich gewesen: Nachschlagewerk, historischer Roman, ein lebendiges Bilderbuch.

Mein Vater wurde in Höxter noch unser Klassenlehrer, weil sein Vorgänger noch zur Wehrmacht eingezogen wurde. Er hatte es in Münster immer vermieden, seine eigenen Töchter in der Schule zu unterrichten. Diesem Zufall verdanke ich, meinen Vater als Schullehrer beurteilen zu können und weiß, warum seine Schülerinnen und Schüler von ihm schwärmten. Ein Vorbild war mein Vater als Wissensvermittler im humanistischen Sinne. Meine Eltern machten Fehler in der Erziehung, doch sie erzogen nach den damaligen gutbürgerlichen Kriterien. Ein Kind musste gehorchen, die Eltern hatten immer recht – ein klar definiertes System. Heute wird alles hinterfragt und vor lauter Verunsicherung dann kaum

mehr erzogen. Ein Vorbild sind diese Eltern - ständig bloßgestellt vom Umfeld - nicht mehr.

Zurück zu meinem Vater, der mir gerade so gut erinnerlich ist, wie er in die Klasse kommt, freudig erwartet. Deutsch- und Geschichtsstunden waren bei ihm wie eine interessante Unterhaltung. Jean d'Arc auf ihrem Pferd bringt den „Endsieg“, an den wir genauso glaubten wie sie. Wir folgten ihr angeführt von meinem Vater durch die Kriege. Friedrich den Großen und seine Soldaten begleiteten wir in den Schlachten. Wir identifizierten uns mit den Helden. Uns ließen die Toten kalt. Mein Vater erstellte den perfekten Videofilm vor unserem inneren Auge: Die Pausenglocke riss uns aus unseren Träumen in die Wirklichkeit zurück. Nie wieder habe ich am Ende der Schulstunde ein bedauerndes „Ohh“ gehört außer bei meinem Vater. Einem solchen Lehrer nahm kein Schüler übel, dass gleich im ersten Aufsatz nach Übernahme der Klasse als Klassenlehrer seine Tochter die beste Note bekam. „Wahnsinn!“ – kommt mir anerkennend auf die Lippen. „Reif und tief“ schrieb mein Vater unter die Arbeit. Vielleicht prägte es sich so ein, weil ein Lob seitens der Eltern normalerweise nicht ausgesprochen wurde. Trotz der vorübergehenden schulischen Schwierigkeiten in Englisch durch den mangelnden Wortschatz und dem Unverständnis im Physikunterricht (ein Junge brachte schon entsprechende praktische Kenntnisse mit) begann damals schon die Zeit der schulischen Unterforderung. Was hätte aus mir in einer Hochbegabten-Schule werden können – oder? Ich lernte nie arbeiten. Dadurch fiel damals für mich die Tür zur Wissenschaftskarriere zu. Wie ich schon schrieb, träumte ich bei Vollmond am offenen Fenster beim Zirpen der Grillen. Dies unerklärliche Sehnen, das uns in der Pubertät befällt, weitet Herz und Sinne und macht uns bereit, das Glück der Liebe zu empfinden. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin?“ Heinrich Heine war damals verboten, doch das Leiden an der Welt lässt sich nicht verbieten. Ohne Schmerz wäre keine Lust möglich. Ob wirklich noch Leerraum genug ist in dieser vorprogrammierten Welt für die heutige Jugend, sich selbst zu finden? Allein zu sein, ist die einzige Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit sich selbst. Wenn ich an die Überbelegung im Höxterschen Haus denke, wundere ich mich, trotz der äußeren Bedingungen so viel Alleinsein gefunden zu haben. So werden Jugendliche auch heute, verstöpselt mit dem Walkman, im Fitnesscenter o. ä. mit den Gefühlen allein sein.

Der Krieg näherte sich dem Ende zu. In diesen letzten Tagen ging es plötzlich nur noch um das Problem, ob Russen oder Engländer unsere Stadt eroberten. Die Angst vor den Russen in der kommunistischen Armee war berechtigt, was nichts gegen den Russen als Menschen aussagt. Auf englisch konnte man sich mit den Besatzern verständigen. Man hörte das Donnerrollen der Geschütze. Die Erwachsenen erfuhren aus dem Radio vom Fortgang der Kriegereignisse. Doch die militärischen Meldungen waren ja geschönt. In der Aachener Gegend wurden die

Menschen von der deutschen Regierung aus den Häusern geholt, um nicht in die Hände der Engländer zu fallen, die wir dann als Retter erwarteten.

Im Mittelgebirge ballten sich die Menschenmassen zusammen. Der große Hunger begann. Die Äcker waren nicht bestellt oder wurden bei den Kämpfen zertrampelt. Wie haben wir überlebt?

Zu den letzten Kriegstagen: Mit dem Gesangbuch in der Hand auf dem Weg



zur Kirche holte mich meine Mutter am Karfreitag zurück wegen der grollenden Panzer. Doch wir wurden noch vor Kriegsende konfirmiert. Meine Mutter hatte schwarzen Samt, aus dem sie uns hübsche Konfirmationskleider mit Perlenborte nähte. An die Feier selbst habe ich keine Erinnerung, meine religiöse Phantasie war wohl dem nüchternen Alltag geopfert worden. Tante Mimi ist da gewesen. Wie war ihr das möglich? Es müssen noch Züge gefahren sein. Von unseren Gasteltern bekamen wir ein

Glas Stachelbeeren für einen Tortenboden. Meiner Mutter taten wir leid. Wir mochten alle keine Stachelbeeren. Ummens feierten konventionell. Teufelssoße gab es. Wir bekamen eine Kostprobe. Wie schwierig muss es für meine Eltern gewesen sein – sicher aber auch eine große Belastung für die Einheimischen. Notzeiten schweißen zusammen, sagt man. Doch der Existenzkampf wird auch härter.

Zurück zu den letzten Kriegstagen vor der Besetzung. Es ging das Gerücht um: „Die Russen kommen. Wir müssen flüchten.“ Wir packten Notverpflegung (ja, es gab einen Riesenkochtopf auf einem Leiterwagen!), unsere gebrechliche Oma (sie lebte noch -, ja was eigentlich sonst noch?) – ganz bestimmt das „Köfferchen“, ein kleiner brauner Lederkoffer, der Papiere und Schmuck barg und deswegen erinnerlich, weil wir Kinder dringlichst angewiesen waren, dieses Stück in jedem Fall zu retten. Wie viele Nachbarinnen mit Kindern zusammen kamen, weiß ich nicht. Die Männer waren beim „Volkssturm“ Panzersperren errichten. Die Frauen hatten nun Angst vor Vergewaltigung durch die Russen. Vage erinnere ich mich, wie uns Mädchen auf die Frage, was vergewaltigen sei, mit Ausflüchten geantwortet wurde. Literarisch wurde das ja auch mit „Er tat ihr Gewalt an“ umschrieben. Man hörte Panzer und das Wummern der Geschütze – oder meinte es zu hören. Es ist jedenfalls ein lauer, schöner Frühlingstag gewesen. Wir bildeten einen Flüchtlingszug, der wie ein Wurm durch die Landschaft kroch. Der Weg zog sich durch Wiesen und Felder zu dem Berg hin, wo wir in einer Schlucht Unterschlupf suchen wollten. Nach einer Wegbiegung konnte man (ich muss vorn gewesen sein) diesen ganzen Zug überblicken. Ich habe dieses Bild vor Augen, als gäbe es ein Foto davon im Album. Ich glaube, ich hatte gar keine Angst, sondern genoss diesen Exodus eher als Event, als Abenteuer. Im Gegensatz zu dem Fliegeralarm, bei denen

ich seit dem Luftangriff in Münster, wo wir im Keller unter Schutt saßen, nachts in Panik geriet und mit Erbrechen kämpfte, wenn wir uns anzogen, in den Keller zu gehen, verspürte ich im Freien diesen Druck nicht. Wie lange wir dann in der Schlucht herumsaßen oder standen, weiß ich nicht. Die Aktion wurde zu meiner Enttäuschung abgeblasen. Ohne abenteuerliches Indianerspiel kehrte der Zug kleinlaut noch im Hellen zurück, sozusagen mit den eigenen Waffen geschlagen.

In Höxter hatten die Menschen in den Gärten und in der Heizung ihre Parteiunterlagen verbrannt. Die alten Zeitungen wurden zerschnitten als Toilettenpapier. Ich las dabei über den Rhöm-Putsch, verstand natürlich nichts von diesem Schwulen-Skandal. Wir Kinder rästelten, was damals geschah (natürlich habe ich historische Einzelheiten nicht behalten). Meine Eltern haben wie immer bei heiklen Themen mit Ausflüchten reagiert. Das Wort „homosexuell“ merkten Ute und ich uns jedoch, weil es so schön exotisch klang und verwendeten es bei Streitereien sozusagen als letzten Trumpf, so wie man heute „Fuck“ oder „Arschloch“ benutzt. Die letzte Ohrfeige, die mein Vater mir verabreichte, bekam ich, als ich eben meine Schwester mit diesem Wort beleidigt hatte. Unsere Meinungsverschiedenheit war schlagartig vergessen. Das einzige Nachschlagewerk war ein Duden: „gleichgeschlechtlich“ war dort als Übersetzung vermerkt. Meine Schwester und ich rästelten, was daran Schlimmes sein könne. Ich glaube, ich hatte schon mehrere Kinder, ehe ich ein bisschen mehr über Homosexualität erfuhr, die ja bis 1994 in Deutschland strafbar war.

Wie lange danach Höxter – gottlob durch die Engländer – besetzt wurde, weiß ich nicht mehr. Die deutsche Regierung hatte das Militär abgezogen. Davon erfuhr die Bevölkerung und plünderte die Kasernen. Meine Schwester erbeutete dabei 3 Großpackungen Bratlingspulver, die uns in den nun beginnenden Notzeiten eine große Hilfe waren, von denen jedoch nur die braungebrannte Kruste schmeckte, während ich mit meiner Mutter in der Stadt, noch ein paar Schuhe kaufte. Wir hasteten rückzu über den sogenannten „Wall“, während sich deutsche und englische Truppen vom Weserbergland zum Solling beschossen. Ein Geschoss traf uns beinahe. Das für 1 Paar Schuhe! – Das Kloster Corvey war Textil-Lager, wie wir feststellten, als wir dort mit dem Leiterwagen auf ein Gerücht hin eintrafen. Leider trafen wir nur auf Kisten mit Kinderkleidung bzw. Unterwäsche und Schlafanzüge miesester Kriegsqualität. Aus diesen Schlafanzügen nähte uns meine Mutter Kleider, die wir mit einer roten Schürze aus der hakenkreuzbereinigten Fahne trugen, heute würde man sagen „Landhausstil“. Die letztendliche Stadteroberung erlebten wir im Keller. Betttücher wurden als weiße Fahnen gehisst. Wer feststellte, wann für uns der Krieg zuende war, weiß ich nicht. Erst einmal war totale Ausgangssperre. Ab wann dann nur nachts Ausgehverbot war, weiß ich nicht. Wir gingen nun zur Domäne Corvey Milch holen, für die meine Mutter Büstenhalter gab. Ich weiß noch, wie köstlich der Milchreis mit der sahnigen Milch schmeckte.

Meine Eltern eröffneten uns – beinahe feierlich –, dass mein Vater „Meister vom Stuhl“ bei den Freimaurern gewesen war und deswegen große Schwierigkeiten im 3. Reich hatte, dass sie selbst die Nazis immer abgelehnt hätten, aber uns gegenüber lügen mussten, da wir uns sonst in der Schule o.ä. verplappert hätten. Für meine Schwester und mich ging die Welt unserer Kindheit zugrunde. Von einer Stunde zur anderen mussten wir eine neue Weltordnung akzeptieren. Wir waren hilflos. Ein Kusine von Herr Ummen, PG (Parteigenosse), der mit seinen Kindern noch in den letzten Wochen nach Höxter geflüchtet war und auch noch Unterschlupf im selben Haus fand, hatte seinen Kindern natürlich nichts Negatives über das gerade untergegangene Reich gesagt. Ich sehe uns spazieren gehen und die feindlichen Blicke der Geschwister bei unseren Eröffnungen. Sie waren hilflos wie wir. Ich weiß noch, wie ich sie bemitleidete, dass ihre Zukunft total zerstört war, für uns aber ein Lichtblick blieb.

Wir erfuhren, dass Juden und unerwünschte Menschen vergast worden waren, dass dieser Adolf Hitler, der uns so etwas wie ein Übervater gewesen war – vergleichsweise wie ein König oder Kaiser eben – in Wirklichkeit ein Verbrecher war. Wir hatten an eine Nation geglaubt, an unser deutsches Vaterland, an ein großdeutsches Reich. Nie wieder in meinem Leben konnte ich wieder ein echtes Nationalbewusstsein entwickeln. Nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches kamen noch negative Erfahrungen mit den Kommunisten hinzu. Ich war verstört. Das ist wohl der richtige Ausdruck. Die Schule blieb geschlossen. Doch wurden Kartoffelkäfer abgelesen unter Aufsicht von Lehrern. Ich bin noch lange unserem Direktor dankbar gewesen, dem wir Mädchen Käfer und Larven zum Vernichten (sprich Zerquetschen) geben durften. Manches Mal später im Garten wünschte ich ihn herbei. Die roten Lilienälchen sind es, die nun mit ihren harten Chininpanzer geknackt werden müssen und deren Larven in schwarz so eklig sind, wie die Kartoffelkäferlarven in rot. Der Schaden an den Lilien ist durch diesen Schädling vergleichbar groß, nur müssen dadurch nicht Nationen hungern.

Um ab und an Gemüse zu bekommen, arbeiteten meine Schwester und ich in der benachbarten Gärtnerei. Der Sohn des Besitzers war ein Klassenkamerad, der aber nicht an den untergeordneten Tätigkeiten teilnahm, die wir verrichten mussten: Unkraut ziehen und Gemüsepflänzchen pikieren. Zwei Studenten arbeiteten auch dort, wohl der Wehrmacht glücklich entkommen. Wolfgang, der attraktive, war meine erste große aber platonische Liebe. Auch meine Schwester betete ihn an. Wahrscheinlich waren wir für ihn eher unattraktive Mädchen. Ab und an gab es während der Arbeitszeit eine Pause – ob mit oder ohne offizielle Erlaubnis, weiß ich nicht. Wir saßen auf den hölzernen Einfassungen der Frühbeete bei harmlosen Tändeleien und unterschieden uns wohl nur äußerlich von den Teenagern aller Zeiten. Wir wetteten, ob jemand sich traute, eine Raupe zu essen. Ich glaube, die Sache kam deswegen nicht zustande, weil niemand einen attraktiven Preis hätte

bieten können. Schon damals wäre ein Stückchen Wurst o.ä. begehrenswert genug gewesen. Meine Schwester und ich, die ja in unseren Kinderjahren Essen mehr oder weniger als Qual empfunden hatten, bekamen schon in den ersten Wochen am Gemeinschaftstisch mit den vielen Kindern Appetit. In Münster hatten wir es schrecklich gefunden abends Reste vom Mittag essen zu müssen. Bei Ummens waren so viele Interessenten an Bratkartoffeln oder Resten da, dass eine gerechte Umverteilung vorgenommen werden musste. Mir war es peinlich, mich zu melden. Es gab zu Broten abends auch manchmal Milchsuppe o. ä. Gekochte Suppe aus saurer Milch blieb mir ungenießbar. Als „Plundermilch“ wurde die saure Milch kalt geschlagen und mit Zucker getrunken, was ich bei Hitze auch akzeptieren konnte. Aus Magermilch, die es ja damals auf Lebensmittelkarten gab, war wahrscheinlich Dickmilch in der Schüssel nicht herzustellen. Dickmilch aßen meine Eltern (und wir, wenn wir mochten) in meiner Kindheit in Münster im Sommer ab uns an nachmittags. Plötzlich sind mir die im Regal hingestellten Schüsselchen gegenwärtig, und ich erinnere mich dadurch an die Speisekammer, deren Lage zur Küche ich nicht recht orten kann. Wie schon gesagt, hatten wir Kinder in Münster ja nie richtig im Haushalt geholfen. Auf die Dickmilch wurde Zucker und Zimt gestreut. Nur mein Vater brockte auch ab und an Pumpnickel darauf. Meine Lieblingsgerichte in der Kinderzeit waren Königsberger Klopse (die Kapern mussten im Krieg abgezählt werden, wahrscheinlich waren sie knapp) und Zungenragout, wahrscheinlich deswegen, weil kein zähes Fleisch zu kauen war, was ich bis heute nicht liebe. Merkwürdig, dass ich alle Gerichte, die zu Hause gekocht wurden, in Gedanken aufzählen könnte. Die Variationsbreite, die man heute hat, war nicht möglich, weil es keine Einfuhr gab. Manchmal fällt mir auf, dass im Supermarkt-Gemüseangebot nicht ein einziges deutsches Produkt ist. Speziell im Winter hatte man in meiner Jugendzeit nur die Kohlsorten, Karotten, eventuell Feldsalat und eingemachte (in Gläsern) und eingelegte (in Fässern) Bohnen und eventuell Erbsen, die einzumachen meine Mutter schon als junge Frau abgelehnt hatte, wegen der Problematik, die bei späteren eigenem Gemüseanbau offenkundig wurde. Oft verdarben Erbsen in Gläsern. Der üble Geruch dieses verdorbenen Gemüses ist mir noch in der Nase. Durch den Druck der Gärung konnten die Erbsen an die Decke im Kellerraum geschleudert werden. Meine Mutter erzählte, dass sie deswegen für den Winter Erbsen in Dosen kaufte, was damals noch nicht üblich war. Auch Sauerkraut erwarben wir fertig. Zu den aufgezählten Gemüsesorten gab es Kartoffeln und verschiedene Braten, Schnitzel oder Bouletten, die bei uns Beefsteaks hießen. Alle 14 Tage etwa gab es eine Suppe (mein Vater mochte gern Erbswurstsuppe, die mir nicht schmeckte) und danach Eierkuchen mit Kompott. Ansonsten gab es immer Dessert. Oft war das Kompott wechselnd Erdbeeren, Kirschen, Pfirsiche oder Pflaumen; oder es gab Vanillepudding mit Himbeersirup (nie mit Kompott), Stippmilch (Quarkspeise ohne

Früchte), Schokoladenpudding oder rote Grütze mit Vanillesoße. Ich überlege gerade, wie es mit Nudeln mit Tomatensoße war, ob meine Mutter Tomatenmark einweckte oder kaufte. Das weiß ich nicht mehr. Doch als wir in der Nachkriegszeit eigene Tomaten hatten, machten wir oft Tomatensoße oder -suppe, die ich noch jetzt so wie damals nur mit frischen selbst durchgerührten Tomaten herstelle. Übrigens bekamen wir Kinder auch jeden Tag einen Löffel Lebertran und ein Stück Schokolade o.ä. hinterher. Es gab den Lebertran vor dem Krieg auch schon in teurer schmackhafter Version als Emulsion.

Nach dieser Essensexkursion durch die Vergangenheit zurück zur Gärtnerei Heinemann, der ich einige Kenntnisse im Pflanzen verziehen und Unkraut erkennen verdanke, die ich immerhin im Leben noch gebrauchen konnte. Ob wir auch eine Bezahlung bekamen, weiß ich nicht. Spärliche Rhabarberstangen sehe ich uns heimbringen. Unvergesslich ist mir ein Ei, das die Gärtnersfrau mir heimlich im Keller (sie winkte mich eine Leiter herunter) in die Tasche vom abgewetzten Lodenmantel schob, den ich nur dadurch im Gedächtnis behielt. Mir kamen fast die Tränen. Wenn Menschen mir ein Zeichen von Zuneigung gaben, war ich dankbar wie ein Hund, stelle ich rückblickend fest. Norddeutsch wie ich erzogen war (sind dort wirklich alle so?) kann ich selbst schlecht Zuneigung und Zärtlichkeit ausdrücken. Gefühle zu zeigen bleibt mir peinlich. Die auch heute wieder üblichen Umarmungen und gar Abküssereien sind mir genauso schrecklich wie als Kind, wenn die sonst gern gemochte Tante Mimi sich verabschiedete und ich versuchte, mich hinter einem Sessel zu verstecken. Gerade habe ich wieder so eine Abschiedszeremonie hinter mir, die ich innerlich stocksteif durchstehen musste.

Zurück zu dem hungrigen Mädchen der Nachkriegszeit. Hunger heißt, den ganzen Tag an Essen zu denken. Ich sehe uns heimlich Dosen mit Weihnachtsplätzchen öffnen. Schon damals waren die Mehlmotten oft schneller gewesen als wir und hatten die Dekorationshaselnuss vom Keks angeknabbert und Maden und Gespinst hinterlassen. Not ließ uns bedenkenlos die angeknabberten Reste verzehren. Ich sehe mich Milchreis kochend, die Maden oben abfischend. Wie wir Mutter anbettelten, noch ein Scheibchen Rinderrauchfleisch rauszurücken! Meine Eltern hatten es wohl von unseren Kartoffelbauern in Westbevern mitgebracht. Was muss es meiner Mutter schwer gefallen sein, für die nächsten Tage etwas aufzusparen. Mittags gingen wir - wie wohl schon die letzte Zeit vor Kriegsende - ins Restaurant essen. Gas gab es nur zu bestimmten Zeiten, und es war schwer, mit dem ein- oder zweiflammigen Herd in kurzer Zeit das Essen gar zu bekommen. Abwechselnd waren wir in den „Braunschweiger Hof“, das Hotel „Stadt Hamburg“ oder den „Strullenkrug“ gegangen. Nach dem Krieg blieb wohl nur der „Strullenkrug“. Vielleicht waren die Hotels von den Besatzern beschlagnahmt. Aus der besseren Zeit ist mir noch Wildschweinbraten im Hotel „Stadt Hamburg“ erinnerlich. Es gab bei Wild das doppelte auf die Marken der Lebensmittelkarten.

Leider weiß ich nichts mehr über die Mengen Fleisch, Mehl, Zucker etc., die einem Erwachsenen zustanden. Eine 50g-Marke musste man für eine normale Scheibe Braten im Restaurant abgeben. Ich erinnere mich nicht, ob meine Großmutter noch mitgehen konnte. Meine Mutter erzählte später, Ömchen hätte immer verzichtet, damit wir Kinder zu essen gehabt hätten und wäre so verhungert. Ich glaube das alles nicht so recht. Sie verfiel mehr und mehr auch geistig. Irgendwann musste sie ins Krankenhaus, wo wir einmal versuchten, sie für ein Stück Kuchen zu interessieren. 1/4 Stunde vor ihrem Tod war ich mit meiner Schwester noch am Krankenbett, wo die Sterbende unansprechbar und aufgedunsen lag. Vom nahegelegenen Krankenhaus schickte man jemanden, um meiner Mutter die Todesnachricht zu überbringen. Es war Juni. Die Margueriten blühten. Meine Mutter hielt uns zu Hause. Sie meinte, es gehöre sich nicht, dass wir in der Gärtnerei wegen des Todesfalls arbeiteten. Wir pflückten große Mengen Margueriten, aus denen der Fachmann uns dann Kränze und Grabdekoration herstellte. An die Beerdigung habe ich praktisch keine Erinnerung, wohl aber an die Beerdigung der Großmutter väterlicherseits ein Jahr davor. Sie war in Holzminden evakuiert, wo von Vaters Seite Verwandte wohnten. Dort stürzte sie und erlitt einen Oberschenkelhalsbruch. Wie auch heute noch oft Menschen nach einem solchen Unfall starb sie an Embolie. Ich weiß noch, wie wir sie im Krankenhaus besuchten und sie klagte, von Mitpatientinnen oder Personal bestohlen worden zu sein. Für mich war es ganz schlimm, dass man es fertig bringt, Hilfloze zu berauben – an meiner Abscheu hat sich nichts geändert. Trotz allen Misstrauens und Unkens versuchten meine Eltern uns Kindern eine „heile“ Welt zu vermitteln. Sie haben erreicht, dass ich auch heute noch in einem Mitmenschen den Gleichguten sehe, was nicht heißt, in entsprechenden Situationen mit Vorsicht zu reagieren, wenn auch widerstrebend.

Zur Beerdigung fuhren wir mit dem Zug. Mein Vater erzählte witzige Begebenheiten von vorhergehenden Beerdigungen, was mich erstaunte. Er hat mir damals plausibel gemacht, dass wir nicht in der Trauer versinken können, sondern das Leben weitergeht ohne diese Person, die man zu Grabe trägt, wobei der Tod eines alten Menschen ja der normale Lauf der Dinge ist. Ein lockerer Umgang mit traurigen Begebenheiten ist ein Hilfsmechanismus, uns nicht „ins Unglück zu stürzen“. Wenn ein Elternteil stirbt, passiert das kaum, doch beim Verlust des Partners oder des Kindes kann das Leid einen Menschen wie ein Sog in den Abgrund ziehen, wie ich es gerade im Bekanntenkreis erlebe. – Nach der Beerdigung der Großmutter in Holzminden saßen wir in der Bäckerei und Konditorei Reinicke zusammen. Mit den Besitzern waren wir väterlicherseits verwandt. Es besteht aber keinerlei Kontakt mehr. Damals ergab sich jedenfalls bei dem Todesfall die Möglichkeit, bisher nie gesehene Verwandte zu treffen. Uns Zwillingen waren die an uns interessierten Fremden eher ungemütlich. Ob bei der Beerdigung von Ömchen

in Höxter von der Verwandtschaft jemand von außerhalb kommen konnte, weiß ich nicht. Doch dass meine Schwester und ich ins Rathaus vorgeladen wurden, weil wir nicht zur Arbeit erschienen waren – wie gesagt blieben wir auf Wunsch meiner Eltern zu Hause – behielt ich. Wir waren doch Schülerinnen und hatten ja nur „gejobbt“, wie man heute sagen würde. Wir standen im Rathaus zusammen mit lauter erwachsenen Menschen, an die ich keine Erinnerung habe. (Erst nachträglich erklärten mir meine Eltern, dass derjenige, der uns fürchterlich ausschimpfte, ein Kommunist war.) Uns wurde erklärt, dass jeder verpflichtet sei zu arbeiten. Da gäbe es keine Ausreden – ich glaube, er sagte noch „wie im 3. Reich“, – Arbeitsscheue könne man nicht dulden o. ä. Ich war das erste Mal in meinem Leben mit den Nerven fertig. Ich heulte und schluchzte. Meinen Eltern gelang es wohl auch nicht, mir irgendeinen positiven Aspekt dieser neuen Regierung aufzuzeigen, der sie selbst auch erstmal machtlos gegenüberstanden. Die Ungerechtigkeit, die mir damals widerfuhr, hinterließ einen tiefen Schock. Die Willkür der kommunistischen Regierung in Ostdeutschland konnte ich immer aus der damaligen Erfahrung verstehen und bemitleidete die Menschen von Herzen. Als ich „Wilde Schwäne“ von Jung Chang, ein autobiographisches Buch über die politische Willkür in China las, litt ich mit der Autorin, die fast ihr halbes Leben das aushalten musste, was ich in einer halben Stunde durchlitt.

Trotz dieser Erfahrung habe ich bis heute keine Bedenken, bei Behörden vorzusprechen, gegen die meine Mutter ein großes Vorurteil hatte. Vielleicht gerade deswegen saß ich mit Geduld dort, überzeugt von der Gerechtigkeit, die dann auch zuteil wurde, als auf eine schon abgegebene Lebensmittelkarte noch pro Kopf ein Ei aufgerufen worden war. Mit dem Bezugsschein über 4 Eier kam ich nach Hause und ließ mich feiern. Ob es diese 4 Eier waren, die als faule Eier die ganze Küche nach Schwefelwasserstoff riechen ließen? Meine Mutter machte einen Biskuitteig daraus. Wir aßen den Kuchen, als wir in Bad Eilsen bei Dr. v. Tippelskirch waren. Seit damals weiß ich, dass faule Eier zumindest gebacken nicht giftig sind, schmackhaft aber auch nicht.

Ich weiß nicht erinnern, ob wir irgendwelche Arbeitspapiere hatten o.ä. Was haben meine Eltern geregelt? Wir waren ja nicht volljährig. Bald mussten wir jedenfalls als Schulklasse auf der Domäne Corvey Rüben ziehen. Die Reihen waren ungefähr 2 km lang. Wir waren den ganzen Tag beschäftigt. Wieviel Tage? Nachmittags gab es aus Kannen Milchkaffee. Abends waren wir total geschafft. Wenn ich ein Rübenfeld sehe, denke ich immer noch an diese Nachkriegszeit.

Unser Haus in Münster wurde im Februar 1945 durch eine Luftmine fast völlig zerstört. Auch unser stillgelegtes Auto wurde noch beschlagnahmt. Meine Eltern versuchten nach Kriegsende für uns in oder um Münster eine Bleibe zu finden. Ich glaube, sie konnten mit irgendjemandem von Höxter aus mit dem Auto mitfahren, denn Züge verkehrten nicht. Wie sie aber zu einer Mitfahrgelegenheit

kamen, hätte ich sie bei Lebzeiten fragen müssen. Meine Schwester und ich mussten allein kochen. Nach Kochbuch brauchte man einen Apfel fürs Rotkraut, den wir mit viel Bedenken und natürlich völlig unreif von einem Straßenbaum klawten. Als meine Eltern fort waren, starb die Mutter unseres Schuldirektors, und wir schickten im Namen unserer Eltern eine Kondolenzkarte. Wir wurden angesprochen, auf der Beerdigung zu singen. Ob man sonst keinen erreichte? Ich glaube, wir waren nur zu fünft. Jedenfalls musste ich bei dem Trauerchoral allein die 2. Sopranstimme halten. Es klappte, doch ich hatte schreckliches Lampenfieber wie noch heute bei einem Keyboard-Solo im Orchester.

Dabei fällt mir unser Musiklehrer ein, der damals den Gesang bei der Beerdigung begleitete. Der Musiklehrer war „spitze“. Ich verdanke ihm beinahe alles, was ich im Musikunterricht der Schule lernte. Noch heute liebe ich Edvard Hagerup Grieg mit seiner Per Gynt-Suite. Unser Lehrer spielte uns alle Sätze vor und besprach die einzelnen Passagen. Auch Schuberts „Dreimädelhaus“ wurde im Unterricht durchgenommen. Um in den Chor aufgenommen zu werden, mussten die Schüler auf der Freitreppe im Eingang vorsingen. Ich wählte „Es waren zwei Königskinder“ und ich erinnere noch genau die tolle Akustik. Einmal ließ der Lehrer einen Schüler der Unterklassen kommen, der nie Klavierunterricht gehabt hatte, aber ein vorgespeltes Musikstück nach einmaligem Hören nachspielen konnte. Was mag aus diesem Schüler geworden sein? Der Studienrat spielte phantastisch Orgel. Man konnte ihm in der Kirche zuhören. Ich saß mehrmals allein dort. Wahrscheinlich war nur ich so „bildungsbefflissen“. Obwohl ich nie Liebhaber barocker Musik wurde, ist mir die gewaltige Schönheit der Bachschen Musik damals aufgegangen. Doch bleibt sie für mich verbunden mit einem alten Kirchen- oder Klostergebäude. Meine Schwester hatte sich als Kindergottesdiensthelferin gemeldet. Ich tat ihr nach aus Mangel an anderer sinnvoller Beschäftigung. Dabei fällt mir die Pfarrersfamilie Bartels ein. Der Pfarrer hat mich konfirmiert und später getraut. Privat hatten wir mit ihnen und ihren 7 Kindern netten Kontakt. Wir durften bei ihnen Kirschen und Johannisbeeren pflücken. Frau Bartels lobte uns, dass wir solche Aktionen durchstanden ohne unsere Kleider zu beschmutzen.

Mit dieser Gottesdiensthelferfunktion hatte ich mir etwas ganz Dummes eingebrockt. Ich bekam eine Gruppe von ca. 11jährigen Jungen, die hauptsächlich aus dem Waisenhaus kamen. Meine Schwester hatte mehr Glück mit Mädchen. Die biblische Geschichte zu lehren, war nicht das Problem, doch die Kinder benahmen sich so, wie wir uns früher bei den Jungmädchen unserer Führerin gegenüber verhielten. Die jugendlichen hörten einfach nicht zu und machten Quatsch. Der Höhepunkt meines Unglücks war bei einem Sommerfest erreicht, als die Buben Indianer spielten und mich an den Marterpfahl banden. Das alles trug dazu bei, dass ich depressiv wurde. Ich entsinne mich, wie ich - wahrscheinlich bei einer

Helferinnenstunde – ständig mit den Tränen kämpfte. Frau Bartels nahm mich beiseite und befragte mich. Sie hat mir damals gesagt, Mädchen in meinem Alter ginge es oft so, dass sie nichts mit sich anzufangen wüssten und grundlos weinten. Sie hat mich wahrscheinlich auch wegen des Martyriums bei der Pfahlbinderei getröstet. Jedenfalls kann ich keine weiteren psychischen Einbrüche erinnern. Ich litt an mir selbst, wie ein Großteil aller Heranwachsender heute noch. Schließlich wird nur zählen, was wir selbst aus uns machen. Aber wie? Nur in der



Schule hatte ich mich bislang profilieren können. Doch die war geschlossen. Die Erwachsenen hatten andere Sorgen, als sich um verlorene Bildungschancen der Kinder zu kümmern. Der Hang zur Melancholie, das Suchen nach einem Sinn des Lebens zeigt sich in Gedichten, die ich damals schrieb. Nichts von einem verloren

gegangenen Krieg und ungewisser materieller Zukunft ist da zu lesen.

Wenn ich an Höxter zurückdenke, fällt mir noch der private Gymnastik-Unterricht ein. Unsere schlechte Haltung (erblich vom Vater) machte meiner Mutter Sorgen. Hiltrud Ummen, ungefähr gleich alt, trug zeitweise ein Stützkorsett. So etwas gibt es auch heute noch. Der aufrechte Gang des Menschen ist eine eher negative „Auslese“ im körperlichen Bereich nach der Darwinschen Evolutionstheorie. Ob die Entwicklung des Verstandes diesem körperlichen Mangel soviel entgegenzusetzen hatte? Aber bei der mittleren Lebenserwartung in der Entstehungsgeschichte und ohne ästhetische Gesichtspunkte hielt die Wirbelsäule ja ein Leben lang. Leider habe ich auch bei meinen Kindern die Wirbelsäulenprobleme nicht lösen können. Ich glaube, man müsste ab Schulalter gezielter Programme durchziehen. Meine Kinder hatten teils „Sonderturnen“ in der Schule. Doch das hätte weitergeführt werden müssen. Mein erster und mein jüngster Sohn haben einen Rundrücken noch schlimmer als ich – poor boys!

Gegen Diphtherie waren Kinder damals schon geimpft. Doch die Jüngste unserer Gastgeber war sechs Wochen lang wegen Diphtherie in der Quarantänestation, einer Baracke neben dem Krankenhaus, wo auch ihr Bruder mehrere Wochen weilte. Er bekam Scharlach, gegen den wir anderen dann geimpft wurden. Meine Schwester bekam durch eine nicht genügend sterilisierte Spritze hohes Fieber und musste an der Impfstelle geschnitten werden. Jedenfalls wurde meine Schwester gesund, als der Eiter abgeflossen war. Ich dagegen bekam mit Sicherheit Scharlach und wurde - ohne einen Arzt zuzuziehen - einfach zu Hause kuriert, um nicht wochenlang im Krankenhaus sein zu müssen. Dieser Maßnahme setzte ich als „gesetzestreues“ Kind erst Widerstand entgegen. Damals war es sicher eine gute Entscheidung meiner Mutter, so zu tun, als habe ich nur eine Erkältung. Ich glau-

be, die Gastgeber handelten bei einem oder zwei ihrer Kinder ähnlich. Als das erste Kind erkrankte, kam das Gesundheitsamt ins Haus zum Desinfizieren. Sogar die Spielkarten wurden abgewaschen. Was passierte behördlicherseits in der Küche?

Da wir – Ute und ich – todunglücklich waren, als unsere Kurzsichtigkeit noch in Münster festgestellt wurde – ich erinnere mich, 2 Tage nur geweint zu haben wegen der Brille – ist meine Mutter mit uns von Höxter aus nach Bad Eilsen gefahren, wo ein Dr. v. Tippelskirch eine neue Heilmethode entwickelt hatte: Man trug beim Lesen und Schreiben eine Brille, durch die man noch schlechter sah, um die Sehkraft zu stärken. Natürlich war eine Weiterbehandlung nach dem Krieg erst einmal nicht möglich. Wir haben, soweit ich mich erinnere, damals eine Nacht in Bückeburg in einem Hotel verbracht, in dem auch Adolf Hitler einmal übernachtet hatte oder eine Rede hielt, was uns Mädchen damals sehr interessierte. Auf einer Bank in einem Park in Bad Eilsen aßen wir den schon zitierten Biskuitkuchen aus den faulen Eiern. Willig trugen wir damals auch die verordneten Brillen mit denen man nur verschwommen sah. Ich weiß nicht, ob ich je nach 1 oder 2 Stunden dadurch normal sah. Irgendwann waren die Gestelle zu klein. Wir stellten unsere Bemühungen ein. Ich habe zuerst fest an den Erfolg geglaubt, mehr als meine Schwester, die im übrigen auch weniger kurzsichtig war und ist.

3

Woher meine Eltern den LKW bekamen, mit dem wir – ich denke im Spätsommer – auf der offenen Ladefläche sitzend zwischen und auf den Möbeln nach Westbevern umzogen, weiß ich nicht. Die Flüchtlinge aus Ost und West treckten damals mit Sack und Pack zu Fuß zurück in ihre Heimat. Ich erinnere noch einen Leiterwagen mit einem alten Mann im provisorischen Bett obenauf. Menschen mit abenteuerlich verschnürten Lasten auf primitiven Handkarren zogen durch das Land, Nachfahren der Völkerwanderung und Beginn der nicht enden wollenden Flüchtlingsströme überall in der Welt. Damals war es ja die erfreuliche Rückkehr nach Hause in nunmehr friedlichen Zeiten.

Jedoch für viele gab es – wie für uns – kein Haus, keine Wohnung mehr, in die sie zurückkehren konnten. Meine Eltern hatten „Quartier gemacht“ über den Bürgermeister des Dorfes Westbevern, der unser „Kartoffelbauer“ gewesen war. Wir bekamen als Wohnraum die Hälfte eines requirierten Hauses. Der Mieter dieses damals modernen Einfamilienhauses war Gerichtspräsident im 3. Reich gewesen und musste ins Internierungslager. Die Familie (Frau und 3 Kinder) blieb im Obergeschoss. Da mein Vater Nazigeschädigter war, hatte er bevorzugt Anspruch auf Unterbringung. Dass unsere Behausung alles andere als ideal war, stellte sich schnell heraus. Doch erst einmal saßen wir hoch auf dem Wagen und blickten optimistisch in die Zukunft. Irgendwann kam ein anderer LKW auf der Straße vor uns in Sicht, der – oh Wunder – Elektrokochplatten auf dem Hänger transportierte. Bei einer Tankstelle o. ä. Rast, gelang es meinem Vater, eine Kochplatte zu erstehen oder gegen irgendetwas zu tauschen. Ansonsten hatten wir nur einen dreieckigen Flakofen zum Kochen. Das Haus hatte Zentralheizung gehabt, die wir aber mangels Koks nicht nutzen konnten. An dessen Heizkamin angeschlossen zog der Ofen nur ganz schlecht, so dass wir schlimmstenfalls 2 km zum Bauern laufen mussten, um ein bisschen Dieselöl als Starthilfe zu erbetteln. In dieser ersten Nacht in Westbevern beherbergten wir noch eine Nachbarin aus Höxter, die am nächsten Tag nach Münster weiterfuhr. Wir wohnten in direkter Nähe des Bahnhofs, parallel zu den Gleisen, deshalb war Parallelweg unsere Adresse.

Damals hatten Betten der gutsituierten Gesellschaftsklasse dreiteilige Schlaraffiamatratzen mit Kopfteil. Für das Ehebett meiner Eltern fehlte das 6. Teilstück nach dem Abladen und tauchte nie wieder auf. Wie es möglich war, dass es

beim Transport verschwand, blieb uns für immer ein Rätsel. In den nächsten Wochen führen wir mit dem Bauern und Pferd und Wagen nach Münster, wo wir aus unserer Hausruine Möbel, Bücher etc. holen wollten.

Von der Innenstadt habe ich noch ganz deutlich den Prinzipalmarkt in Erinnerung, wo wir mehr oder weniger über Trümmer kletterten. Das ganze Zentrum war ein menschenleeres Ruinenfeld, über das Krähen flogen. Ich war schockiert -. Schon 1948 hat man zur 300. Wiederkehr des Westfälischen Friedens von Münster und Osnabrück nach alten Vorbildern den Prinzipalmarkt soweit wieder restauriert, dass heute Besucher glauben, die Innenstadt sei erhalten geblieben.

Vom Obergeschoß unseres Hauses (die hintere Hälfte war von der Bombe weggerissen) hingen die Holzdielen herunter und dienten uns als Rutsche für die schweren Eichenbettteile und Nachttischchen meiner Großeltern. Der passende Schrank war zerstört. Diese Betten waren später nach meiner Heirat unsere ersten Ehebetten. Als Geschenk einer Tante ließen wir einen Schrank dazu vom Schreiner anfertigen für 100 DM. Er hat noch viele Jahre in den Kinderzimmern Dienste getan. Die alten Schlafzimmermöbel waren Massiv-Eiche. Ich erinnere noch das Gewicht der auf den abfallenden Holzdielen ankommenden Nachkonsole, die mich fast erschlug. Ich glaube, meine Eltern erlaubten uns Kindern nicht, nach oben zu klettern. Wie man dahin kam, weiß ich nicht. Die Treppe war mit Sicherheit zerstört. Ob wir damals auch die Bücherschränke aus dem Arbeitszimmer holten, weiß ich nicht genau. Ein Teil der Möbel war noch in den letzten Kriegsmonaten ausgelagert worden nach Wolbeck wie z. B. das Esszimmer und der Konzertflügel meiner Mutter. Ihm wurden ganz unfachmännisch die Beine abgesägt. Er hat dann jahrelang auf Birkenklötzen gestanden im großen Flur in Westbevern. Nie wieder übte ich ausdauernd Klavier - im Winter spielten wir mit Fingerhandschuhen -, obwohl es immer Ansätze gab mich zu verbessern. Ich blieb auf der Strecke weil ich meinte, Erfolge ohne große Anstrengungen haben zu können. Ich versuchte später nach dem Gehör zu spielen und konnte unvollkommen ein paar Schlager nachspielen. Dass mehr als die Hälfte des Jahres der Flur kalt war, ist aber schon eine Entschuldigung, keine Karriere als Pianistin gemacht zu haben!

Ich glaube, das riesige Esszimmer blieb in Wolbeck, bis meine Eltern Ende 1952 ein Haus kauften. In Westbevern hatten wir 2 durch eine Glasschiebetür getrennte Räume und eine Küche. Diese Glasschiebetür war auf der einen Seite mit dem Schlafzimmerschrank meiner Eltern zugestellt. Worin meine Schwester und ich unsere Kleidung aufbewahrten, weiß ich nicht. Es waren Möbel außer den Betten in unserem Zimmer, z. B. der Sekretär, den mein Großvater selbst angefertigt hatte. Im Winter nach starkem Frost lief das Wasser buchstäblich an ihnen herunter. Die schwierigen Koch- und Heizbedingungen waren unser Hauptproblem. Im ersten Jahr zumindest blieb der Flakofen in der Küche die einzige Heizung. Später wurde ein alter Ofen aus unserem Besitz (in Münster nicht angeschlossen) im Zimmer

meiner Eltern installiert. Die Kochplatte durfte nur stundenweise benutzt werden, denn der Strom war rationiert. Ich weiß, wie es zu Disputen zwischen unserer Hausmitbewohnerin und meiner Mutter kam, weil zu viel Strom verbraucht worden war. In den beiden Zimmern waren die Fenster mit Sperrholz provisorisch vernagelt, weil bei den von der Besatzung vorgenommenen Sprengungen auf dem Flugplatz Handorf die Scheiben zersplittert waren. Unsere Rekordminustemperatur im Schlafzimmer lag in diesem kalten Winter bei -16° . Meine Mutter verlangte trotz diesen Temperaturen, dass man sich für die Nacht umzog. Als Gast in ungeheizten Gastzimmern lasse ich heute ungerührt einfach die Kleidung an. Wir wärmten damals Ziegelsteine, die mit alten Betttüchern umwickelt in die Betten gelegt wurden und teils die Bettwäsche ansengten. Wenn meine Schwester und ich über diese Zeiten reden, denken wir, dass das Frieren noch schlimmer als der Hunger war. Bei unserem Bauern konnten wir täglich frische Milch holen. Wir fuhren mit dem Fahrrad hin und balancierten die Kanne in der Hand. Meine Mutter ging zu Bauersfrauen überall im Ort „hamstern“. Sie bekam Obst und Gemüse. Bei einem kleinen Kötter konnten wir zusätzlich Milch (+ Tuberkulose!) holen. Wieweit meine Mutter Gegenleistungen in Naturalien (Büstenhalter o. ä.) erbrachte, weiß ich nicht. Damals sagte man, dass jeder Bauer schon einen Perserteppich im Kuhstall liegen habe! Mein Vater hat dem alten Topphoff, der ja Bürgermeister war, bei schriftlichen Arbeiten helfen können. Schon während seiner Flakhelfer-Unterrichtszeit hatte er manchen Abend mit ihm am Kamin gesessen. Beide verband eine Freundschaft trotz dem unterschiedlichen Bildungsniveau. Selten waren wir abends als Familie dort bei dem Bürgermeister. Ich erinnere die tropfenden Schinken und Speckseiten im Kamin, Christine, die wieder einmal über dem Strickzeug einnickte und Anni, die uns heimlich Moritaten vorsang, deren Inhalt mich sehr anrührte. Christine war die Tochter des Senior-Bauern, die dort den Haushalt führte, da seine Frau früh gestorben war. Als ihr Bruder heiratete, blieb sie weiter das „Mädchen für alles“. Im Rentenalter wurde sie psychisch krank. Sie hatte keinen Antrieb und kam in die psychiatrische Klinik, wo wir sie besuchten. Nach ihrer Entlassung ist sie in den Hofteich gegangen. Einen Selbstmord musste man damals noch als Unfall darstellen, sonst wurde ein Katholik außerhalb der Friedhofsmauer beerdigt.

Doch um auf das Heizen bzw. Kochen zurückzukommen: Unseren Flakofen gezündet zu bekommen, war die eine Sache. Wir hatten doch auch kein Papier zum Anfeuern etc., ich weiß nicht, wie wir uns behalfen. Dieser primitive Ofen musste ordentlich vollgeladen werden, bis es überhaupt möglich war, obenauf zu kochen.

Beim Schreiner ließen wir zudem eine Kochkiste herstellen. Aus was genau die Auspolsterung bestand, kann ich mich nicht erinnern (alte Decken o. ä.). Man ließ den Topf mit dem Essen ankochen und Reis o. ä. wurde danach zum Garen hinein-

gestellt. Im Wald durfte man Holz bis maximal 4 cm Durchmesser lesen. Wir bekamen ungehacktes Brennholz auf Bezugschein. Ich hackte sehr gern Holz und liebte überhaupt Männerarbeiten. Zentnersäcke Kohlen, Kartoffeln o. ä. schleppten meine Schwester und ich in den Keller. Wieviel Kohle man auf Kohlenkarten erhielt, weiß ich nicht annähernd. Mein Vater bekam einmal einen Sturzkarren mit Pferd zum Holzlesen geliehen. Die Aststücke wurden auf der überdachten Terrasse aufgestapelt an der Außenmauer entlang. Irgendwann beobachtete ich, wieviel von diesen Holzvorräten pro Tag verschwand und erschrak vor unserem „in den Tag leben“ müssen. Wie wir doch immer über die Runden gekommen sind, grenzt an ein Wunder. Ein Rest Koks ist im Keller gewesen. Es war im Winter 46/47 als die Erwachsenen beschlossen, am Heiligen Abend einmal richtig einzuheizen. Es war starker Frost. Das Problem dieses Hauses war seine Konstruktion auf Basis Zentralheizung. Die Wasserrohre froren Anfang des Winters ein und tauten quasi erst im Frühjahr auf. Natürlich war auch das Wasser in der Heizungsanlage gefroren und so kam es zu einem Rohrbruch, so dass das Wasser in Eiszapfen der Außenwand gefror.

Damals versuchte man Kohlen zu stehlen von den Güterwagen – für meinen Vater als Beamten unmöglich. Meine Schwester und ich wurden beim 1. Versuch gleich erwischt und mussten auch noch den Sack dalassen.

Wir saßen im Winter frierend in der Küche. Wir hatten relativ neue Schlittschuhe im letzten Kriegswinter bekommen. Es war eine Überwindung, so durchgefroren den Entschluss zu fassen, sich anzuziehen um Schlittschuh zu laufen. Die Ems hatte Nebenarme, die relativ schnell zugefroren waren. Dorthin liefen wir und wurden unterwegs schon ein bisschen wärmer. Ich sehe uns Handschuhe u. ä. an den Abhang werfen, wenn wir Pirouetten (lernte ich nie) und Bogen übten. Die Landschaft war so romantisch und still. Mir wird's ganz warm ums Herz, wenn ich denke, wie schön es dort war. Einmal trafen wir dort den Sohn unserer Mitbewohner. Nur selten sprachen wir Mädchen mit dem Jungen. Er war älter als wir und besuchte ein humanistisches Gymnasium. Er wurde psychisch krank und in einer Zwangsjacke abgeholt. Später soll er Selbstmord verübt haben. Wie wenig wir über die Mitmenschen erfuhren! Dass meine Eltern den Juristen in seiner hohen Stellung natürlich für Kriegsverbrechen verantwortlich machten, schloss eine Freundschaft mit dessen Familie aus – auch wohl von ihrer Seite, denn wir nahmen ihnen ja die Hälfte des Hauses weg. Meine Mutter hat mit vielen anderen Leuten Kontakt gehabt. Zwei Häuser weiter wohnte ein Grundschullehrer. Seine Frau war wohl gelernte Näherin und hat auch für uns z. B. aus Vaters alten Anzügen Kostüme genäht. Der Unterricht im Gymnasium begann im Frühjahr 1946 in Münster wieder in einer Gastwirtschaft außerhalb. Wir hatten etwa eine halbe Stunde vom Bahnhof aus zu laufen. Wie man damals Termine und Ort erfuhr, weiß ich nicht. Den Schulweg zur Gastwirtschaft erinnere ich kaum.

Nur wenige Lehrer waren „entnazifiziert“. Unser Stundenplan beinhaltete fast nur Kunst und Kunstbetrachtung. Da wir in Höxter bis Kriegsende guten Unterricht gehabt hatten, waren wir den meisten Mitschülerinnen im Stoff weit voraus. Schon bevor der Schulunterricht wieder aufgenommen wurde, hatte ich mir von meinem Vater Lateinbücher ausgeliehen und angefangen mir selbst diese Sprache beizubringen. Dass ich Latein lernte, nahmen meine Eltern zwar zu Kenntnis, doch haben sie mich auch nicht ermutigt. Kein Kind kann sich heute diesen meinen Bildungshunger vorstellen. Natürlich habe ich viel gelesen, denn viele Bücher meines Vaters waren gerettet. Meine Schwester und ich fuhren mit dem Zug nach Münster und holten aus der Ruine taschenweise Bücher, deren Wert wir natürlich kaum schätzen konnten. Es bedienten sich mit Sicherheit auch Fremde dort. Die Ruine war nur provisorisch abgesperrt. Irgendwann hatte ein Pärchen dort Zuflucht gefunden, und ein 10 Pfund schweres Baby wurde im Haus geboren. Mir taten diese Leute leid. Meine Eltern gingen mit Erfolg gegen die Einquartierung vor. Heute denke ich, dass man das Haus mit entsprechenden handwerklichen Fähigkeiten, nach und nach wieder bewohnbar hätte machen können. Mit meinen Kindern später hätten wir das sofort in Angriff genommen.

Mein Vater fuhr oft nach Münster. Er sollte als Nazigeschädigter eine Schulratsstelle bekommen. Doch als Protestant im stockkatholischen Münster hatte er keine Chance. Durch wie viel Höhen und Tiefen müssen meine Eltern gegangen sein. Am Ende erhielt mein Vater die Berufung als Oberstudiendirektor an eine Aufbauschule in Lübbecke in Westfalen, was Engländer-Hauptquartier war. Sein Vorgänger war gestorben. Mein Vater bekam ein Zimmer und auch Mahlzeiten im Haus des Verstorbenen. Meine Eltern sagten, es sei unmöglich, dort eine Wohnung zu bekommen. Ich vermute, meine Mutter wollte auch nicht in die Mittelgebirgsgegend. Mein Vater war 55 Jahre, als der Krieg zu Ende ging. Das wird ein Gesichtspunkt gewesen sein, in Münster bleiben zu wollen. Meine Eltern bemühten sich um den Wiederaufbau unseres Hauses. Optimistisch betrachteten wir vielversprechende Baupläne. Der Architekt tröstete uns immer wieder. Sein Baubüro ist wohl in üble Machenschaften verstrickt gewesen und ging dann in Konkurs. Jedenfalls haben meine Eltern 1952 kurzentschlossen ein Nachkriegshäuschen gekauft mit vielen baulichen Mängeln, doch in einer hervorragenden Lage nahe dem Schloss. Der Wiederaufbau der Bauruine in der Zumsandstraße klappte nie. Ich konnte für unser Haus in Köln später den Lastenausgleich verwenden und bekam das alte Grundstück an der Zumsandstraße in vorweggenommener Erbfolge übertragen, durfte es aber nicht veräußern. Erst nach dem Tod meines Vaters hat meine Mutter zugestimmt, dass ich es als Erbbaugrundstück einer Eigentümergemeinschaft zur Verfügung stellte. Dass das Handicap meiner Eltern war, das sie nur schuldenfrei bauen wollten (und dann auch bar kauften). Mit Schulden hätten Sie Steuern sparen können. Sie hatten noch das Denken einer

wohlhabenden Beamtenschicht.

Mit der Erbbebauung des Elterngrundstückes gab es noch ganz großen Ärger. Kaum war der Vertrag unterzeichnet, wurde von der Stadt Münster ein Baustopp verhängt, weil man eine Umgehungsstraße dort plante. Die Vertragspartner warfen mir vor, ich habe davon gewusst, dabei hatte mich ihr Sprecher sozusagen zum Abschluss des Vertrages gedrängt. Der Notar der Firma meines Mannes hatte einen Vertrag ausgearbeitet, nach dem ich den Erbbauzins für 100 Jahre im voraus erhielt. Mir taten natürlich die Leute leid, die ihrerseits einen großen Teil ihres Kapitals festgelegt hatten, um damit Wohneigentum zu erkaufen. Es gab Prozesse, Übertragungen von Eigentum hin und her. Ich glaube, erst nach 10 Jahren konnte gebaut werden. Ich selbst hatte über die Firma meines Mannes ein mit Hypotheken belastetes Reihenhaus als Kapitalanlage gekauft. Das bewährte sich. Wir konnten es beim Kauf des Hauses in Langenhain für circa das Doppelte des Kapitaleinsatzes wieder verkaufen.

Natürlich erforderte der Haushalt viel Mithilfe wie Holzlesen und -spalten und Gartenarbeit, denn wir bauten ein wenig Gemüse an. Aus der Jauchegrube trugen wir unsere eigenen postdigestiven Abfallprodukte an die Tomaten. Der Jaucheschöpfer hatte einen langen Stiel, und ich bemühte mich, möglichst von unten Konzentrat heraufzuholen. Die Kaninchen fraßen den Salat ab. Ein Nachbar (selbst Jäger) lieh uns verbotenerweise eine Falle. Wir fingen ein Kaninchen, das sich in der Falle noch bewegte. Der zu Hilfe gerufene Nachbar erschlug es. Meine zartbesaitete Mutter wollte nicht mitessen und konnte auch das Tier nicht verarbeiten. Ich zog das Wild ab, weswegen ich weiß, wie schwierig eine solche Arbeit ist. Natürlich war nur ganz wenig Fleisch an den Knochen, weswegen wir den Verzicht unserer Mutter auch nicht bedauerten.

Unser Ofen rußte fürchterlich. Damals hatte man keine Spülmittel. Das Abwaschen der Schränke und Türen nahm kein Ende. Die Hände waren schwarz und fettig hinterher wie das Küchenmobiliar. Meine Mutter hat später eine Frau als Putzhilfe engagiert, eine junge Kriegswitwe. Als wir wieder zur Schule fuhren, waren wir alltags den ganzen Tag von zu Hause fort. Durch die hoffnungslose Überfüllung der Züge hatten diese meist stundenlange Verspätung, so dass wir erst nach 22 Uhr nach Hause kamen und auch schon mit dem ersten Zug fahren mussten, wenn wir nachmittags Schule hatten, um rechtzeitig einzutreffen. Im Haushalt einer Klassenkameradin durften wir mitessen. Das Haus war erhalten geblieben. Die Familie hatte auch noch das Dienstmädchen, das inzwischen verheiratet war. Heimlich zeigte meine Mitschülerin uns das Madonnenbild über dem Bett des Ehepaares. Meine Schwester und ich hatten „Kitsch“ dieser Art vorher nie bewusst gesehen, so dass ich noch heute mein Erstaunen weiß. Wahrscheinlich habe ich das Bild damals sogar noch gut gefunden? In dieser Nachkriegszeit war es überhaupt so, dass ich immer Leute beneidete, die in einem nicht zerstörten Haus leben

konnten. Unsere vollgestopften Räume mit den Möbeln aus verschiedenen Hölzern und verschiedenen Stilen fand ich damals sehr ungemütlich und belastend und litt an dieser Tatsache wie an Kälte und Hunger. Offenbar ist mein Sinn für Wohnkultur sehr ausgeprägt. Kann ich mein Inneres mit meinem Umfeld nicht in Einklang bringen, fühle ich mich körperlich unwohl. So finde ich erstaunlich, welche Harmonie das Haus meines Sohnes Haus in Ypsilanti (Michigan) in mir erzeugte. Gewisse äußere Voraussetzungen müssen erfüllt sein, sonst bin ich gehandicapt. Ein falsches Zimmer im Urlaub kann den ganzen Aufenthalt verderben, während andererseits ein besonderes unerwartet schönes Umfeld mich geradezu in Euphorie versetzt.



Schön waren unsere Sommer in Westbevern. Die große überdachte Terrasse ließ die Enge drinnen vergessen. Das entfernte Rattern der Erntemaschinen bringt mir immer diese Sommer ins Gedächtnis: Sommer voller unerfüllter Sehnsüchte, voll mit dem Warten auf das „richtige Leben“. Der

kalte Winter brachte mir Fieber und ständige Übelkeit. Meine Eltern ließen den Arzt aus dem Lazarettzug kommen. Dieser Zug war am Bahnhof abgestellt. Was der oder die Ärzte oder Sanitäter dort außer Kartenspielen machten, weiß ich nicht. Jedenfalls waren sie bei Ende des Krieges dort gut aufgehoben. Ich sehe den Zug in der eiskalten Silvesternacht draußen stehen in totaler Stille. Das Licht im Waggon war wie eine Art Trost aus dem Jenseits.

Der Arzt stellte bei mir eine beginnende Tuberkulose fest. Meine Mutter brachte mich nach Münster in die Kinderklinik zu Frau Dr. Kortmann, unserer ehemaligen Kinderärztin, die die Diagnose des Arztes durch Röntgen u. ä. bestätigte. Ich glaube, außer möglichst viel Fett essen, Sonne bzw. Vitamin D war damals keine Medikation möglich. Ich habe schon zynisch geschrieben, wo wir die Bazillen mit der Milch holten. Die alte Frau Riesenbeck hustete jämmerlich und ist später an Tbc gestorben. Meine Schwester und ich mochten gekochte Milch nicht. Meine Mutter kannte damals sehr wohl die Gefahren durch die nicht sterilisierte Milch. Ein Großteil der Rinderherden war damals tuberkulosebefallen. Warum meine Mutter uns den lebensgefährlichen Genuss der Milch erlaubte, weiß ich nicht. Ich denke, sie fand selbst schade, das Produkt durch Kochen zu verderben. Die durch die Krankheit bedingte ständige Übelkeit mit Brechreiz habe ich sehr belastend in Erinnerung. Wie schon erwähnt, konnte ich aus psychischen und körperlichen Gründen bei Einladungen nicht essen und litt darunter in diesen Hungerzeiten besonders. Die Phobie wurde durch die Krankheit natürlich verschlimmert, wäre sonst vielleicht nie so aufgetreten. Einmal waren wir bei einer ehemaligen Klassenkameradin in Kattenvenne eingeladen. Ihre Eltern hatten einen Bauernhof

und holten uns am Bahnhof ab. Wir spielten auf dem Speicher verkleiden. Ich schämte mich, weil wir wohl immer noch ein selbstgestricktes angeknöpftes Unterhöschen tragen mussten und fühlte mich wie heute in fremden Klamotten total unwohl. Am Abend konnte ich nichts essen. Es war mir entsetzlich peinlich. Ich denke, meine Schwester hat mir auch mein Benehmen übelgenommen. Dass ich durch sie sozusagen immer unter „Kontrolle“ war, verstärkte das Leiden. Wie lange dieses schlechte Befinden anhielt, weiß ich nicht. Ich sehe mich ein sehn-suchtsvolles romantisches Gedicht im Bett schreiben, wohl Eichendorff inspiriert.

Ich schilderte noch nicht, welche Probleme die Menstruation mit sich brachte. Ich blutete alle 23 Tage über eine Woche lang. Viel Zeit musste ich mit dem Auswaschen von Unterwäsche etc. verbringen. In Höxter sehe ich uns noch in der Drogerie mit unseren Kleiderkarten stehen. Meine Mutter schob uns vor, denen man doch die Regel gar nicht glaubte. Es war alles so schrecklich peinlich. In der Nachkriegszeit müssen wir wohl erst einmal nur gestrickte oder aus altem Stoff genähte Binden gehabt haben. Ich weiß, dass eine Klassenkameradin einmal einen Blutfleck am Sommerkleid hatte. Dass mir so etwas nie passierte, erscheint mir wie ein Wunder. Das Blut trocknete am Schlüpf- oder Bindenrand und rieb die Beine wund. Man versuchte, unauffällig das Ankleben der Binden zu verhindern. Da man sie unterwegs fast nie wechseln konnte, lief man den ganzen Tag mit dieser verkrusteten Schicht zwischen den Beinen herum. Wir mussten oft stundenlang am Bahnhof warten. Doch für Hygienemaßnahmen waren die verdreckten Toiletten nicht geeignet. Die Aborte im Bahnhof hatten Lebensweisheiten an den Wänden, deren Aussage wie z. B. „Was ist der Höhepunkt der Liebe?“ mit der Antwort „Wenn 2 Schinken auf einer Stange hängen“ mir erst viel später richtig klar wurde. Die hygienischen Bedingungen in ihrer Härte zu schildern ist sicher schockierend, doch wer genießt heute noch den Luxus unserer Bäder bewusst? Wir waren wirklich „arme Schweine“. In der Speisekammer der Küche in Westbevern war ein Spülbecken. Dort war ein Wasserhahn für kaltes Wasser. Zum Waschen und Spülen musste man das Wasser auf dem Ofen oder der Kochplatte erhitzen. Es gab eine Extraschüssel für den Körper. Das war aber auch das Einzige, was diesen Ort als Badezimmer auswies. Mehr oder weniger war die Körperreinigung immer „Katzenwäsche“. Ich glaube, meine Mutter versuchte mindestens einmal in der Woche für alle heißes Wasser und Zeit zur gründlichen Wäsche hinzukriegen. Ich denke, mein Vater konnte in Lübbecke ein Bad nehmen. Mich am Waschbecken zu waschen, hasse ich bis heute, weil man in einer Wasserlache steht, wenn man sich wirklich gründlich abseifen will. Doch wir mussten ja froh sein, wenn wir Wasser und Küche wenigstens warm genug bekamen.

„Unser“ Uhrmacher muss auch damals in Westbevern eine Bleibe gefunden haben. Seine Frau fiel damals sehr auf. Mit Schmuck überladen lief sie buchstäblich Reklame fürs Geschäft, was meine Mutter als total unfein abtat. Ich war so

erzogen, dass man das Funkeln des Brillanten in einem einzigen Schmuckstück genoss, wenn man „Geschmack hatte“. Es gab für die „Upper Class“ recht feste Regeln. Wie Haltegriffe im Bus oder U-Bahn platziert noch immer die sich ändernde Gesellschaft „Tut man nicht“ im täglichen Miteinander. Die Konvention regelt unser Zusammenleben, was immer das auch heißt. Meine Mutter fand, dass Ohrhinge der Arbeiterklasse zugehören. Sie wirkten ordinär. Merkwürdig, wie lange das für mich so blieb. Und wirklich, bei bestimmten Frauen empfinde ich sie noch heute so. Erst die großen Kreolen weckten in den 80iger Jahren bei mir das Verlangen Ohrhinge zu tragen. Da meine fachmännisch gestochenen Ohrlöcher vereiterten, wurde meine Lust an im Ohr getragenen Barockengel vereitelt. Damals belächelte ich diese aufgetakelte pompöse Dame mit gefärbtem, ondulierten Haar und mit Schmuck behängt, die natürlich in dieser bäuerlichen Umgebung völlig deplatziert war.

Ganz selten gingen wir in die katholische Kirche. Damals war eine tiefe Kluft zwischen den beiden großen Religionen. Die Einheimischen wussten, dass wir Andersgläubige waren. Wir waren folglich nicht wirklich willkommen in der Messe gewesen. Einmal predigte Pater Leppich in Westbevern. Nur älteren Menschen sagt dieser Name etwas. Der Pater muss schon lange tot sein, doch er hatte ein Charisma wie es in den USA der Pastor Graham gehabt haben soll, den ich nur aus einem Film (lang ist's her!!!) kenne. Pater Leppich hörte man zu und verlieb als frommer Christ die Kirche. Leider hielt ja wohl die Läuterung nicht an. Ich habe ihn noch einmal als junge Frau im Dom in Münster erlebt, wo er sich speziell an Frauen wandte, die Fehl-, Totgeburten oder tote Kinder betraueren. Ich weiß noch, wie ich mich mit all diesen unbekanntenen Frauen solidarisch fühlte, mitgetragen auf der Woge des Leids.

Wieviele Monate die Schule in der Kaffeewirtschaft residierte, weiß ich nicht. Danach wurde der Unterricht in die Geistschule verlegt. Wir hatten 1 Woche vormittags und 1 Woche nachmittags im Wechsel Unterricht. So blieb es auch, als wir das letzte Jahr vorm Abitur in der Handelsschule einquartiert waren. Ich hasste Nachmittagsunterricht. Für mich galt der Grundsatz „Erst die Arbeit, dann das Vergnügen“. So ist es bis heute. In Sommerhitze war zudem Nachmittagsunterricht ein großes Problem. Doch ich erinnere mich nicht, ob Stunden ausfielen, sehe mich nur von und zum Bahnhof ermattet schleichen. Zum Sommer hatte für mich immer das Badevergnügen gehört. In Sudmühle, Zwischenstation auf der Bahnstrecke nach Münster, war ein Freibad an der Wese gelegen. Meine Mutter meldete uns im Schwimmverein dort an wegen der Dauer-Eintrittskarte. Ich weiß, dass es Bemühungen gab, uns zu Leistungsschwimmerinnen zu trainieren. Verlorene Liebesmühe! Doch viele Stunden habe ich dort verbracht.

Im Sommer versuchten wir das Nahrungsangebot durch Wildfrüchte zu vergrößern. Wilde Erdbeeren gab es nicht so viele, doch Him- und Brombeeren und

auch in dieser Sand- und Heidelandschaft viele Blaubeeren. Das Pflücken der Blaubeeren war durch die Stechmücken erschwert. Einmal beschloss ich mich einfach stechen zu lassen. Offenbar muss ich hinterher noch aktionsfähig gewesen sein, denn wir waren ja immer mit dem Fahrrad unterwegs. Die Familie besaß aus der Junggesellenzeit der Eltern 2 Fahrräder, das meiner Mutter mit kleiner und das meines Vaters mit großer Übersetzung. In der eher flachen Landschaft bevorzugten wir das letztere. So durfte jeder von uns Zwillingen jeden 2. Tag das bessere Rad benutzen. Die Sandwege stoppten natürlich oft die Räder. Manchmal musste man schieben. Besonders liebten wir den Gertrudensee, den wir auch zum Baden schätzten. Er war in Privatbesitz und ursprünglich rundum eingezäunt. Es stand ein Badeverbots-Schild dort. Niemals hat uns jemand den Zugang verwehrt. Wenn ich mir eine „Traumlandschaft“ ausmale, ist sie ähnlich diesem See mit Heidelandschaft ringsum. Die Emslandschaft ist in meinem Denken „Heimat“. Mecklenburg-Vorpommern mit seinen Wäldern und Seen wirkt auf mich ähnlich vertraut. Zu Mittelgebirgen bekam ich nie so einen Bezug. Doch eine bizarre Hochgebirgskulisse bannt mich durch ihre Schönheit. Diese Naturbilder kann ich bewundern wie Vollmond und Sternenhimmel in milden Sommernächten. Gerade sehe ich den Vollmond in Alassio über dem Meer aufsteigen. Es entsteht ein Glücksgefühl wie Liebe mit den vielzitierten Schmetterlingen im Bauch. Diese Schmetterlinge waren am Gertrudensee Wirklichkeit geworden und umspielten uns im heiteren Sommer. Es existiert noch ein „Traumfoto“ meiner Schwester auf dem verfallenen Badesteg dort, mit der ersten Nachkriegsbox mit ruhiger Hand von mir „auf Zeit“ fotografiert. Auch in die fließende Ems gingen wir im heißen Sommer zum Baden. Schwimmen war kaum möglich. Die Sandbänke schauten aus dem Wasser, das lauwarm war.

Die Finger wurden oft klamm und zerstoichen, wenn wir im Herbst in diesen Ems-Auen aus den Dornenhecken Schlehen pflückten für eine Saftzubereitung, die wir in Höxter gelernt hatten, wo wir mit den Ummenkindern auf dem Plateau des Reuscheberges den Schlehdorn abernteten. Dort ist heute ein großes Fluggelände. Die Schlehen wurden mehrmals mit kochendem Wasser übergossen stehen gelassen. Alles zusammen mit halber Menge Zucker aufgeköcht schmeckt ähnlich wie Süßkirschsafft und hat erstaunlicherweise nichts mehr von der Herbheit, die den Mund zusammenzieht, wenn man in die frische Beere beißt. Die Schlehen sollen am besten sein, wenn sie schon Frost abbekamen. Da sie dann aber auch bald abfallen, ist Eile geboten.

An diesen frostklaren in der Sonne warmen Herbsttagen konnten wir die Kraniche in der Formation einer 1 über uns fliegen sehen. Ihre melancholischen Schreie verbinden sich für mich mit den schwierigen Liebeserlebnissen des beginnenden Erwachsenseins. Als Jahre später der Film „Wenn die Kraniche ziehen“ aus Russland in Deutschland ins Kino kam, war dieses Werk für mich wie autobiogra-

phisch. Doch blieb mir gottlob das traurige Schicksal der Filmheldin erspart.

Fallobst durften wir – wenn die Bauern genug hatten – aufsammeln. In Münster war eine Fabrik, wo man die aufgelesenen Früchte gegen Apfelsaft tauschen konnte. Die Flaschen musste man mitbringen. Wie wir an diese kamen, weiß ich nicht. In alten Koffern transportierten wir Früchte und Leergut mit der Bahn und zu Fuß. Einmal riss ein Koffergriff. Schwerarbeit war vieles. Kartoffeln – ich erinnere auch einen Zentner Möhren – und Kohlen mussten in den Keller geschleppt werden. Im ganzen Winter musste Wasser geholt werden, da – wie schon erwähnt – die Wasserrohre in dem für Zentralheizung gebauten Haus zu Beginn des Winters zufroren. Im Keller konnte man am längsten Wasser zapfen. Wenn die Kälte das Mauerwerk völlig durchdrungen hatte, lief auch dort kein Tropfen mehr. Am Bahnhof war eine große winterfest umwickelte Pumpe. Der Brunnen muss sehr tief gewesen sein, denn das Wasser dort versiegte auch in den kältesten Wintern nicht. Wir hatten ungefähr 250 Meter zu laufen mit den Wassereimern. Was haben wir damals unsere modernen WCs verwünscht! Das Koch- und Waschwasser war ja nur ein geringer Teil der benötigten Menge. Nur vage erinnere ich Verstopfungen der Toiletten, die ja bei Wassermangel vorprogrammiert waren. Meine Mutter trug die Verantwortung dafür, dass alles funktionierte. Als Jugendlicher hat man sich oft geärgert, zum Arbeiten herangezogen zu werden, aber sich nie klar gemacht, was es heißt, in solchen Zeiten einen Haushalt zu führen. Wenn ich heute alles schildere, denke ich, dass meine Mutter manchmal total verzweifelt gewesen sein muss. Ich schrieb schon, wie ich mit 14 oder 15 Jahren so geschockt die schrumpfenden Brennholzvorräte betrachtet habe. Dass die Bedrohung durch kriegerische Ereignisse wegfiel, hat den Menschen wahrscheinlich viel Optimismus geschenkt. In Höxter hatten herumstreunende ehemalige Zwangsarbeiter Lebensmittel gestohlen und z. B. das von unseren Gastgebern in der Garage gefütterte Schaf geschlachtet. Ich beobachtete nachts aus dem Fenster einen merkwürdigen kreisrunden Lichtschein den ich nicht zuordnen konnte. Er muss durch das Schlüsselloch der Garage gekommen sein, als man dort beim geräuschlosen Schlachten geleuchtet hat. In Westbevern hatten wir keine Angst vor Gewalttaten. Als ich ins 2 km entfernte Dorf hin- und zurück zur Tanzstunde ging, hatte niemand Bedenken, ein junges Mädchen nachts gehen zu lassen. Viele „Hamsterer“ aus dem Ruhrgebiet kamen ins westfälische Land, um Kartoffeln und anderes Essbare zu erstein. Sicher werden sie auch etwas mitgehen lassen haben. Doch die Bauern ließen nachts die bissigen Hunde heraus, die tagsüber im Zwinger bedrohlich bellten, wenn wir zum Milch holen herannahten. Beim Bauern Topp Hof lief der Hund an einer langen Kette an einer über den ganzen Hof reichenden Stange – der so genannte Kettenhund. Ekelhafter Gestank ließ uns am Eingang einen Bogen um die Hundehütte machen. Ich versuchte in der ersten Zeit Kontakt zu dem bemitleidenswerten Tier aufzunehmen, was wohl nicht

möglich war. In Afrika hatte ich später auch noch negative Erlebnisse mit solchen Wachhunden.

Ich will noch den 2. Weihnachtstag – ich denke 1946 – schildern, wo ich um 4 Uhr morgens die Essensreste des Weihnachtsmahls der Bauernfamilie unter der Buchsbaumhecke neben dem Gartentörchen abholte. Wahrscheinlich ist es einer Generation, die Hunger nie erlebte, nicht möglich, den ständigen Nahrungsmangel nachzuempfinden. Zwar waren bei uns manchmal die Töpfe gefüllt, doch fehlendes Fett und Eiweiß ließen ein Sättigegefühl nicht zu. In jenem Jahr hatten wir nicht einmal Brot genug für die Festtage. So nahmen wir das beim Milchholen zugeflüstertere Angebot von Christine Topphoff (ihre Familie durfte davon nichts wissen), die Reste des üppigen Weihnachtsmahls nächstens abzuholen, dankbar an. Dass die Familie eines Oberstudiendirektors Essensreste einsammelte, kommt mir heute wohl erniedrigender vor, als wir es damals empfanden. Wir losten aus, wer diesen Gang machen musste. Wie kalt es war, weiß ich nicht mehr, auch über die Art und Weise des Transportes kann ich nichts mehr aussagen. Ein Rest Weincreme in einer Glasschüssel ist mir als wohl bis dahin unbekannte Dessertvariante erinnerlich. Beim abendlichen Milchabholen ließ die gute Christine manchmal ein Stück Butter in die Milch gleiten. Einmal musste ich, weil die Bauernfamilie auswärts war, Milch aus den Kannen entnehmen, die in Wasser gekühlt, in einem großen Behälter standen. Vergeblich bemühte ich mich, die Sahne, die sich obenauf gebildet hatte, umzurühren. Die Schicht war zu dick. So brachte ich an diesem Abend fast nur Sahne mit nach Hause. Als Hochwasser den Transport zur Molkerei nach Telgte unterbrach, bekamen wir auch etwas vom Milch-, Sahne- und Buttersegen. Buttermaschinen hatten die Bauern abgeben müssen. Doch jeder Erzeuger hatte unterm Bett im Schlafzimmer o. ä. so ein Gerät für Notfälle versteckt. Als im Sommer 1946 der Hoferbe heiratete, wurde wochenlang bei unserem Milchbauern gebacken und gekocht. Eine Woche nach der Hochzeit bekamen auch wir so viele Fleischreste, dass wir nachmittags nicht mehr Fleisch essen wollten. Schrecklich, wenn man keine Möglichkeit hat etwas zu konservieren, denn mehr als sich satt essen kann man nicht. Für mich wurde das Essenmüssen schnell wieder zum Albtraum.

Kurz nachdem wir nach Westbevern gezogen waren, wurde meiner Schwester und mir das Melken beigebracht. Der Bauernfamilie hatten 3 Ukrainerinnen als „Schweizer“ gedient. Diese Zwangsarbeiterinnen waren nach Hause zurückgegangen. Das Wort „Schweizer“ für Melker kennt heute im Zeitalter der Melkmaschine niemand. In Deutsch-Süd-West-Afrika versorgen die Ovambos, ein Stamm der Viehzüchter, das Milchvieh. So waren die Schweizer Bauern in Europa führend und namensgebend in der Viehzucht. Auch als wir schon angelernt waren, schafften wir höchstens halb so viele Kühe in derselben Zeit zu melken wie die fixe Christine. Ihre Finger waren von Jugend an trainiert. Wir sind mittags und abends

zum Bauern arbeiten gegangen. Damals wurden die Kühe drei Mal täglich gemolken. Im Sommer fuhren die Frauen schon um 4 Uhr früh mit dem Fahrrad zur Weide, wo die Kühe standen. Um 11 Uhr wurde das 2. Mal gemolken. Kein Wunder, dass eine Bauersfrau meiner Mutter die zarten Nantaiser Möhren gab, weil sie selbst aus Zeitmangel nur die dicken großen verwendete für den mittäglichen Eintopf. Ein Bauernmädchen erzählte mir einmal von der harten Arbeit der



Bauersfrau. Ich hatte, obwohl ich durchaus Einblick in das tägliche Leben der Bauernfamilie bekam, immer dieses „natürliche“ Leben idealisiert gesehen. Mein heimlicher Wunsch wäre gewesen, den Erben eines stattlichen westfälischen Bauernhofs zu heiraten. Mit meinem Organisationstalent hätte ich vielleicht einen Hof führen können, doch in der untergeordneten Rolle der damaligen Bauersfrau wäre ich sicher unglücklich geworden. Viel Arbeit hat mich nicht geschreckt, wenn die Leistung zum eigenen Nutzen gereichte.

Unsere Wäsche durften wir auf dem Bauernhof mitwaschen. Meist hat meine Mutter dort geholfen. Ich habe nur eine verschwommene Erinnerung an Waschzuber auf dem Hof und die vergeblichen Versuche, mit Kernseife die blutigen Flecken aus Schlüpfern zu entfernen. Unsere zarten Finger waren sofort wundgerieben – doch die meiner Mutter wohl auch. Welche maschinellen Hilfsmittel zur Verfügung standen weiß ich nicht. Wir brachten die Wäsche mit dem Fahrrad und Leiterwagen (Bollerwagen sagte man in Westfalen) hin- und zurück. Den Wagen zogen wir mit der Hand nach. Jedenfalls habe ich diese Art Transport noch hochschwanger bewerkstelligen können. Merkwürdigerweise habe ich gar keine Erinnerung an aufgehängte Wäsche. Das war ja wohl auch nur alle 4 Wochen der Fall. Doch muss ich beim ersten Kind die Windeln auch im Garten getrocknet haben. Ich staune immer wieder, wie es den Menschen damals möglich war, sauber, ordentlich und sogar als Mann mit weißem Hemd, Krawatte und Anzug zu erscheinen. Die Maschine, die am meisten Arbeit erspart, ist die Waschmaschine, sagte meine Mutter später immer. Wie recht sie hatte!!

Dass mein Vater einmal beim Bauern Pferd und Sturzkarren ausgeliehen bekam, erzählte ich schon. Er hatte bei den Geburtstagen meiner Mutter im Sommer manchmal eine Kutsche gemietet und konnte also mit einem Pferd umgehen. Vielleicht war er als Soldat auch geritten? Brav stand das Tier am Waldesrand, ich erinnere keine Probleme bei der Arbeit. Mein Vater überließ es meiner Schwester und mir das Gespann zurückzubringen. Es wurde eine Horrorfahrt. Man stand in diesem Karren ohne Sitzbank. Das kluge Tier wusste sofort,

dass es heimgeht, als wir „hüh“ gesagt hatten. Auf ging die wilde Jagd. Zügel und Zurufe halfen nichts. Gottlob war ja kein Autoverkehr, denn unser Zossen hat sich die Vorfahrt an der Einmündung des Parallelweges einfach genommen und uns hinten beinahe flachgelegt. Still und unschuldig stand das Tier schließlich am Scheunentor seines Hofes. Wir kamen mit dem Schrecken davon. In der Mongolei kämpfte ich Jahrzehnte später nochmals mit den Schwierigkeiten, mein Wollen diesen vierbeinigen Weggefährten beizubringen, die ich ohnehin seit meiner Jugend mit Respekt betrachtete. In Westbevern ließ man uns einmal auf dem Hof reiten. Meine Schwester wurde abgeworfen. Ein Huftritt riss eine Klinke in ihren mürben Mantel. Ich denke, die Ziehtochter hatte es uns heimlich erlaubt, und es gab deswegen Ärger.

Im Dorf gab es einen Reitverein mit guten Dressurerfolgen. Ein Reiter unseres Dorfes wurde in den 50iger Jahren deutscher Meister im Springreiten. Mit ihm zusammen war ich in der Tanzstunde gewesen. Meine Mutter war pferdesportbegeistert. Wir fuhren mit dem Rad öfter zum Turnierplatz und schauten beim Training zu. Wir als Städter hatten keine Chance, ohne ein Pferd zu besitzen reiten lernen zu dürfen. In der Halle Münsterland wurden Reit- und Fahrturniere abgehalten, die wir regelmäßig besuchten. Damals kannte ich alle Regeln und Wettkampfbedingungen. Auch am Tag vor dem mündlichen Abitur wohnte ich einer Veranstaltung dort bei. Reiten zu können war wahrscheinlich damals ein ähnlicher Traum wie nach dem ersten Zirkusbesuch, als Artist die Welt zu erobern.

Irgendwann erlaubten die Eltern uns das Haar abzuschneiden. Das nicht so sehr lange Haar (lockiges wird nicht so extrem lang) flochten wir ganz unten, banden es ab und schlugen es von unten mit einem Band hoch, so dass es wie kürzer geschnitten wirkte. So müssen wir es schon manchmal frisiert gehabt haben, als meine Großmutter noch lebte, denn ihr Ausspruch: „Du siehst aus wie ein Schießbudenfräulein“ ist mir in Erinnerung geblieben. Unterschwellig empfand ich diese Kritik eher als positiv. Ich erahnte, dass eine Jahrmarktangestellte attraktiv wirken muss. Ich wollte sexy und sinnlich wirken, Vokabeln, die in unserem Sprachgebrauch damals natürlich nicht vorkamen. Zöpfe wirkten kindlich. Ich weiß nicht, ob wir, als die Schule in Münster wieder begann, das Haar noch geflochten trugen. Jedenfalls fand ich es – kurz geschnitten – erstmal zu kurz. Doch hatten wir erreicht, äußerlich erwachsen wirken zu dürfen. Offensichtlich hatte meine Mutter die herkömmliche Art einen Knoten zu tragen, für uns als nicht mehr zeitgemäß gesehen.

Mein Vater erzählte von den Bestechungsversuchen, denen er als Beamter ausgesetzt war. Eltern vom Lande brachten Cervelatwurst u.ä., um eine Versetzung oder Abitur ihres Sohnes zu „erkaufen“. Er lehnte korrekt alles ab, brachte uns aber gelegentlich von einem bekannten Tierarzt, mit dem er sich zu Spaziergängen traf, Freibankfleisch mit. Definitiv erinnere ich Leber, in der bei der Fleischschau ein

Leberegeln entdeckt worden war. Dass der Genuss des vom Veterinär freigegebenen Fleisch völlig unproblematisch ist, lernte ich im Teenageralter und konnte mit diesen Kenntnissen später noch Bedenken im familiären Umkreis ausräumen helfen. Belustigt hat mich vor 15 Jahren die Reaktion eines isländischen Tierarztes, mit dem ich mich auf dem Fährschiff unterhielt, der in mir auf Grund meiner Kenntnisse eine Kollegin vermutete. Medizinische Informationen waren mir in der Schulzeit sehr wichtig, denn mein Berufsstraum war es, Ärztin zu werden, nachdem „Naturforscher“ real kein Berufsbild abgab. Als es medizinische Fachzeitschriften auf dem Markt gab, erwarb und studierte ich sie. Damals hatte kein Laie weitreichende medizinische Kenntnisse. Meine Mutter staunte, als ich ihr fachliche Informationen über Myome geben konnte, die eine Bekannte im Krankenhaus entfernen ließ. Damals hoffte ich, Medizin studieren zu können, was dann leider durch den damaligen totalen Numerus clausus unmöglich war – es wurden nur Söhne oder Töchter von Ärzten zugelassen.

Meine Zwillingsschwester und ich versuchten uns zu erinnern, wie wir in der Nachkriegszeit angezogen waren. Resümee war, dass man unglaublich gefroren haben muss in der dürrtigen Kleidung. Wir hatten Mäntel aus grüngrauem Militärstoff. Ich denke, meine Mutter ließ sie nähen. Ich fühle buchstäblich diesen harten Stoff. Selbstgestrickte Röcke erinnert meine Schwester, das Stricken eines weißen mit dem Maschenaufnehmen für die Bahnen ist mir plötzlich gegenwärtig und die schicken Muster in den Kniestrümpfen aus Spulengarn. Weinrote Kleider, deren weißbestickter Gürtel zwischengesetzt wurde zur Verlängerung, sahen so schick aus, dass eine Klassenkameradin fragte, ob meine Mutter erlaube, dass ich dieses Kleid alltags anzöge. In der Tat gingen wir nach der Schule ins Stadthotel Freudiger, wo es Kabarett gab. Wer von den Klassenkameradinnen mitging, weiß ich nicht, auch nicht, wer überhaupt die Idee hatte dorthin zu gehen. Vom Programm habe ich nur noch eine vage Vorstellung von Glitzer und Flimmer, jedenfalls machten wir keine Männerbekanntschaften. Ein bisschen Kintopp-Atmosphäre live in den Schulalltag geholt, das war dieser „Duft der weiten Welt“. Ja, geraucht haben wir auch. Wie es möglich war, den Eltern die Zigaretten unbemerkt zu entwenden (es gab sie für Erwachsene auf Karten) weiß ich nicht. Sie lagen in der Nachttischschublade. Genau weiß ich noch, wie peinlich es mir war, im jugendlichen Alter dieses Vergnügungsorts zu betreten. Vermutlich hätte man 18 sein müssen. Was habe ich wohl zu Hause gesagt, warum ich das bessere Kleid anzog?

Sommerkleider habe ich immerhin noch 3 in Erinnerung: z. B. das schon erwähnte aus Kinderschlaflanzügen hergestellte im Landhausstil mit der roten Fahenschürze, dann ein weißes, das unten herum aus einem ausgewachsenen Sommerkleid und oben aus unserem seidenen Taufkleid bestand und schließlich ein Kleid aus bedrucktem Bettuchleinen. Das Handdruckverfahren im Münster-

länder Stil wurde in Greven wieder möglich, als die industrielle Fertigung anlief. Meine Schwester meint, wir hätten eine Skihose gehabt, ich erinnere eher schlapperige Trainingshosen.

Wenn die alten Emsarme zufroren, sank der Wasserspiegel und am Rande entstand „Lufteis“, in das man leicht einbrechen konnte. So war das Betreten und Verlassen der Eisfläche riskant. Ute rutschte einmal nach dem Schlittschuhlaufen durch das brüchige Randeis ins Wasser. Ich sehe sie vor mir nach Hause gehen, während das nasse Hosenbein steifer und steifer fror und entsprechend der Stiefel wahrscheinlich auch. Was für Ersatzschuhe hatten wir noch? Im Sommer trugen wir Sandalen aus alten Autoreifen. Ähnliches ist gerade wieder in Mode. Es kamen auch Plastiksandalen auf. Von diesem Kunststoff entzündeten sich die aufgeriebenen Blasen an den Füßen. Meine Schwester musste am Fuß geschnitten werden. Bei mir heilte die schlimme Stelle, obwohl ich wegen einer Exkursion keine Möglichkeit hatte, abends den eitrigen Verband zu wechseln. Aber das war schon Jahre später während des Studiums. Aus alten Anzügen meines Vaters nähte uns eine Schneiderin Kostüme, die wir bei Beerdigungen o. ä. anzogen, z. B. bei der Beisetzung unseres ehemaligen Hausmädchens, der alten Maria. Warum ging meine Mutter nicht hin? Ich fühlte mich nicht besonders wohl in dieser Art Bekleidung, doch weiß ich, dass ein älterer Fahrschüler eine positive Bemerkung über diesen Dress machte und wie mir dieses Kompliment schmeichelte. Der „New Look“ kam von Amerika zu uns. Wir bekamen Pakete von unseren Verwandten aus den USA. Die erste Schokolade nach dem Krieg und Ananasdosen wurden geschickt. Die Kleidung aus den Paketen war manchmal wie z. B. hochhackige Schuhe unbrauchbar. Mir fällt aber ein Paar braune flache Halbschuhe ein, in denen ich lange herumlief. Einen roten Wollwendemantel mit ecru-farbener Popelineseite trug ich fast nur mit der hellen Seite nach außen, weil ich mit dem Rot so auffiel. Ich weiß noch, wie die naturweiße Seite immer schmutziger wurde. Diese Jacke trug ich monatelang immer auch in den schwach geheizten Schulräumen und darunter ein kariertes Kleid mit weißem Kragen, das meine Mutter nähte. Kurzen Wollmänteln wurden Streifen in anderem Stoff angesetzt, weswegen ich noch heute Kleidungsstücke mit andersfarbenen Abschlüssen als „angestückelt“ ablehne.

Im Sommer 1947 eröffnete ein Freibad am Steiner See in Hilstrup bei Münster. Auch wir fuhren dorthin. Auf dem Nachbarhandtuch lag ein Schüler, der das Ratsgymnasium in Münster besuchte. Wer nun wen „anmachte“ (diese Vokabel gab es noch nicht) weiß ich nicht. Rauchen war jedenfalls damals Signal wie bei den alten Indianern. Diese kostbaren Stäbchen setzte man mit Bedacht ein. Ob mit der Bitte um Feuer oder aber mit einem „zufälligen“ Handstand, es „funkte“. Hans Wasserfuhr war meine erste große Liebe. Wir trafen uns im Zoo oder im Schlossgarten. Damals redeten sich gleichaltrige Schüler wie auch Studenten mit „Sie“ an. So war der erste feierliche Schritt sich näher kommen zu können, das „Du“. Und

dann der erste Kuss! Vorstellen kann sich heute wohl kaum jemand, wo jeder jedem die Wange zum Kuss bietet, welches Glücksgefühl eine scheue Berührung der Lippen damals auslöste. Viel mehr als heute musste sich das Paar unbeobachtet fühlen, um zu Umarmungen mit sinnlichen Küssen überzugehen. Die Qualen junger Liebe mit ihrer Innigkeit und Unschuld muss man einfach erlebt haben. Sie führten – wie schon beschrieben – bei mir zu Essstörungen, obwohl ich ja einfach nur glücklich war. Ich fand es unendlich schade, meiner Mutter nicht sagen zu können: „Ich bin schrecklich verliebt“. Ich weiß noch, wie mich diese erste Liebe motivierte für die Schule zu lernen. Unschuldig wie ich war, habe ich an nichts weiter als an das Glück der Zärtlichkeit mit seinem Kribbeln im Bauch gedacht. Als mein Partner seinem sexuellen Begehren nachgab, traf mich das völlig unerwartet. Ich war – wie er – eher verstört. Es entstand ein Gefühl der Fremdheit zwischen uns. Wir trafen uns zu einem Spaziergang und Hans sagte mir, dass er unser Verhältnis nicht mehr durch unbedachte Handlungen belasten wollte. Als ich ihn kurz darauf in Abwesenheit seiner Eltern zu Hause besuchte, war erneuter Sexualkontakt unvermeidbar. Indem ich ihn bewusst nicht verführen wollte, hat meine mädchenhafte Scheu mit ihrem unterschwelligem Verlangen ihn sexuell noch mehr erregt. Er ließ auch diesmal vorm Erguss von mir ab. Ich war völlig verstört. Viele Jahre später habe ich erst psychologisch alle diese Erlebnisse verstehen können. Zur nächsten Verabredung kam Hans nicht. Ich sehe mich schwitzend im Seidenoberteil des weißen Kleides über eine Stunde auf ihn vergeblich warten. Später sagte Hans mir, dass es rational nicht möglich sei unsere Beziehung weiter zu führen. Er hatte ja so recht. So war die Zeit damals. Heute hätten wir vielleicht von der Mutter ein schönes breites Bett gekauft bekommen wie jetzt mein Enkel. Ich blieb damals mit meinem quälenden Sexualverlangen allein und wurde leicht verführbar.

Im Winter ging ich zur Tanzstunde im Dorf. Meine Schwester hatte nicht gewollt. Mit der Dorfjugend zum Tanzen zu gehen, war nicht einfach. Ein Mädchen, dem ich später privat Nachhilfe gab, hatte einen Hirnschaden. Zuerst hielt ich sie einfach für einen Dorftrampel und war froh, dass überhaupt jemand mit mir redete. Otto, Eleve auf einem großen Bauernhof, war wie ich fremd. Als Flüchtling aus Elbing war er von den Eltern in der Landwirtschaft untergebracht worden, um sich durchzufuttern. Das Gymnasium hatte er abgebrochen. Die anderen Bauernjungen haben vorwiegend mit den Mädchen der Einheimischen getanzt, die sie ja auch von der Schule her kannten. Dass sie sich in dem Alter nicht trauten mit einem Stadtmädchen zu reden, ist nachträglich verständlich. Ich war nicht weniger gehemmt. Doch gab es da noch den „schwarzen Ewald“. Keine Ahnung, woher der kam. Ich denke, er war Roma oder Sinti. Er sah traumhaft gut aus, hat auch wohl irgendwas und irgendwo gearbeitet (ein Handwerker) und mir den Kopf verdreht. Sein Charme stand im krassen Gegensatz zur dörflichen

Derbheit. Ich glaube, er war beim Mittelball mein Partner. Zu den Bällen mussten Kuchen o.ä. Naturalien mitgebracht werden. An die Getränke kann ich mich nicht erinnern. Zum Schlussball ging ich mit Otto Grawert. Auf dem Heimweg liefen meine Eltern vorweg. In der Dunkelheit bekam ich den ersten schüchternen Abschiedskuss von meinem Partner. Ob wir uns damals schon duzten, weiß ich nicht. Otto war im Sportverein. Geschlossene Veranstaltungen erlaubten meine Eltern zu besuchen. So konnte ich mit Otto ab und an zum Tanz gehen. Ich traf ihn auch zu Spaziergängen. Wir gingen z. B. einmal abends nach Telgte zum Maria-Geburtsmarkt, wo wir im Kaffee Klein-Herne tanzten. „Sing ein Lied, Violetta“ – hieß damals ein Schlager. Meine Schwester in Begleitung von Hans war mitgegangen. Wir machten lange Pausen auf dem Heimweg und lagen zusammen auf Laubhaufen. Ich hatte nie mit diesem Freund Sexualverkehr. Mit meiner Sinnlichkeit muss ich ihn entsetzlich gequält haben. Eines Tages kam er nicht mehr zur Verabredung. Es gab auch keinen Brief oder Erklärung. Da er nach den Ferien die Landwirtschaftsschule besuchte, sah ich ihn von fern am Bahnhof und litt. Immer wenn ich im Frühjahr Weißdornhecken blühen sehe und den Kuckuck rufen höre, denke ich an unsere Spaziergänge und die Freude, jemanden lieben zu dürfen. Meine Mutter schenkte mir ein goldenes Herz, als sie gesehen hat, wie traurig ich war, als diese Beziehung zu Ende ging. Sie wusste ja nichts weiter darüber, und ich durfte nicht mit ihr über Liebe reden. Doch dieses stille Verständnis hat mir meine Mutter viel näher gebracht. 2 Jahre später traf ich Otto in Münster wieder. Wir haben nochmals Stunden miteinander verbracht. Ich schenkte ihm Gedichte, wir tanzten auf dem Rosenmontagsball in der Halle Münsterland und sahen zusammen Sechstagerennen. Beim Herunterlaufen zwischen den Bäumen im Schlosspark rutschte er auf den feuchten Blättern aus und hatte eine total verschmierte Anzughose – musste damit Zug fahren! In Oelde trafen wir uns zu einem Abschiedsgespräch. Er hatte damals in der Anzeigenwerbung der Zeitung begonnen, an der auch sein Vater tätig war. Ich war Studentin. Otto empfand mich als geistig überlegen. Er sagte, wir sollten uns nicht wieder sehen. Wir wären zu verschieden. Ich hatte Otto aufrichtig lieb und habe schrecklich geweint. Damals fuhr ein Triebwagen von Oelde nach Münster. Mir war es peinlich auf der Heimreise die Tränen nicht unterdrücken zu können. Ich heulte und heulte. Die Frau, die neben mir saß, fragte, ob sie mir helfen könnte. Meine Mutter hat irgendetwas genäht, als ich heimkam und um Ideen gefragt, was eine willkommene Abwechslung war.

In den Sommern, wo mir Otto auswich, hatte ich flüchtige Verhältnisse mit Jungen in der Badeanstalt in Sudmühle und eine längere Liaison mit Norbert, der sehr musikalisch war. Meine Eltern waren verweist, als Norbert und der Freund meiner Schwester nachts in Westbevern blieben. Die Mieterin von oben kam herunter und sagte, sie würde unseren Eltern berichten. Ob sie es tat, weiß ich

nicht. Ich sehe mich bei Norbert auf dem Schoß im Warteraum im Bahnhof sitzen. Er sang mir Operettenmelodien vor: z. B. „Es muss was Wunderbares sein, von Dir geliebt zu werden“. Das habe ich wirklich so empfunden und mir, als er einmal zum vereinbarten Treffpunkt nicht kam, mit dem stumpfen rostigen Taschenmesser in den Mittelfinger geschnitten, um an einer Blutvergiftung zu sterben. Die Narbe sieht man heute noch. Norbert schenkte mir ein Armkettchen mit Glücksanhängern dran. Das hat meine Mutter gefunden und großen Ärger gemacht. Unsere Klassenlehrerin hat meine Mutter in Westbevern zu einem Gespräch aufgesucht – alles sehr peinlich, wobei die ledige „alte Jungfer“ wahrscheinlich gar nicht richtig wusste, welche „Sünden“ ich begangen hatte. Sie bestellte mich einmal zu einem Gespräch ins Lehrerzimmer und sagte unter anderem, wenn ein Mädchen mit 3 Männern Verkehr gehabt hätte, sei es eine Hure. Mich hat das sehr getroffen, ich war schon mit mehr als 3 Männern intim gewesen.

„DAS BESTE“ aus Readers Digest kam aus den USA zu uns nach Deutschland und wurde zu „einer Bibel für das nichtkirchliche Leben“. Meine Eltern abonnierten oder kauften die Hefte regelmäßig. Wir informierten uns wie andere interessierte Bürger über die wissenschaftlichen Erkenntnisse, die ein anderer Erdteil schon gewonnen hatte, während Europa fast ausschließlich mit dem Krieg beschäftigt war. Eines Tages wurde dort auch die Arbeit eines Psychologen abgedruckt, der der Meinung war, ein Mädchen, das einmal Geschlechtsverkehr gehabt hat, würde erst danach Verlangen empfinden, sei also quasi „verdorben“. Vor dem ersten Male würde eine Frau Intimitäten nicht verlangen. Mich hat dieser Bericht sehr betroffen gemacht. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten hätte, wenn mein erster Freund über lange Zeit nur salonfähige unverfängliche Zärtlichkeiten mit mir ausgetauscht hätte. Ich hatte damals keine Bilder oder Filme vom Sexualakt gesehen und mit Sicherheit keinerlei Vorstellung vom Vollzug körperlicher Liebe. Zärtliche Umarmungen und leidenschaftliche Küsse füllten meine Träume und ich war - wie geschildert - völlig überrascht und eher erschrocken von dem unerwarteten halbvollzogenen Geschlechtsakt. Ein unerfülltes Verlangen blieb zurück und führte mich zu weiteren Partnern. Ob dieser natürliche Geschlechtstrieb nicht auch sonst erwacht wäre? Ich war damals jedenfalls sehr traurig über mein Schicksal, als ich diesen Exkurs las, denn ich hatte mich immer schon als unmoralisch und verwerflich empfunden. Viel später, als die Freude am Sex und die Lust am Genießen in der Ehe erlaubt war und Oswald Kollé die frigide Frau bloßstellte, habe ich mein Vorleben mit anderen Augen gesehen. In meiner Jungmädchenzeit habe ich oft körperliche Qualen gelitten. Von Selbstbefriedigung hatte ich keine Ahnung, obwohl ich in meiner Not Versuche unternahm, mit einem nassen Waschlappen das Brennen zwischen den Beinen zu löschen. Ich muss einmal mit einem anderen Mädchen über mein Leiden gesprochen haben. Ich erklärte ihr, es sei wie ein Dolch zwischen den Beinen. Da sexu-

elle Kontakte nur selten und flüchtig unter schwierigen Bedingungen (Zugtoilette und Ruinenhausflur) möglich waren, blieb ich immer unbefriedigt und dachte ständig an Sex.

Meine Verzweiflung über meinen unsittlichen Lebenswandel, der innere Kampf um ethische Zielsetzungen trieb mich in Kirchen, an die ich nur eine verschwommene Erinnerung habe, z. B. an eine dunkle Kapelle im Hansaviertel, wo ich hereinhuschte, um einfach nur zu beten. Für mich waren die Gebete eine Art Beichte um Vergebung der Sünden. Auch der schwarzen Madonna in Telgte habe ich mein Leid vorgetragen. Wie und was ich betete, weiß ich nicht. „Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott“ möchte ich nicht ironisch oder gar zynisch zitieren sondern als Resümee reifen Lebens verstehen. Mit den Weihwassertropfen (ich besuchte nur katholische Kirchen) trug ich ein Quäntchen neuen Mutes in den Tag und habe diese Hoffnung bis heute nicht verloren.

Ich hätte so gern einen „normalen“ Lebenslauf gehabt, was bedeutet: Ein Mädchen lernt einen Mann kennen und lieben, heiratet, ist glücklich, bekommt Kinder und Enkel ... über das Ende habe ich wohl damals nicht nachgedacht. Wenn eine Beziehung scheiterte, quälte mich das „Warum“. Über meine Schwester lernte ich Wolfgang kennen. Er hatte Kinderlähmung gehabt. Ein Arm hing im infantilen Stadium unterentwickelt schlaff im Hemdsärmel. Wolfgang war intelligent, lebenswürdig und Kavalier der alten Schule. Damit hatte ich Probleme, wenn er unbedingt einhändig auch noch meine Tasche tragen wollte. Äußerlich war er nicht besonders attraktiv mit seiner Behinderung und blassem hageren Gesicht. Streng katholisch erzogen lebte er mit Grundsatz und Vorsatz konventionell und traditionsbewusst. Seine Festigkeit und sein Selbstbewusstsein gaben mir Geborgenheit und Sicherheit. Seine Zärtlichkeiten blieben im Rahmen des gesellschaftlich Erlaubten. Ich wähnte mich glücklich. Wir führten lange Gespräche über Religion und Geschichte. Er erklärte mir systematisch die fundamentalen Unterschiede in den christlichen Religionen. Der strengere, katholische Glauben war mir immer instinktiv sympathisch gewesen, weil er mehr Halt und ein festeres Gerüst für mein labiles seelisches Gleichgewicht versprach. Der ehrlich überzeugte, tief religiöse Wolfgang ließ mich die Problematik wirklichen Glaubens ernsthaft erkennen.

Gemeinsame Kirchen- und Kapellenbesuche festigten unsere Zusammengehörigkeit. Mein großes Interesse an Geschichte, das durch meinen Vater geweckt worden war, teilte ich mit dem Partner, der zu Gesprächen Spezialliteratur mitbrachte, auch ab und zu kleine Aufmerksamkeiten als Erinnerung an gemeinsam Erlebtes. So sehr ich auch mein Gedächtnis strapaziere, ich verbinde meine Erinnerung an Wolfgang nicht mit einer bestimmten Jahreszeit und nur mit einer ungefähren Zeitdauer. Auf ein Foto von ihm schrieb ich nur 1949. In diesem Jahr machten wir eine Klassenfahrt nach Dillenburg. Ich hatte mich damals einer

Klassenkameradin angeschlossen, mit der ich vorher weniger Kontakt hatte. Mit ihr führte ich lange Gespräche über die katholische Religion, der sie auch – obwohl protestantisch erzogen – Sympathie entgegenbrachte. Wir sonderten uns von der operettenspielenden Klassengemeinschaft ab. Das Gickern und kindische Persiflieren der Liebesgefühle durch die Klassenkameradinnen ist mir heute noch genau so unsympathisch und peinlich wie damals. Interessant, wie die Mädchen damals die Comedy-Show schon vorwegnahmen!! Ich denke, dass in diese Zeit meine Freundschaft mit Wolfgang fiel. Ich war derjenige, der die Beziehung beendete. Es war mir selbst unfassbar, wie sich von einem Tag auf den anderen meine Gefühle für ihn änderten. Wir hatten uns schon ewige Treue versprochen. Ich hatte mir ernsthaft ein Leben an seiner Seite vorgestellt. Ich sehe mich über dem Abschiedsbrief brüten, völlig verstört. Ich konnte es nicht begreifen, wie von einem Tag auf den andern eine große Liebe fort war, wie ein leichtes Blatt vom Winde verweht. Doch ich konnte Wolfgang nicht belügen und ihm Gefühle vortäuschen. Ich denke, einer platonischen Liebe bin ich nicht gewachsen gewesen und hatte wahrscheinlich mein sexuelles Verlangen nur kurzzeitig unterdrücken können. Bei einem Abschiedstreffen versuchte dieser liebe Mensch noch instinktiv, mich mit intimen Zärtlichkeiten zu bedrängen. Doch ich wollte nicht mehr. Diese Trennung belastet mein Gewissen noch heute beim Schreiben darüber, denn unbewusst habe ich ihn wahrscheinlich auch wegen seiner körperlichen Behinderung verstoßen.

Oft dachte ich darüber nach, was der Begriff Liebe zwischen Partnern beinhaltet. Man kann Blumen, Malerei, Musik, Landschaften und Früchte lieben = gern haben. Wenn man einen Menschen liebt, schwingt eine sexuelle Komponente mit, das primitive instinktive (ursprüngliche) Paarungsverhalten des Tieres. Der Mensch kann seine Triebe mehr oder weniger kontrollieren. Trotzdem beeinflusst der Sexualtrieb einen großen Bereich menschlichen Handelns direkt oder indirekt. Ich selbst habe gemerkt und darunter gelitten, dass die Affinität zu einem Partner wie ein Sog wirkt, ablenkt, in eine Spur zwingt. Ganz schwer ist zu unterscheiden, wieweit wir unsere Gefühle unter Kontrolle haben oder diese uns in ihren Bann zwingen. In meiner Jugendzeit war ein wahrhaft guter Mensch jemand, der nach christlichem Verhaltensmuster lebte und sich auf keinen Fall durch sexuelles Verlangen vom Weg der Tugend abbringen ließ. So funktionieren konnte jemand, der zur rechten Zeit den richtigen Menschen kennen und lieben lernte, d.h. dann, wenn die berufliche Situation eine Ehe möglich machte. Ich beneidete Klassenkameradinnen, die standhaft das sexuelle Begehren der Freunde abwehrten. Damals wäre ich gern wie sie gewesen. Ich fühlte mich ehrlos und schwach, als Hure abgestempelt und disqualifiziert. Ich wendete mich von einer Freundin ab, deren moralische Standhaftigkeit ich bewunderte, doch instinktiv als kalt berechnend ablehnte. Übrigens hatte ich mit ihr 2 Jahre vorher einen zärtlich

gehauchten Kuss beim Gutenachtsagen während eines Klassen-Jugendherbergsaufenthaltes getauscht. Erst viel, viel später konnte ich dieses Gefühl als geschlechtsindifferente Ersatzbefriedigung in die pubertäre Entwicklung einordnen. Damals bereiteten mir die Empfindungen für die Freundin Irritationen.

Ich bin sehr vorsichtig, das Wort Freund oder Freundin für jemanden zu verwenden. Der amerikanische Sprachgebrauch „friend“ für jeden leidlich sympathischen Zeitgenossen hat diese Bezeichnung in ihrer Verwendung noch schwieriger gemacht. - Da ich Fahrerschülerin war, sah ich die Mitschülerinnen mehr oder weniger nur während des Unterrichts. Eine „Busenfreundin“ im landläufigen Sinne hatte ich jedenfalls nie. Die engste Vertraute war da schon meine Schwester trotz der gelegentlichen größeren Eifersuchtsauseinandersetzungen. Dass wir von anderen als Zwillinge und nicht als Individuen gesehen wurden, belastete unser Verhältnis zueinander. Jeder von uns hielt sich für besser und fühlte sich durch den anderen geschädigt.

Von anderen befragten Zwillingen hatte keiner den Schatten des anderen bedrohlich gesehen. Unsere Klassenlehrerin redete mich noch kurz vor dem Abitur im Keller bei der Schulspeisung mit Ute an. Da meine Schwester in der Oberstufe in den Leistungen zurücklag, weil sie z. B. nicht wie ich schon vorher Latein privat gelernt hatte und auch das Vokabellernen im Französischen nicht so ernst nahm, fühlte ich ihre Fehlleistungen auf mein Konto gehen. Aber auch ich gab ja falsche (oder gar freche) Antworten. So kann ich mich noch erinnern, dass Frau Dr. Waddington eine ernsthafte religiöse oder weltanschauliche Frage über das Pausenzeichen hinweg erörterte. Meine Gedanken waren schon bei Freizeiterstreuungen, die wohl ein Lächeln auf meinem Gesicht erscheinen ließen. Plötzlich wurde ich von der Lehrerin scharf gerügt. Ich antwortete pampig, dass für mich der Unterricht beendet gewesen sei. - Da unser Vater auch Lehrer war, wurde von uns diese Berufsgattung nicht so respektiert, wie es damals noch üblich war. Mehrmals wurde ich ertappt, wie ich Mitschülerinnen abschreiben ließ. Mich ließ das kalt, hatte ich doch dem Lehrer damit eindeutig mein Können bewiesen. Ein Studienrat ließ sich zu ganz bösen Äußerungen hinreißen, so dass Klassenkameradinnen mir rieten, mich beim Direktor zu beschweren. Ich erinnere mich genau, dass ich den Lehrer verteidigte, da ich meine Tat ja selbst ungehörig und strafbar fand. Interessanterweise komme ich auch immer wieder in Situationen, wo ich für Menschen eintrete, die mich beschimpfen oder beleidigen. Auch wenn nicht wie im Falle der Schulmogelei ein Verschulden meinerseits vorliegt, kann ich mich in wütende Menschen hineinversetzen und bedauere sie wegen ihrer cholesterischen unkontrollierten Reaktion. Wenn ich selbst in Rage Böses sagte, bereute ich es zutiefst und vermeide heute spontane Schuldzuweisungen oder Aburteilungen. Die meisten Leute sehen in den Momenten des Aussprechens das Ausmaß ihrer beleidigenden Äußerung gar nicht. So tut man gut daran, ihnen

„mildernde Umstände“ zuzubilligen und keine ernsthafte Fehde heraufzubeschwören, die viele menschliche Beziehungen unnötig vergiftet.



Zurück zur Schulzeit. Es gab die Schulspeisung. Ich denke, die Quäker hatten diese in der Nachkriegszeit organisiert. Es gab Erbsensuppe oder Haferflocken-Milchsuppe mit Rosinen und Schokoladensuppe. Abwechslung war nicht, doch für uns Fahrschüler war diese warme Mahlzeit in der schlechten Zeit wertvoll. Als wir in Tecklenburg mit der Klasse in der Jugendherberge waren, bekamen wir Schinken in Rosinensoße in großen Konserven als Zuschuss zur Verpflegung von dieser Organisation mit. Die uns unbekannt

Zubereitungsart wurde mit Skepsis gekostet und ließ mich diese Spende erinnern. Damals kauften ansonsten die Lehrerinnen für das Essen - wohl von einigen Schülerinnen begleitet - ein. Dass Frau Dr. Zimmermann, genannt „Zimt“, bei Spinat und Ei die Farbaspekte beachtete, machte mir damals Eindruck. In dieser Zeit war mir wohl noch der Sättigungsaspekt wichtiger, denn der Nachkriegshunger hatte auch mir Appetit beschert. Da die Jugendherberge auf einer Anhöhe lag, weiß ich noch, wie wir beim wechselweisen Tragen der Dosenlast vom Bahnhof hoch stöhnten. Vor 2 Jahren traf sich unsere Klasse zum 50-jährigen Abitur in einem Hotel in Tecklenburg. Wir machten einen Spaziergang zu der Jugendherberge, die sehr schön renoviert ist. Ich versuchte vergeblich, das Gelände zu sondieren, in dem ich mit Maria Hartmann einen Morgenlauf machte. Es ist jetzt bebaut. Wir stiegen damals aus einem Parterrefenster morgens aus, weil die Eingangstür noch verschlossen war. Der Tau lag auf den Wiesen. An einer Schrebergartenhütte, die unverschlossen war, standen Damenschuhe, in die die Klassenkameradin schlüpfte. Ich schämte mich für diese Unverfrorenheit. Unerfahren wie ich war, hatte ich eine der beiden Wolldecken, die jeder bekam, der frierenden Mitschülerin gegeben und selbst dann nachts bibbernd im Bett gelegen und mich mit meinem Mantel zugedeckt, weswegen ich wohl morgens um 6.00 Uhr schon so unternehmungslustig gewesen bin. Das Gelände schien mir nach 50 Jahren überhaupt nicht vertraut. Doch so geht es meist, wenn man nach vielen Jahren irgendwo hinkommt.

Meine Eltern sind damals für einen Nachmittag nach Tecklenburg gekommen. Mein Vater führte uns zu dem sogenannten Hexentanzplatz und erzählte als Geschichtslehrer von Sagen und Geschehnissen dort. In der alten Burgruine fanden damals schon Freilichtaufführungen statt. Die Operette „Schwarzwaldmädel“ wurde gespielt, ein Highlight dieses Schulausflugs. Bei einem Spaziergang erzähl-

te unsere Lehrerin, dass sie sich nicht hätte vorstellen können, was sie ein ganzes Leben lang mit einem Mann anfangen sollte, wenn sie geheiratet hätte. Doch eigene Kinder hätte sie gern gehabt. Wahrscheinlich klingt das Lästern und Lachen der Schüler über ihre Lehrer heute noch ähnlich. Ich jedenfalls ahnte schon damals die Probleme mit Kindern, während ich eine Partnerschaft optimistisch völlig idealisierte. Gar keinen Blick hatte ich übrigens damals für die wertvollen Gebäude dieses historischen Städtchens Tecklenburg. Als ich ca. 30 Jahre später mit einem Freund dort hinkam, überraschte mich der Ort völlig mit seinen beachtlichen historischen Fachwerkhäusern.

Mit meiner Mutter besuchte ich nach dem Tod meines Vaters öfters das Grab meines Großvaters in Hannoversch-Münden. Mein Vater hatte davon gesprochen, dass Hannoversch-Münden eine der 10 schönsten Städte Deutschlands sei. Eines Abends, als ich mit meiner Mutter dort einen Stadtbummel machte, sagte ich halb anerkennend, halb erstaunt: „Was ist das doch für eine schöne Stadt!“ Meine Mutter konterte belustigt, dass sie mir das seit vielen Jahren versuche beizubringen. Vermutlich hat es mit den vielzitierten „Prioritäten“, die man im Leben setzt, zu tun, dass erst in dem zitierten Moment Raum für diese Art von Kunstbetrachtung in meinem Leben geschaffen wurde. Es gab ein „vorher“, denn ich unterzog die Stadt Münster einer Inspektion um die Abiturzeit herum. Da passte nichts zueinander: Der Erbdrostenhof nicht zu den Gebäuden ringsum, überall stand alt neben neu aus verschiedenen Bauepochen. Was ich am historisch wiederaufgebauten Prinzipialmarkt auszusetzen hatte, weiß ich nicht. Meiner Schwägerin gelang es bei einem Münsterbesuch 1953, die Backsteinkultur des Umlandes so zu zerreden, indem sie das mir damals unbekanntes Bautzen als so unerreichbar schön und bemerkenswert darstellte, dass ich für Jahrzehnte meine Heimat nicht mehr verteidigen mochte. Ich war so jämmerlich wenig selbstbewusst, habe mir die Meinungen anderer einfach überstülpen lassen. Ich glaube, dass der real alles besser wissende Vater mir ein Bewusstsein der Ignoranz vermittelte. Jedem, der selbstsicher auftrat, ordnete ich mich unter. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis ich erkannte, dass alle anderen auch nur mit Wasser kochten. Zynisch möchte ich sagen, dass diejenigen nun tot sind, die vieles besser wussten und nur noch die Besserwisser übrig blieben. Realiter finde ich es traurig, selten noch von anderen Menschen etwas lernen zu können oder gar sie zu bewundern. Es fehlt mir.

Zum Jahrestag des Westfälischen Friedens wurde Münsters Prinzipialmarkt = die gute Stube wieder aufgebaut. Wer hat das alles finanziert? Es gab wiedererwachendes kulturelles Leben. Mein Vater nahm uns mit, als die Freimaurer ein Treffen für die Angehörigen veranstalteten. Wir besuchten im Schlossgarten Cavalleria Rusticana und Boccaccio. Die Veranstaltung verließen wir wegen der Abfahrtszeit des letzten Zuges früher. Am Dom gab es „Jedermann“. Das schauer-

liche „Jedermann“ klingt mir heute noch in den Ohren. Die Konfrontation mit der Moderne war für mich wie eine Offenbarung. Die Klassik war mir wie „Schnee von gestern“ geblieben, auch wenn ich einen Ansatz machte griechische Kultur doch noch zu erobern, die in der Schule nicht gelehrt worden war. Für mich wurden die Gedichte von T.S. Eliott mit englischen Einsprengseln Offenbarung. Eine Ausstellung in unscheinbaren Räumen in einem äußerlich uninteressanten Haus gab mir einen Einblick in moderne Kunst, die mir bis dahin fast unbekannt war. „3 Nonnen am Strand“ war ein Titel, eine fast aus einem Strich bestehende Federzeichnung, die mir so gelungen vorkam, dass sie für mich bis heute Vorbild der modernen Kunst ist.

Die Währungsreform zog einen Strich unter die Nachkriegshunger- und -friezenzeit. Meinen Eltern tat es weh, nunmehr nur noch 10% ihres Vermögens zu haben. Wir holten 40 DM Kopfgeld ab. Mit diesem Geld fuhren unsere Eltern mit uns auf die Insel Borkum. Endlich wieder verreisen zu können, bezahlten sie mit dem Albtraum nicht genügend Bargeld für den Aufenthalt zu haben. Doch konnte mein Vater bei der Post dann sein DM-Gehalt abholen. Meine Schwester verbindet mit diesem Ferienaufenthalt keine besondere Erinnerung. Doch für mich ist das Rauschen des Meeres und der spezielle Geruch von Salz, Tang und Fisch wie ein Entschlüsseln der Kindheitserinnerungen bewusst. Auf der Strandpromenade machten die Menschen schüchterne Versuche, Eleganz zu zeigen, die damals natürlich noch mehr von Schiebern und Kriegsgewinnlern vorgezeigt werden konnte. Die Bar „Roter Teppich“ bekam in meiner Phantasie einen bevorzugten Platz. Doch nie betrat ich sie. Als ich später das Nachtleben von Borkum erkunden konnte, fand ich nur eine schlechte Kulisse für gestrandetes Publikum vor. Unsere Eltern gaben uns beim ersten Nachkriegsurlaub großzügig 10 DM für Filme und Entwicklung und luden uns ein in die Novität „Milchbar“. Damals gab es den ersten Joghurt. Gegen das Essen im „Seestern“ erhoben wir Protest beim Veranstalter der Pauschalreise und durften dann alternativ mit Gutscheinen auch woanders essen. Eine Idealreise war das sicher damals nicht. Doch der Traum, wieder reisen zu können, hatte sich für uns erfüllt. Es gab Schaufenster für den Abendbummel, Meeresleuchtetierchen in den am Fenster zum Trocknen aufgehängten Badeanzügen und das Tuten der Schiffssirenen bei plötzlichem Nebel. An Otto schrieb ich spätabends zärtliche Briefe. Der Wind trug mein Sehnen zu ihm. Die Kesslerzwillinge traten damals in Tanzveranstaltungen auf und waren auf Plakaten zu bewundern. Als Ute und ich in Borkum auf einer Bank saßen, sprach uns irgendjemand an, ob wir Zwillinge wären, bis sich herausstellte, dass er meinte, er habe diese Künstler inkognito entdeckt. Mir hat das schon geschmeichelt. Wer möchte nicht so aussehen wie ein Star? Aus alten Bademänteln hatte meine Mutter so eine Art Frotteejacken genäht. Mit hochgeschoppten Ärmeln sehe ich uns damit auf der Strandmauer sitzen, woran sich meine Schwester auch erinnert.

Vage ist mir Kritik unserer Mutter an unserm Auftreten im Ohr, die uns auf der Strandpromenade zu aufreizend gekleidet fand. Wir waren einfach in dem Alter, wo man bewusst oder unbewusst versucht, Signale an die Männerwelt abzugeben. Von den bürgerlichen Eltern brav ausgestattet, versuchten wir, unser „outfit aufzupeppen“, wie man heute sagen würde.

Wenn ich meine Schwester nach dieser Zeit befrage, stellt sie meist negative Aspekte heraus. Das lässt mich Positives suchen. Es ist die herbe Melancholie der Romantik, die latente Wertherstimmung, das Bild eines Caspar David Friedrich (der mein Lieblingsmaler war), das mein Gedächtnis malt: Mein Vater spielt Gitarre an lauen Sommerabenden. Wir singen Burschenschaftslieder und Volkslieder. Mein Lieblingslied war: „In einem tiefen Tale, da steht ein Mühlenrad“. Im Winter gibt es Doppelkopfabende – zugegebenerweise habe ich damals auch eine gewisse Spielleidenschaft gehabt. Es gab keine Alternativen. Es war wie der Witz, wann der kleine Fisch am besten schmeckt, nämlich, wenn man keinen großen hat. Heute ist das Zuviel an Angebot das Problem. Damals genügten Pullover aus aufgeribbelter Wolle abends handgestrickt, gute Zensuren in der Schule, Ruf des Käuzchens in der Nacht mit dem Aberglauben, dass gerade jemand stirbt, das Liebesleben des Kuckucks im Frühling mit den blühenden Schlehen- und Weißdornhecken, die Birkenallee, die in die romantischen Heideniederungen führt, über die im Herbst die Kraniche ziehen mit ihren unruhigen Trompetenrufen. Stundenlang stand ich am Kirmesplatz abends in Münster. Damals war der traditionelle „Send“ auf dem Servatiplatz nahe dem Bahnhof. Waren also 2-3 Stunden Zugverspätung angesagt, konnte man die Zeit dort verbringen. Ich setzte 1 oder 2 Mark für Glücksspiele ein, die wertlose Pralinen gewinnen ließen. Doch meist wartete ich bei billiger Konservenmusik ans Karussell gelehnt auf mein Lebensglück; symbolisch, wie mir scheint. Ein Jugendlicher hat heute sicher mehr Kurzweil. Doch wenn ich heute im Zug, im Billigrestaurant am Nebentisch, in Wartehallen o. ä. die Blödeleien der Halbwüchsigen höre, waren meine stummen Reaktionen vielleicht beredter. Ich habe sehr viel gelesen, im Bücherschrank meines Vater stand genug, mehr oder weniger heimlich ausgeliehen. Da gab es dann auch noch Unterhaltungsromane. Woher bekamen wir z. B. „Das unwandelbare Herz“ von Zolt v. Harsany? Ich kann mir nicht vorstellen, dass mein Vater so etwas kaufte. Ich hatte wie beim Film kein Unterscheidungsvermögen zwischen gut und schlecht und vermutete im Trivialroman das wahre Leben dargestellt, um das mich meine Eltern prellen wollten. Mit der versagenden Taschenlampe unter der Bettdecke versuchte ich den Buchinhalt bis zum Morgengrauen zu verschlingen. Notfalls las ich unter der Bank in den ersten Schulstunden weiter. Ich besaß sogar die Frechheit, in der vordersten Reihe auf dem Tisch den Roman wie ein Schulbuch aufgeschlagen liegen zu haben. Einmal wurde ich erwischt im Physikunterricht mit Wiecherts „Majorin“, immerhin mit „Literatur“. Die ersten „Nachkriegsbücher“

waren Paperbacks: die „RORORO“-Hefte. „Die Straße der Ölsardinen“ von John Steinbeck habe ich noch lange in dieser Form besessen. Als ich dieses Werk verfilmt im Fernsehen verfolgte, wunderte ich mich, was ich damals wohl mit diesem Fremdling anfangen konnte! Doch – wie schon erwähnt – ein ererbtes Revoluzzer-Gen ließ mich auf alles Andersartige fliegen. „Das Land der 1000 Möglichkeiten“ hieß Amerika in meiner Jugend. Durch den Krieg war Europa in der Entwicklung zurückgefallen. Es wurde wieder aufgebaut, wiederhergestellt. So glaubte man die Menschen in den Vereinigten Staaten weit voraus in den Erkenntnissen, wie uns das Beste aus Readers Digest bewies. Die sozialen Abgründe, die Steinbeck mit bitterer Ironie skizzierte, waren im Nachkriegsdeutschland mit Ruinen und Bombentrümmern noch nicht so klar gezeichnet. Das Nachkriegselend war beinahe klassenlos fadenscheinig bemäntelt auf löchrigen Sohlen. Irgendwann kristallisierten sich Behelfskleinsiedlungen wie „Klein-Mufti“ am Stadtrand von Münster als soziale Müllkippe heraus. In Westbevern erinnere ich eine asoziale Familie; die Töchter hatten engelgleiches Aussehen. Ich konnte nicht fassen, dass die Kinder die Hilfsschule besuchten und die Eltern „nichts taugten“, was das auch immer für mich hieß. Wie sie lebten, wusste ich nicht. An die Holzbaracke am Waldrand traute ich mich nicht näher heran. Armut kannte ich eher aus „Aus Hütte und Schloss“, einem Jugendbuch, das das Leben einer Heuerfamilie beschrieb, arme Landarbeiter, Nachfahren der ländlichen Leibeigenen. Nichtshaben verband sich für mich als Kind eher mit leeren Räumen, Schränken und Kammern und unberührter Natur als mit den Steinbeckischen Gerümpelhalden und unratstinkenden verkommenen Menschen. Für den Leser oder Zuschauer wird das Elend leicht ein idyllisches Bild, denn er erleidet nicht persönlich die Misere mit Dreck, Hunger, Ekel und Qual. Ganz sicher haben Steinbecks Schilderungen für mich den Lack vom „gelobten Land in Übersee“ nicht angekratzt.

Meine Schwester legte sich mit den Eltern eher an als ich. Sie täuschte Ohnmachtsanfälle vor, sagte meiner Mutter Wahrheiten ins Gesicht. Mein Vater war ja in der Woche nicht da. Mit der Pubertät hatten und haben die Eltern und Kinder Schwierigkeiten. Daran ändern alle modernen psychologischen Kenntnisse nichts. Aus meiner Sicht als Mutter hoffte ich mit meinen Erfahrungen und Erkenntnissen, dem Nachwuchs den Weg ebnen zu können. Doch nur theoretisch ist das möglich. Das Leben stellt die Fallen immer wieder woanders. So bleibt der Kampf der heranwachsenden Generation unterm Strich gleich. Ich hatte immer Angst ungewollt etwas zu zerstören. Wahrscheinlich sah ich mehr als meine Schwester doch einen gewissen Halt, Schutz und Geborgenheit in der Familie. Damals hatte ein Kind keinerlei Rechte nur Pflichten im Staat. Wohin hätten wir im Ernstfall flüchten können? Trotz aller romantischen Schwärmereien hatte der Existenzkampf in der Nachkriegszeit in mir ein gesundes Realitätsdenken erzwungen, das unterschwellig die Träume zensierte. So lachten wir mit unserer Mutter,

als sie versuchte, den Brombeerüberschuss in Wein zu verwandeln. Das Gebräu wurde in einer großen bauchigen Flasche zum Gären angesetzt. Wir spielten beim Verkosten einen Schwips und amüsierten uns über das ungenießbare Ergebnis.

Wir sangen die neuesten Schlager und übten Stepptanz wie die Jugend heute Sprünge mit Inlinern. In Sudmühle lernte ich einen Jungen kennen, mit dem ich öfter Boot fuhr. Er hatte Verwandte oder Bekannte, deren gebrechlichen Kahn er benutzen durfte. Wilfried machte damals keine intensiven Annäherungsversuche. Er wirkte schüchtern, eher klassisch unschuldig. Ich sehe ihn mit dem Ruder eine Teichrose (gelbe Seerose) hochziehen und mir verehren. Wir trafen uns einmal abends. Er hatte mich überredet, nackt durch den Fluss zu schwimmen. Meine Kleidung trug er beim Durchqueren auf dem Kopf. Mir war das Wasser ohne Badeanzug unangenehm am Körper und nicht das tolle Erlebnis, was er und ich mir versprochen hatte. Wir kleideten uns wortlos an. Mir bleibt dies Erlebnis wie ein ungelöstes Rätsel im Gedächtnis. Leider wurde dieses Monet'sche Bild der Seerosenidylle 1 oder 2 Jahre später wie mit einem Rotstift durchgestrichen, als ich den Jüngling wiedertraf. Wir gingen am Ufer lang und tauschten Zärtlichkeiten in vertrauter Reminiszenz vergangener Zeiten. Hinter Büschen entkleideten wir uns und legten uns umschlungen auf eine Decke. Plötzlich ließ er von mir ab, setzte sich auf und verlangte, ich solle bitten und betteln, dass er mich befriedige. Eine Frau könne so erregt nicht ohne vollzogenen Akt fortgehen. Ich erstarrte, ein Schauer lief mir über den Rücken, ich zog mich an und er auch. Wie Fremde gingen wir nebeneinander zurück und haben uns nie wiedergesehen. Wenn ich das niederschreibe, habe ich mit diesem unerfahrenen Mädchen, das ich selber war, ehrliches Mitleid. Mit Perversität konfrontiert zu werden, ist eine harte Lektion, die nicht jedem erteilt wird. Dieses Ereignis überschattete rückwirkend alle meine pubertären Sexualerlebnisse. Es dauerte lange, bis es wie die tuberkulöse Infektion abgekapselt, verarbeitet und abgelegt wurde. Ein surrealistisches Event soll zur „Entschärfung“ aufgeführt werden. Mit jemanden, der mich mit meiner Schwester verwechselt hatte, kam ich am Bahnhof ins Gespräch und konnte ihn mit meinem Fabuliertalent überzeugen, dass bei uns zu Hause Waschbären unsere Spülarbeit verrichteten. Weder Drogen noch Alkohol hatte ich konsumiert. Ich war „gut drauf“ würde man heute sagen. Wahrscheinlich habe ich den jungen Mann durch meinen Redeschwall so verunsichert, dass mich seine nachlassende Skepsis zu unglaublichen verbalen Leistungen stimuliert hat. Das ist die einzige Münchenhausen-Rolle in meinem Leben geblieben. Ernsthaft glaubte ich bei jeder Begegnung das große Glück zu finden, obwohl ich wie z. B. bei einem verheirateten Mann solche Erwartung nicht haben konnte. Ironisch könnte ich sagen „Ich wurde immer wieder aufs Kreuz gelegt“. Doch sadistisch gesprochen reichten die flüchtigen Verhältnisse in Parkanlagen o. ä. nicht einmal für die Horizontale aus. Heute kann ich locker darüber sprechen. Damals war ich die verdorbene Tochter

aus gutem Hause. Ich litt und bereute, hatte gute Vorsätze und niemanden, der mich psychisch betreut hätte. Inzwischen hatte ich das Abitur ohne Schwierigkeiten gemacht. Damals wurden alle mündlich geprüft. Die Benotung „genügend“ ohne Differenzierung zwischen „befriedigend“ und „ausreichend“ schaffte mir Ärger, obwohl ich Klassenbeste war. Mein Lieblingsfach war Latein, wo ich trotz hervorragender Leistungen nur ein „genügend“ bekam. Zu den Differenzen mit dem Lehrer hatte ich zugegeben meinen Teil beigetragen. Wie es möglich war, dass man im mündlichen Abitur quasi schon vor der Fragestellung antworten konnte und doch „disqualifiziert“ wurde, weiß ich nicht. Mein ältester Sohn legte sich übrigens noch „effektiver“ mit Lehrern an. Mein Lateinlehrer verlangte alle Regeln und Begründungen wörtlich auswendig. Vielleicht hatte seine Methode ja wirklich Vorteile. Ich konnte Jahre später noch lateinische Regeln herplappern, hatte mich am Ende – wenn auch ohne Erfolg – zähneknirschend seinen Ansprüchen gefügt.

Meine Liebe zu dieser geregelten Sprache blieb ungeboren. Ich machte auch gern die lateinischen Hausaufgaben meiner Kinder und half später einem Freund bei lateinischen Übersetzungen. Der Schulrat hatte vor dem mündlichen Abitur die Noten im englischen Diktat heruntergesetzt. Überraschend wurde ich in Englisch mündlich geprüft. Ich hatte nonchalant nicht für nötig gehalten, bei der Vorbereitung für die Prüfung mitzuarbeiten. „Reeducation“ war mein Prüfungsthema. Damals gewann ich die Erkenntnis, dass in der Not Flügel wachsen, denn ich konnte mir eine gute Zensur erreden. Leider breiteten sich Jahre später keine Fittiche mehr über meine technischen Mängel bei der Fahrprüfung aus. Ein bisschen Glauben ist trotzdem zurückgeblieben und hilft mir heute z. B. bei Orchesterauftritten. „Kann ich nicht, liegt auf dem Friedhof“ zitierte ich schon meine erste Lehrerin Fräulein von Bruchhausen. „Wer wagt, gewinnt“ wäre gleichfalls ein Motto, unter dem ich versuchte, sich auftürmenden Schwierigkeiten zu begegnen, einer generellen Lebensangst Paroli zu bieten. Beim Abitur war alles einfach. Ich konnte wirklich viel und hatte real keinerlei Angst, weil es keine Gefährdung gab. Es war zwei Tage mündliche Prüfung. Unsere Klassenlehrerin Fräulein Zimmermann hatte sich als Letzte im Alphabet über die Tatsache immer Letzter zu sein geärgert. So bestimmte sie, dass diesmal die Reihenfolge umgekehrt sei. Mit dem Namen Winzer waren wir also am ersten Tag dran. Ich kam auch am zweiten Tag in die Schule und weiß noch, wie ich den schwachen Kandidatinnen Mut zusprach und mit ihnen den Stoff repetierte. Mathilde drehte völlig durch. In ihrem schicken selbstgenähten Kleid (damals trug man schwarze Abiturkleider – unsere waren aus Taft-Moirée) sehe ich sie mit ihren schwarzen Pumps aufstampfen: „Ich kann das nicht und will das nicht“. Wir alle waren erschrocken. Herr Brormann und Fräulein Zimmermann nahmen sie beiseite. Auch ohne Schulpsychologen haben sie es damals geschafft, sie verbal so aufzubauen, dass sie am nächsten Tag die Prüfungen schaffte. Als Au-pair-Mädchen ging Mathilde nach

dem Abitur nach England und wurde mit einem Engländer als Mann eine Vertreterin dieser Nation und englischen National-Bewusstseins. Wenn ich an sie damals denke, habe ich ihre typische „Entwarnungsfrisur“ („alles hoch“ – nach dem Luftangriff) vor Augen. Ihr stand das streng hochgekämmte mit Kämmen gehaltene Haar sehr gut zu Gesicht. Ob das unsere Abiturfeier war mit dem kleinen Akkordeonspieler, mit dem ich mich in den Spielpausen unterhielt und anfreundete? Ganz sicher war ich bei den Partys eher Mauerblümchen. Das konventionelle Kennenlernen, wenn quasi Wildfremde nebeneinander gesetzt werden, ist mir heute kein Problem mehr. Damals hatte ich das Gefühl, im Fach „Feste feiern“ und „Partner erobern“, zu versagen. Zum Flirten war ich wie zum Theater spielen unbegabt. So habe ich die beiden Feste, die wir als Klasse feierten, in ungunstiger Erinnerung. Die erste Feier war bei einer Klassenkameradin, deren Mutter eine Gastwirtschaft hatte, wohl ohne Genehmigung der Lehrerin durchgeführt worden. Es gab Ärger, an den sich viele Klassenkameradinnen erinnern. Mich hat diese Angelegenheit damals wenig interessiert. Vermutlich waren Probleme mit meinen privaten Amouren akuter. Einen Tadel, den die Gemeinschaft einstecken musste, empfand ich nicht belastend. Ich hatte mich auch nicht engagiert. Erst später habe ich den Schutz in der Menge („Aufstand der Massen“ von Ortega y Gasset) kennen gelernt und empfunden. Es gab auch eine Abiturfeier in der Schullaula mit feierlicher Ansprache. Mir rannen die Tränen aus den Augen. Ich war so gern zur Schule gegangen. Instinktiv habe ich gefühlt, dass nun der Ernst des Lebens begann, nachdem Jahre des Müßiggangs unverdiente Erfolgserlebnisse beschert hatten, mit diesen schulischen Leistungen aber in der Phase des Wiederaufbaus nach dem Krieg „kein Blumentopf zu gewinnen war“. Meinem Traum, Medizin zu studieren, stand der totale Numerus clausus entgegen. Beziehungen verhalfen zum Studienplatz. Irgendeinen Medizinprofessor hat mein Vater gekannt und ich sollte dort persönlich als Bittsteller auftreten. Ich weiß, dass ich vor dem Haus stand und wie damals bei dem fremden Bauern, wo ich um Kartoffeln fragen sollte, nicht wagte, die Schelle zu läuten.

Es gab einen Eignungstest an der Uni. Nach der Beantwortung aller Fragen wurde ich als für die naturwissenschaftliche Fakultät geeignet angesehen und schrieb mich für Mathematik ein. Gleichzeitig aber belegte ich Publizistik, weil ich, wenn schon nicht Arzt, dann Schriftsteller werden wollte. Aufsätze schreiben konnte ich und Gedichte. Dass mir viele Fähigkeiten zum Journalismus fehlten, verdrängte ich. Doch habe ich letztlich in den 3 Semestern in der Publizistik und Germanistik wenigstens ein bisschen fürs Leben gelernt. Doch dazu später.

Ich möchte noch einen Blick zurückwerfen. Keinerlei Erinnerung habe ich nämlich an das Essen bei der Abiturfeier. Die Ernährung war kein Problem mehr. Man konnte wieder einkaufen, z. B. Weinbrandbohnen, die ich erinnere, weil ich eine große Menge von ihnen aß, als mir bei der Berufsberatung mein Wunsch

Psychologie zu studieren ausgeredet wurde. Wie auch heute konnte man die Entwicklung der Berufsgruppen nicht vorhersehen. Doch lange Jahre hatte den Alltag der mehr oder weniger gefüllte Kochtopf bestimmt. Wegen der einzigen



Elektroplatte war es sogar wirklich der „eine Kochtopf“, der das Überleben beinhaltete. 1/4 Schaf haben wir irgendwoher bekommen. Gegen den speziellen Schafgeschmack bin ich seither allergisch. Doch damals waren wir froh, Fleisch zu haben. Meine Schwester behauptet, sie habe da nie mitgegessen. Ich habe und konnte mich auch später bei den Nomaden in der Mongolei vorwiegend von Schaffleisch ernähren. Gibt es Alter-nativen, wähle ich Schaf ab. Es ist merkwürdig, dass man den speziellen Schaf-

geschmack wie den Hautgoût von Wild und wie den Geschmack von aufgewärmten Kartoffeln nicht definieren kann. Manche Menschen schmecken irgendwelche Spezifika gar nicht und können daher nicht nachvollziehen, dass ich z. B. weiß, dass vor meinen Rindersteak ein Schafskotelett auf dem Grill lag. – In den Notzeiten hatte die Sättigung Priorität. Doch – das weiß ich genau – aß ich den Kochkäse in Höxter trotz Hunger mit solchem Widerwillen, dass ich resümierte, einem Brot ohne diesen Belag hätte ich den Vorzug gegeben!

Später war es ein halbes schwarz geschlachtetes Schwein, unter Brennholz verborgen im Leiterwagen transportiert, das uns überleben ließ. Unsere Putzfrau, landerprobt, half uns bei der Zubereitung von Würsten und der Konservierung von Kleinteilen. Noch heute denke ich, dass unsere hausgemachte Cervelatwurst im Geschmack alle heute käuflichen Produkte übertraf. Zum Räuchern wurden der Kamin bei Topphoffs genutzt. Der Speck musste eingesalzen werden. Auch unser Einfamilienhaus hatte ein dafür vorgesehenes eingemauertes Pökelfass. Der Metzger kam zu uns. Doch passte er nicht mit seinen ca. 3 Zentnern durch die Kellertür. Meine Mutter hat nach seinen Angaben Salz auf die Speckseiten gestreut. Wie schwierig es war, die in der Küche nach den Verarbeitungsprozeduren anhaftende Fettschicht mit den damaligen Mitteln zu entfernen, ist mir heute noch präsent. Die Überlebensstrategie damaliger Zeiten hat mein Leben bestimmt und spukt immer noch in meinen Alltag herum, von mir selbst belächelt, kritisiert und persifliert. Dass ich mich an die Verarbeitung der Braten- und anderer Fleischstücke nicht erinnere, liegt daran, dass wir ja zur Hauptarbeitszeit in der Schule waren. Vage taucht der „landunter“ Zustand der Sitzecke im Gedächtnis auf. Wie und worin wir das Fleisch konservierten, ist mir eher rätselhaft, da es nur Einkochgläser gewesen sein können, die ich aber nie verbrauchend vergegenwärt-

tigen kann.

Ab und an besuchten wir Tante Mimi und Onkel Kurt. Ihr Hotel Feldhaus war zum größten Teil von Bomben zerstört worden. Ich glaube, nach dem Bombenangriff kamen sie bei Onkel Kurts Bruder in Wuppertal unter, bis sie Räume wieder bewohnbar machen konnten und dann vom Ertrag einer Gemüsegärtnerei lebten. Für das Hotel war Gemüse angebaut worden und Grabeland vorhanden. Mit den Mitteln einer Brauerei wurde später das Hotel wieder aufgebaut. Ich sehe mich noch mit der „schwarzen“ Tante Mimi (der Seniorchefin) im Restaurant essen. Diese muss schon senil gewesen sein. Heute würde man sagen: Sie hatte Alzheimer. Von so etwas hatte ich damals keine Ahnung. Alte Leute wurden respektiert. Ich weiß überhaupt nur, dass die Tante desorientiert war, weil ich am 1. April in der Zeitung Bilder des schicken Bad Hammer Kurbads sah und die alte Dame mir erklärte, es sei alles wieder aufgebaut, während die Tochter den Artikel zum Aprilscherz erklärte. Das war wohl das erste Mal, dass ich solche absoluten Unwahrheiten als Aprilscherz abgedruckt sah und verblüfft für immer speicherte.

In Borkum sahen wir ein Theaterstück von Molière (Der widerspenstigen Zähmung) mit einem der großen Nachkriegsschauspieler. Niemand hatte mir das Wesen der Satire erklärt. Ich war einfach nur empört und entsetzt. Die Ablehnung blieb lebenslang. Dass auch ich mich über menschliche Schwächen lustig mache, ist klar, doch abendfüllend müssen für mich diese Peinlichkeiten nicht sein, als zeige man mit dem Finger immer auf alle Mängel der Schöpfung. So wenig selbstbewusst wie ich war, wollte ich natürlich auch über meine eigenen Charakter-schwächen nicht lachen.

Es fällt mir schwer Abstoßendes in mein Weltbild zu integrieren. Wie sich Leute in der Karnevalszeit mit Pappnasen o. ä. absolut hässlich machen können, ist mir so unverständlich wie sich eine Karikatur an die Wand zu hängen. Mit abstoßend hässlichen oder behinderten Personen umzugehen ruft für mich Ekel hervor, der mit Übelkeit verbunden ist. Dies ist ein Problem für mich. Bei manchen Comic-Figuren versuche ich unbewusst vorbeizusehen, so widerlich ist mir dieser Anblick.

Doch zurück in die gepflegte Restaurantatmosphäre des Hotel Feldhaus. Dass die Seniorchefin schick angezogen mit dem Besuch gut sichtbar im Speisesaal serviert bekam war sicher Imagepflege und werbewirksam. Doch kann ich nicht mehr bezeugen, wie viele Gäste und aus welcher sozialen Schicht zum Essen kamen. Damals hat mir mein Onkel erzählt, dass Geschäftsreisende mit ihrem Konsum an der Bar das Geld brächten, weswegen er selbst sich jede Nacht um die Ohren schlagen müsse. Später engagierte er einen Geschäftsführer, um entlastet zu werden. Ich hatte damals ganz ernsthaft daran gedacht, das Hotel zu übernehmen, weil der einzige Sohn von Tante Mimi und Onkel Kurt im Krieg gefallen war. Was mir gefiel, war die repräsentative Seite des Hotelierdaseins, der interessante Umgang

mit gebildeten Gästen. Mir ist immer wieder erstaunlich, dass der harte Kriegsalltag so viele Illusionen unangetastet ließ. Wahrscheinlich hat mein naives Gemüt in seiner Fantasie das im alten Stil wiederaufgebaute Restaurant mit attraktiver Klientel aus Hollywoodfilmen und kitschigen Nachkriegsfilmen gefüllt. Ich sprach ernsthaft mit den Verwandten über meine Absichten. Ein Argument der Tante, das drastisch genug war, meine hochfliegenden Träume zu zerstören, betraf den „Klomann“. Damals gab es schon Personalprobleme, da niemand mehr niedrige Arbeiten verrichten wollte. Für diese holten die Deutschen infolge Ausländer herein. Die Tante schilderte mir wohl so anschaulich das Toilettenproblem nach Saufgelagen, dass mich dieser Aspekt das Hotelierdasein von einer anderen Seite sehen ließ.

Zeit meines Lebens überlegte ich mir, ob ich als Chefin rechtzeitig die „Edelfresswelle“ entdeckt hätte und entsprechend ein Feinschmeckerlokal eröffnet hätte. - In den achtziger Jahren aß ich einmal in einem Spitzenrestaurant, das in Hamm in einem Reihenhaushaus mit Industrieblick (damals habe ich die Förderturmkulisse als nostalgisch noch nicht erkannt) etabliert war und bedauerte zutiefst, das sehr gute Mahl nicht in der Atmosphäre des „Feldhaus“-Restaurants einnehmen zu können. Mein Onkel hat das Hotel Anfang der 70er Jahre auf Rentenbasis an die Brauerei verkauft, die es beim Aufbau kreditiert hatte. Später wurde das Gebäude von einer Klinik für manuelle Therapie genutzt, da wohl die Modernisierung des Hoteltraktes als nicht lohnend angesehen wurde. Ob Bad Hamm überhaupt noch als Kurort eine Rolle spielt, weiß ich nicht. Wiesbaden, Bad Nauheim, Bad Salzuflen waren wie Bad Hamm, Karlsbad, Marienbad Kurbäder, die in der wilhelminischen Ära von Wohlhabenden frequentiert wurden, die ihre Gesundheit pflegen wollten und es sich leisten konnten, ihre nicht heilbaren Leiden oder Altersbeschwerden in angemessenem Rahmen zu ertragen. In Wellness-Hotels – heute für eine weit größere Zahl von Menschen aller sozialen Schichten erschwinglich – feiert das alte Konzept des genüsslichen Umganges mit dem Wohlbefinden eine Renaissance. Ja, da hat sich ein bisschen „gute alte Zeit“ durch die Hintertür wieder eingeschlichen. Mit Rüschenbluse, Weste, Frack und Smoking wählt sie manchmal sogar die gleiche Verkleidung.

Doch noch ein Beitrag zu den Hamm-Besuchen der Nachkriegszeit: Wir besuchten auch die Familiengräber auf dem nahe liegenden Friedhof. Wegen Bauarbeiten war ein hinterer Eingang verschlossen. Um zum Mittagessen nicht zu spät zu kommen, versuchten Mutter, Ute und ich über einen Stacheldrahtzaun das eingefriedete Gelände zu verlassen. Da dieser Zaun an einer abschüssigen Stelle angebracht war, rutschte ich in nassem Lehm und hing mit dem Schienbein und handgestricktem Kniestumpf an einer Drahtspitze aufgespießt. Meine Mutter konnte so etwas nicht angucken. So musste meine Schwester allein versuchen, mich von den Widerhaken loszumachen, während meine Mutter abwechselnd

mich bemitleidete oder sich selbst bedauerte, dass sie nicht helfen konnte. Die Situationskomik haben wir gehörig belacht, was die Rettungsaktion noch erschwerte. Brenzlige Situationen durch herzhaftes Lachen zu entschärfen ist familienerblich und nicht erlernbar. Es wirkt manchmal schockierend auf anders veranlagte Menschen. – Wo wir gerade beim Lachen sind: Naiverweise hatte ich immer geglaubt, Onkel und Tante ließen sich vom Koch jeweils das zubereiten, worauf sie gerade Appetit verspürten. Sie klärten mich auf, dass sie sich vom Koch die Speisen aus der Küche geben ließen, die gegessen werden mussten, um nicht zu verderben. Mangelnde Kühlungsmöglichkeiten machten Bevorratung schwierig. Kühl- und Gefrierschränke und diverse Methoden der Haltbarmachung haben in den letzten Jahrzehnten revolutionäre Veränderungen in die Küche gebracht. Trotz der vielen nach und nach eingesehenen Probleme in der Hotelführung habe ich manchmal gedacht, dass ich vielleicht doch dem Hotelmanagement gewachsen gewesen wäre, wenn ich meine in der Großfamilie erbrachten Leistungen bedenke.

Es gab damals keine Studienberatung. Ich stellte mir meine Vorlesungen danach zusammen, was ich für wichtig hielt oder einfach interessant fand. Mathematik musste ich sofort „abschreiben“, denn die Infinitesimalrechnung, die ich belegte, setzte Kenntnisse der Integralrechnung voraus, die bei uns nicht gelehrt worden war. Nachkriegsbedingt waren in den Lehrplänen Streichungen vorgesehen und deutschlandweit toleriert. In Mathematik absolut nichts zu verstehen war ein großer Schock für mich, wenngleich ich dieser Studienrichtung sowieso mehr eine Alibifunktion gegeben hatte. Versicherungsmathematik fand ich langweilig. Studienrätin werden wollte ich nicht. Da diese Vorlesung ohnehin in der ersten Stunde um 8.00 Uhr lag, ich folglich mit dem ersten Zug früh fahren musste, ließ ich sie nach einiger Zeit ganz ausfallen – nicht ohne schlechtes Gewissen (mein Vater bezahlte ja Studiengebühren für mich) und Minderwertigkeitsgefühl. Schließlich war ich das „Mathe-Ass“ der Klasse gewesen. In der Publizistik saßen in den Seminaren alle Semester zusammen (Gerade erinnere ich „Proseminare“, doch vielleicht gab es die nur in der Germanistik). Ich wusste manchmal nicht einmal, wovon gesprochen wurde. Vergeblich versuchte ich, Bücher, die erwähnt worden waren, in der „Unibi“ = Universitätsbibliothek, auszuleihen. Mitstudenten waren schneller oder früher da gewesen. Die „Grundzüge der Publizistik“ und „Zeitung der Wissenschaft“ von Prof. Hagemann, dem Leiter der Ausbildung, habe ich als Buch gekauft. Meine Eltern sparten für den Hausbau, und ich wagte wohl nicht, mehr Lektüre als unbedingt notwendig anzufordern. Andererseits wusste ich auch nicht, wann ich die wissenschaftlichen Werke durcharbeiten sollte, denn ich war durch die Zugfahreierei den ganzen Tag unterwegs. Zwischenrein gab es Springstunden. An einem Tag der Woche nutzte ich diese Vakanz, eine Einführungsvorlesung in orientalischer Musik zu besuchen, was

mich einfach interessierte. Das Musikinstrument „Gamelan“ blieb mir in Erinnerung. Bei Reisen im asiatischen Raum über 40 Jahre später habe ich gemerkt, dass es mir leichter fiel als Mitreisenden, einen Konnex zu diesen exotischen Klängen zu finden. Damals nach dem Krieg waren außereuropäische Kulturen für uns so unbekannt und fremd, wie man sich im Zeitalter des Fernsehens gar nicht mehr vorstellen kann. Mich hatte Neues, Ungewöhnliches schon immer gereizt. Ich schilderte schon, wie ich von ersten modernen Kunstausstellungen beeindruckt wurde. Ein Musikstudent mit behaarten Beinen in kurzen Hosen pendelte auf derselben Strecke zum Wohnort und hat mir den mathematischen Aufbau einer Hindemith-Partitur erklärt. Ich war beeindruckt und habe tatsächlich auch einiges verstanden. Nachdem ich moderne Musik schön und besser finden wollte – was mir zugegebenerweise nicht immer gelang –, fehlte mir später bei klassischen Konzerten mit bekannten Stücken manchmal die Herausforderung zuhören zu müssen.

Ich hatte auch Geografie belegt. Das Fach Erdkunde hatte mir ein schlechter Lehrer in der Schule vermiest, doch in der Oberstufe hatte ich weltwirtschaftliche und rein geografische Aspekte im Unterricht interessiert verfolgt. Vielleicht sah ich ja unbewusst die Möglichkeiten der Studienratskarriere, als ich über die Schelf-Bildung in den Ozeanen neue Aspekte dieses Lehrfaches ausgewiesen bekam. Ich erinnere noch den Albino-Zwilling mit einem Fernglas an die Tafel sehen, während ich verstohlen eine Brille aufsetzte, die ich wieder hatte machen lassen, nachdem ich in der Schule jahrelang aus Gründen der Eitelkeit keine benutzt hatte. Ende des Semesters holte man sich ein Testat oder besorgte sich auch noch Nachschriften, wenn man nacharbeiten wollte oder Versäumtes aufzuarbeiten hatte. Ich schrieb natürlich auch mit. Meine Schwester und ich gingen zu Stenografie- und Schreibmaschinenkursen. „Wozu ist die Straße da? Zum Marschieren“ war die Melodie, nach der getippt wurde. Ich lernte 10 Finger-System. Mein Vater hatte uns so wenig an seine Schreibmaschine gelassen wie Mutter an ihre Nähmaschine. Dass solche technischen Geräte in der Nachkriegszeit wertvolles Kapital waren, leuchtet ein, doch wäre mir der Umgang mit diesen Hilfsmitteln vielleicht unproblematischer geworden, wäre ich als Kind mit ihnen vertaut gewesen. Nach der Stenografie lernte ich Eilschrift und steigerte meine Schreibleistung auf 120 Anschläge/Minute. Ich war intelligent genug, einen Abschluss mit sehr gut bescheinigt zu bekommen, doch konnte ich meine Eilschriftkürzel nur unvollkommen zurückübersetzen, so dass ich mehr Erfolge im Rätsellösen als Denksportergebnis hatte als wirklich verwertbaren Nutzen. Ich versuchte die Vorlesungen mitzutenografieren. Damit verzichtete ich weitgehend darauf mitzudenken. Stichworte in Schreibschrift zu schreiben, erwies sich als sinnvoller. Wenn ich das jetzt überdenke, waren diese ersten Semester mehr experimentieren als arbeiten. Mit dem Maschinenschreiben blieb ich ebenfalls auf der

Strecke. Einen Gedankengang niederschreiben kann ich nur mit der Hand ohne die Mechanik des Schreibens mitdenken zu müssen. Der in die „Maschine-hämmern-de“ Journalist blieb für mich ein unerreichbarer Traum. Doch habe ich damals wirklich an eine Karriere als Pressestenograf gedacht, weil ich da ein real überschaubares Berufsbild vor Augen hatte, was mir im Journalismus ohne jeglichen praktischen Bezug völlig fehlte. Prof. Hagemann sagte mir, ich müsse ein Volontariat bei einer Zeitung machen. Ich habe mich aber nicht getraut, bei einer Redaktion zu klingeln. Ich wusste wohl nicht einmal, wo eine solche war und nur vage, wie eine Zeitung entsteht. Der Großteil der Mitstudenten kam sicher mit einschlägiger Praxiserfahrung in das Publizistikstudium und hatte bestimmte Berufsvorstellungen. Schreiben hatte ich wollen. Ich fühlte, dass ich nichts Seriöses bieten konnte, was Leser in einer anspruchsvollen Zeitung konsumieren wollten. Den reinen Aktionsjournalismus fand ich zwar interessant, doch er war mir suspekt. Was ich anstrebte, wäre das Berufsbild Redakteur gewesen. Doch dafür brauchte ich erst einmal ein langes Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft o. ä. Im 2. Semester konnte ich mich in der philosophischen Fakultät zweiteinschreiben lassen. Benno v. Wiese als Dekan musste persönlich angesprochen werden. Mit Note Deutsch 2 ließ er mich gnädig zu. Welche Überwindung mich so ein Gespräch gekostet hat, kann sich keiner vorstellen, der mich heute kennen lernt. In der Germanistik konnte ich mein Interesse an Literatur und Poesie befriedigen. Ich bemühte mich um ein Grundwissen und begann mit mittelhochdeutscher Literatur - Walter von der Vogelweide und andere Minnesänger etc. - die Anfänge deutscher Dichtkunst zu erforschen. Gleichzeitig belegte ich „moderne“ Literatur bei Heselhaus. Bei ihm machte ich auch eine Fleißprüfung. Damit konnte man Studiengebühren erlassen bekommen, wenn man nicht wie ich einen gutverdienenden Vater hatte, von dem ich gerne unabhängig gewesen wäre. Meine Schwester hatte nach dem Abitur eine kaufmännische Lehre begonnen. Ute wollte unabhängig von den Eltern sein. Ich habe wie sie darunter gelitten, um alles und jedes fragen und bitten zu müssen und nie mein eigenes Geld zu haben. Doch lernen und mehr wissen zu wollen war immer meine einzige Vorstellung von der Zeit nach dem Abitur. Ich wollte mehr Erkenntnisse und mehr Einblicke in die Wissenschaften gewinnen. So nahm ich die Abhängigkeit von den Eltern erst einmal in Kauf, war ja daran gewöhnt. Nicht zurückverlangtes Geld von Einkäufen sparte ich eisern als Notgroschen und gab so sicher weniger Geld aus, als ich mit sparsamstem Taschengeld gebraucht hätte. Ich erhielt von den Eltern nicht einmal Geld für die Mensa, sondern durfte nach wie vor unansehnliche, vertrocknete und ranzig schmeckende Butterbrote mitnehmen, die zu schmieren ich mich sogar später noch für meine eigenen Kinder verweigerte, da mir eine aus dem Papier gewickelte oder heute dem Plastikbeutel entnommene Schnitte seit damals Ekel hervorruft. In dieser Zeit kam die Milchbar auf (ich erwähnte sie schon in Borkum). 10

Pfennig kostete Buttermilch, 15 Pfennig Milch und 20 Pfennig Kakao. Nur letzterer sagte mir zu. Ich ging vor dem Geschäft auf und ab und überlegte mir aufrechenbare Erfolge des Tages oder der Vorwoche, um mich für irgendeine Leistung mit einer Trinkschokolade zu verwöhnen. So eine Ausgabe genehmigte ich mir nur als Belohnung. Ganz selten frequentierte ich die Mensa am Aasee. Sie lag ja auch noch einen längeren Fußweg entfernt von der Route Schloss – Audi Max – Rosenplatz, wo Vorlesungen oder Seminare stattfanden. Damals verkehrte ein O-Bus in Münster, doch ich erinnere nicht, öffentliche Nah-Verkehrsmittel benutzt zu haben. An Milchreis mit Trockenobst konnte ich mich damals schon ärgerlicherweise nicht satt essen. Ich muss zwei getrennte Magenhälften haben, denn ein Schnitzel könnte ich noch verzehren, wenn ich keinen Pudding mehr mag. Die durchdachte Situation mit einer nicht geleerten Milchreis-Terrine verbinde ich mit dem Gebäude der Mensa und dem herrenlosen Dackel auf der großen Freitreppe, der mein Mitleid erregte. Ein Mitstudent attestierte mir den Mutterkomplex – ganz sicher zu recht, wie ich selbst schon wusste, hatte ich doch ein bisschen Freud und seinen aktuellen Nachfolger Jung gelesen. Jungs Traumauslegungen und Klassifizierungen sind für mich so gut, dass ich ganz selten einen meiner Träume nicht deuten kann und mich wundere, dass Menschen so arglos ihre Traum-Erlebnisse Freunden erzählen und damit so viel von sich preisgeben. Einen Traum erzählen kann ein seelischer Striptease sein, wie er peinlicher nicht ausfallen könnte. Dass mir vom Studiengang der Psychologie so abgeraten worden war, ist und bleibt schade.

Meine Mitstudenten studierte ich auch. Man siezte sich damals. Der Kontakt war distanziert. Ein großer Teil meiner Kommilitonen war Kriegsteilnehmer gewesen und gehörte durch Reife und Erfahrung einer anderen Generation an, die z. B. noch ein unanständiges Gespräch unterbrach, wenn eine Frau in Hörweite kam. An weibliche Studenten habe ich nur flüchtige Erinnerungen wie an Desiderata Baldauf wegen ihres interessanten Namens. Am Studenten-Freizeitleben, soweit solches überhaupt schon stattfand, nahm ich nicht teil, da ich ja abends nach Hause fahren musste. Dass die alten Studentenverbindungen wiederaufgelebt waren, weiß ich durch den Kusine, der dort verkehrte, als er zum Studium nach Münster kam. Mitglieder wurden damals wohl vor allem Söhne durch ihre Väter. Mein Vater hatte keiner schlagenden Verbindung angehört und mich nirgendwo eingeführt. Ob aus der Publizistik Studenten in solche Veranstaltungen gingen, weiß ich nicht.

Im 1. oder 2. Semester fand eine Studienfahrt ins Ruhrgebiet statt, um die sozialen Bedingungen der Bergleute kennen zu lernen. Um frühmorgens den geplanten Zug zu erreichen, musste ich in Münster im Bahnhofsbunker übernachten. Was man damals dafür bezahlte und wie und womit man sich auf die Etagenbetten legte, weiß ich nicht. Ich glaube, man deckte sich mit dem Mantel

zu. Wahrscheinlich hat das rote Kreuz diese Anlage betrieben. Jedenfalls haben meine Eltern nur schwache Bedenken gehabt, mich dort nächtigen zu lassen. Für mein Leben hat diese Exkursion (ein Wort, das ich damals neu lernte) die entscheidende Wende gebracht. Im Abteil saß mir ein kleiner agiler Student gegenüber, den ich vorher noch nicht gesehen hatte, weil er das Glück gehabt hatte, ein Volontariat in Upsala in Schweden zu bekommen. Damals ahnte ich nicht, dass diese neue Bekanntschaft einmal der Vater meiner Kinder werden würde, doch sympathisch war er mir vom ersten Augenblick an. Die nüchternen Aspekte unseres Studienaufenthaltes wie Gesundheitsfürsorge der Bergleute (damals hörte ich erstmalig von der Steinstaublunge) und eine Führung durch einen Stollen erinnere ich schemenhaft, umso lebhafter die feuchtfröhliche Feier in dem Haus des Bergassessors. Auf irgendeine Melodie grölten Angetrunkene „Immer wieder Bergassessor“. Mit Gernot – den Abend vorher war Brüderschaft getrunken worden – kam es zu Umarmungen und Küssen. Irgendwann landeten wir in einem Schlafzimmer, doch ich war nüchtern und bürgerlich genug, meinen Partner fortzuziehen von diesen fremden Betten. Später habe ich oft diese Nacht vergegenwärtigt. Instinktiv habe ich diese beginnende ernsthafte Liebe nicht durch ein flüchtiges sexuelles Erlebnis zerstören wollen. Wir beide saßen an einem See bis zum Morgengrauen engumschlungen der Nachtkühle trotzend, weil das vorgesehene Nachtquartier in einem Lehrlingsheim zu dieser späten Stunde geschlossen war. Ich weiß nicht, wann und wo ich den Nachtschlaf nachholte. Vom ersten Abend dieser Exkursion in einem Lokal ist mir noch der Anblick eines bewusstlosen Kommilitonen in einem Toilettenraum in Erinnerung, den wir wiederzubeleben versuchten. Der Fortgang dieser Rettungsaktion ist in meinem Gedächtnis gelöscht – doch der Betreffende hat überlebt und wird nicht mehr gerne auf diese Fahrt angesprochen.

Da mein neuer Freund vom Mathematikstudium auf Volkswirtschaftslehre umgesattelt hatte, Publizistik nur nebenbei betrieb im Zusammenhang mit seinem Stipendium am Rundfunk in Schweden, sahen wir uns in Folge eher selten. Ich weiß nicht, ob ich ihm Briefe oder Gedichte schrieb in dieser Zeit. – In einem Phonetikkurs himmelte ich einen Mitstudenten an. Ich hatte damals einen selbstgestrickten Norweger-Pullover mit einem auffallenden Muster mit Hirschmotiv. Die Basiswolle war grau mit sichtbaren Holzbeimengungen und kratzte grässlich. Doch das orangefarbene Muster fiel positiv auf und ließ mich dieses Marterinstrument zu den betreffenden Vorlesungen bewusst anziehen. „Wer will sein fein, der muss leiden Pein“ – manchem Mädchen geht es wohl heute noch so. Ich war ein einziges Mal mit diesem Studienkollegen im als Wahrzeichen Münsters bekannten „Pinkus Müller“ auf ein Bier, ehe mein Spätzug fuhr. Damals erzählte er mir von seiner Bratkartoffelfreundschaft zu einer Witwe, wo seine Puschen an der Tür stünden. Eine Frau, mit der er vorher ein Verhältnis gehabt hatte, würde

er niemals heiraten, sagte er im Laufe des Abends. Diese falsche doppelte Moral damaliger Zeit war mir wie ein Schlag ins Gesicht. Weit entfernt von jeder Gleichberechtigung saß ich ihm gegenüber, sicher nicht gerade zustimmend nickend, aber mit Haltung und Würde einer guterzogenen Frau, die die Wahrheit ertragen muss. Diese Begebenheit trug wohl dazu bei, dass ich diese Bekanntschaft

lebt und w
... Da mein
... voll und bel
... betriebliche
... ten wir, m
... ten Briefe d
... e Schulfreun
... English bel
... die spätere
... te ihn auch
... in, f. g. d.



nicht mehr pflegte. Ob ich den bewussten Pullover auch bei meinem späteren Mann ausprobierte, weiß ich nicht.

Irgendwann in dem ersten Studiensommer musste ich zum Zahnarzt. Es gab damals einen im Dorf. Dieser Doktor war jung und gut aussehend. Mein Zahn hatte eine böse vereiterte Wurzel, die vorbehandelt wurde. Der Zahnarzt muss sich Zeit genommen haben für die Behandlung und um den Tatbestand verbal zu klären. Wir

kamen uns jedenfalls näher als nur mittels Zahnbehandlungswerkzeug von Hand zu Zahn. Der kranke Zahn fiel allerdings den Umständen zum Opfer. So leicht ließ ich sonst nie mehr ein solches Objekt entfernen. Ich glaubte ihm, dass der Zahn nicht mehr zu retten sei und hoffte auch, die Diagnose stimmte, denn der Arzt kam frisch von der Uni. Nach heißen Küssen in der Praxis (hatte er keine Helferin?) verabredeten wir uns in Sudmühle am Bahnhof. Er radelte dorthin und nahm mich dann mit auf der Querstange, die ein Herrenrad hat. Damals war so ein Transport nicht ungewöhnlich, wo kaum jemand ein Auto hatte. Um einen Erwachsenen so zu transportieren, muss man schon kräftig sein. Das war dieser „Lover“ aus einer gesunden Bauernfamilie. Wir sind teils sogar bergauf gefahren. Als das dann technisch nicht mehr möglich war, fand sich ein Bett aus Laub, um unsere Lust zu befriedigen. Anschließend kehrten wir in der Kaffee- und Gastwirtschaft Eggerts ein. Ich hatte schon zu Hause Abendbrot gegessen. Der Partner aß ein Schnitzel mit Gurkensalat und wollte mich natürlich auch zum Essen nötigen. Doch war es mir nicht möglich, etwas herunter zu bringen. Nachdem wir mit dem Fahrrad zum Bahnhof zurückgefahren waren, kehrten wir wieder getrennt nach Hause zurück. Es blieb beim „One-Night-Stand“, wie man heute so treffend sagt. Doch die Affäre hatte ein Nachspiel. Ich bekam meine Regel nicht und hatte sie sonst alle 3 1/2 Wochen. Nachträglich fällt mir schwer zu statuieren, dass wir wohl beide von vorn herein das Verhältnis als rein sexuelles angesehen hatten. Er hatte sich vorgesehen (coitus interruptus), doch wäre eine Schwangerschaft durchaus möglich gewesen. Ich habe mit ihm sogar darüber gesprochen, wahrscheinlich unter dem Vorwand einer Zahnnachbehandlung. Woher ich auch immer diese Kenntnisse hatte – ich versuchte durch Einführung von Seife in die Scheide und vom Stuhl

springen (mehr fällt mir nicht ein) eine mögliche Schwangerschaft zu verhindern. Nach 6 Wochen bekam ich die Regel und gab Entwarnung. Rückwirkend denke ich, dass diese Verzögerung der Monatsblutung psychisch war.

Mit einem verheirateten Bruder dieses Mannes hatte ich später eine flüchtige Affäre im Schlosspark am helllichten Tage. Das Widerliche dieser Angelegenheit hat mir einen Denkkzettel verpasst und mir nachfolgend geholfen, solche Gelegenheiten zu meiden. Wenn ich an diese Affäre denke, treibt mir Scham die Röte ins Gesicht, während gleichzeitig ein Schauer über den Rücken läuft, als riesele mir Schnee vom Nacken herunter.

All diese wirklich schlimmen Dinge hat meine Mutter nie erfahren. Dafür regte sie sich auf, als meine Schwester und ich uns beim Spülen über Robert unterhielten, den wir während unseres Fahrschülerlebens einige Male im Zug trafen und harmlos mit ihm plauderten. Mit fremden Männern im Zug reden fand meine Mutter damals ehrenrührig. Auf unsere dreiste Frage, wo wir denn einen Mann kennenlernen sollten, stotterte sie: z. B. im Drei-Löwen-Club. Das Clubgebäude (was war das eigentlich für ein „Kommunikationszentrum“?) lag damals in Schutt und Asche, und meine Eltern haben meines Wissens nie wieder dort verkehrt. Einer von uns beiden Zwillingen sagte giftig, dass wir dann wohl Nonne werden müssten. Meine Eltern haben aber Glück gehabt, dass ich meinen Mann anständig beim Studium traf und meine Schwester einen Berufskollegen heiratete, obwohl die Umstände, die zur Eheschließung führten, nicht sittsam waren.

Ich möchte noch den „Fuchs“ erwähnen. Er benutzte als Fahrschüler oft denselben Zug wie wir. Erst um die Abiturzeit sprach ich ab und an mit ihm. Seinen richtigen Namen weiß ich gar nicht. Er hatte jedenfalls die typisch westfälischen brandroten Haare, die zu seinem Spitznamen führten. Er wollte und sollte wohl von seinen Eltern her katholische Theologie studieren, um Geistlicher zu werden. Ich mochte ihn sehr! Wir hatten nur ernsthafte Gespräche über das Leben, Beruf, Schule etc. Ein anderer, mit dem ich mich ab und an unterhielt, war der Musikstudent, den ich schon erwähnte. Ihm lieh ich einige Male Geld für die Monatskarte und muss es auch immer problemlos zurückbekommen haben. Soweit ich weiß, wurde dieser Student Dirigent des Münsterschen Sinfonieorchesters.

Ich nahm nochmals an einer Exkursion teil. Inzwischen hatte Deutschland Fernsehen. In Hamburg wurden die ersten Sendungen vom Heiligen-Geist-Bunker aus gesendet. Dr. Wagenführ hieß der Professor, der ein Fernsehseminar leitete. Er lud uns in sein Privathaus in Hamburg ein, wo wir abends die Tagesschau und den Film „Das doppelte Lottchen“ auf einem winzigen Bildschirm sehr enttäuschend klein anschauten. Tagsüber wurde das Fernsehstudio besichtigt, an das ich keinerlei Erinnerung habe, wie meist nach technischen Führungen. Es sollten Nachtquartiere organisiert sein. Doch davon war dann in Hamburg keine Rede mehr. Prof. Hagemann selbst übernachtete wohl bei seinem Kollegen oder Freunden. Uns

entließ er für den Rest der Nacht, den ich dann mit dem befreundeten Kommilitonen auf der Reeperbahn verbrachte. Dieses Vergnügungsviertel hatten Gernot und ich uns schon tagsüber angeguckt. Ich war damals total hingerissen von dem exotischen Aussehen der Häuser als indischer Tempel, Hippodrom, Blockhaus o. ä. Damals weckten diese Straßen mit dem Öl-, Teer- und Salzgeruch des nahen Hafens für mich die Reise- und Abenteuerlust, die in mir schlummerte. Bei einem einzigen Curacao (ob wir Eintritt bezahlten, weiß ich nicht) saßen wir im Hippodrom, bis es 1.00 oder 2.00 Uhr schloss. Um Mitternacht spielte man das „Ave Maria“. Ich hatte meine Regel in ihrer heftigsten Form. Darüber sprach ich mit meinem Partner nicht. Doch hatte ich zuvor schon mit einem Jungen menstruierend geschlafen und hatte großes Verlangen an diesem Abend. Ein Stundenhotel zu nehmen wäre möglich gewesen. Doch da wir beide total naiv waren, haben wir uns wohl nicht getraut, darüber zu sprechen bzw. dort vorstellig zu werden. Wir schlenderten engumschlungen durch die nächtlichen Straßen zum Bahnhof. Ich hielt mich krampfhaft wach im Zug zurück. Zu Hause musste ich ja eine nächtliche Unterbringung vorlügen, schlief dann auf meinem Bett ein, zum Abendbrot geweckt durch meine Schwester, so dass meine Eltern nie erfahren haben, dass ihre Tochter sich nachts auf der Reeperbahn (ausgerechnet!) herumgetrieben hatte.

Von nun an traf ich mich öfter mit dem Freund. In Folge müssen wir durch in der Öffentlichkeit ausgetauschte Zärtlichkeiten negativ aufgefallen sein, was ich irgendwann gesagt bekam. Ich glaube, ich habe in meiner Verliebtheit das Umfeld gar nicht mehr wahrgenommen. Gernot Schnabel wohnte bei einer Musiklehrerin, die ihr zerbombtes Haus in Münster hatte wiederaufbauen lassen und mit Vermietungen finanzierte. Mein späterer Mann war in Hilstrup im britischen Gefangenenlager gewesen und durfte, obwohl noch nicht entlassen, in Münster studieren und auch mit Leuten im Ort musizieren. Über einen Chemiker, der sehr gut Gitarre spielte, lernte er diese Musikpädagogin kennen. Ich glaube, nach der Entlassung aus dem Lager hat Gernot zuerst in Hilstrup gewohnt, bis Frau v. Skopnik das Haus wiedererrichtet beziehen konnte. Unten im Haus war eine kleine Küche und zwei größere mit einer Schiebetür verbundene Zimmer. Oben wohnte eine Frau, die auch das Badezimmer im Obergeschoss mitbenutzte. Für das Duschen bezahlte der Mieter 80 Pf und 1 DM für ein Vollbad. Von den unteren beiden Zimmern war das eine an meinen Freund untervermietet. Er schlief auf einem Sofa, das ein klein wenig nach vorn ausgezogen werden konnte. Das Bettzeug wurde tagsüber weggeräumt – ich glaube in die Küche. Auch die Klavierlehrerin beseitigte alle Spuren der Nacht, um tagsüber die beiden Zimmer als Unterrichtsräume zu benutzen. Soweit ich mich erinnere, hätte eine Einzelperson damals auch gar nicht mehr Wohnraum allein nutzen dürfen. Wie Lebensmittel, Textilien und Brennmaterial war auch Wohnraum rationiert. Zwei Tage in der

Woche gab die rührige Vermieterin Musikunterricht in Senden und kam erst mit dem letzten Zug zurück oder übernachtete auch manchmal in diesem Ort. An solchen Abenden haben Gernot und ich in der Küche zu zweit Brot mit Lachsschnitzeln gegessen. Von welchem Fisch dieser wie Lachs aussehende Ersatz geräuchert wurde, weiß ich nicht. Dieser Brotbelag war eine billige Variante. Ich kannte das Produkt von zu Hause, weil meine Mutter so etwas in Münster gekauft hatte. Ich überraschte den Partner mit diesem ihm noch neuen Leckerbissen. Ihm schmeckte nach Jahren des Hungers wirklich alles. Er erzählte, dass er mit einem Kriegskameraden einmal Schnecken kochte, die ohne Salz unessbar waren. An einem dieser Abende drängte mich der Freund in das dunkle Zimmer und versuchte mich zu entkleiden. Ich hatte schreckliche Angst, die Vermieterin könne jeden Augenblick erscheinen und wehrte ab. In der Tat begegneten wir ihr auf dem Weg zum Bahnhof – ein Schock! Wir verabredeten eine Radtour nach Bad Rothenfelde einige Tage später. Wo wir uns mit den Rädern getroffen haben, weiß ich nicht mehr. Über meine Beziehung hatte ich mir in schlaflosen Nächten viele Gedanken gemacht und habe meinen Freund während der Fahrt gefragt, ob er ernsthaft wolle, dass ich mit ihm schlafe. Da wir hintereinander fuhren viel mir die Frage leichter. Wie ich mich damals ausdrückte, weiß ich nicht mehr. Miteinanderschlafen sagte man damals nicht. Ich liebte ihn wirklich und wollte kein erneutes flüchtiges sexuelles Abenteuer. Ich habe schon viel über die damaligen Moralbegriffe gesprochen und meine eigenen einschlägigen, teils sehr negativen Erfahrungen geschildert. Sexuellem Verlangen des Partners nicht nachzugeben, fiel mir extrem schwer. Bislang hatten nur die prekären äußeren Umstände den letzten Schritt in dieser Partnerschaft verhindert. Vom Fahrrad aus bekam ich die Antwort, dass der Partner nach ernststen Überlegungen auch körperliche Liebe wollte. Wir erreichten Bad Rothenfelde und nahmen den Weg durch den Wald zum Bismarckturm. Wir hatten die Räder irgendwo abgestellt. An einer - wie wir meinten - einsamen Stelle fielen wir übereinander her. Die Situationskomik der an der Beinöffnung zu engen Turnhose ist mir deutlich erinnerlich und wie diese Bekleidung außer Reichweite war, als sich Spaziergänger vernehmlich räusperten. Mehr in den Boden sinken vor Scham konnten wir nicht. Doch die Glut unserer Leidenschaft hatte alle Bedenken weggezehrt. In einem Waldlokal haben wir später etwas getrunken und dann getanzt. Vom Rückweg erinnere ich noch die Rast an einer Lichtung. Ich sehe ihn in Sichtweite Wasser lassen und ein Geräusch dabei mit den Worten „Frischer Wind aus Kanada“ kommentieren. Die Erziehung in seinem Elternhaus war fortschrittlich gewesen in pädagogischer Hinsicht wie die Reformküche meiner Mutter im hauswirtschaftlichen Bereich.

Mein Freund stammte aus einer kinderreichen Familie. Er war der Älteste von 11 Geschwistern. Sein Vater war in Bautzen ein stadtbekannter Kinderarzt. Er war in seinen besten Tagen nur 154 cm groß. Sein genetisches Größenmaß war im

Erbgang dominant. Sein ältester Sohn, mein Mann, erreichte 157 cm. Zwei Brüder haben es auch auf 170 cm gebracht. Doch die Mädchen blieben unter 1,60 m. Der Doktor wollte als Sportarzt seine Kinder nach modernen Richtlinien zu gesunden Menschen erziehen. Der Vorläufer des Joggens hieß Morgenlauf und erregte im kleinstädtischen Bautzen gewaltiges Aufsehen, wenn der Kinderarzt mit der wachsenden Nachkommenschaft im Gefolge durch die Stadt lief.

Zu den Gewohnheiten der Kinderarztfamilie befragte ich meinen Schwager. Er erzählte mir, dass sich in Bautzen bei den älteren Leuten hartnäckig das Gerücht gehalten habe, dass die Kinderschar auf dem Brückengeländer der Spree laufen musste. Doch so etwas hätte sein Vater nie gemacht, der seine Kinder trotz aller Strenge aufrichtig liebte. Jedoch habe der Doktor seinen Kindern beigebracht, auf dem Hausdach unter Aufsicht herumzuklettern. Die Firstziegel seien nur lose aufgelegt oder leicht anzementiert. Auf diese dürfe man keinesfalls treten, da sie abrutschen können. So habe mein Schwager selbst als Junge am Schornstein stehend einem Klassenkameraden die Ergebnisse von Mathehausaufgaben per Morsealphabet signalisieren können.

Als „Wandervogel“ organisierte der sportliche Familienvater Bergbesteigungen und längere Zelttouren mit den Familienangehörigen. Es waren immer so genannte Pflichtjahrmädchen im Haushalt - ein Mädchen musste im dritten Reich das Jahr nach dem Abitur in einer kinderreichen Familie oder ähnlichen sozialen Bedingungen arbeiten quasi gleich dem Wehrdienst der Jungen. Die Mutter meines Mannes half in der Kinderarztsprechstunde mit. Eines dieser weiblichen Wesen setzte ein Gerücht in die Welt, dass der Kinderarzt die Treppe heruntergekommen sein und gesagt habe: „Meine Frau bleibt noch etwas liegen, sie hat soeben empfangen.“ Mein Schwager hat in alten Unterlagen gelesen, dass sein Vater eine Zivilklage wegen übler Nachrede anstrebte und gewann. Trotzdem kursiert auch diese Geschichte noch in Bautzen. Mit seinen 1,54 Metern Größe, wegen seines beruflichen Könnens und durch die vielen Kinder war er ein respektierter stadtbekannter Sonderling.

Als 1945 die Russen vor Görlitz standen, war Gernots Mutter mit dem elften Kind hochschwanger. Ein Onkel hatte ein Blockhaus in Tschopau, dorthin siedelte die Familie um. Die großen Kinder legten die ca. 200 km mit dem Fahrrad zurück. Die kleine Farigunt kam am 14. März 1945 in einem nahe gelegenen Spital zur Welt. Im April ist die Arztfrau nochmals in Bautzen gewesen und nahm rückzu eine Ukrainerin im Auto mit, die in der Praxis gearbeitet hatte. Bei einem Tieffliegerangriff wurde die Mutter am Steuer tödlich getroffen. Die Ukrainerin floh mit dem Säugling, den sie dann einem Dorfbürgermeister anvertraute, da sie für das Kind keine Milch bekommen konnte. Dieser gab das Baby einer Dorfbewohnerin, deren Kind gestorben war. Sie gab den Säugling später als eigenen aus. Mein Schwiegervater ist gleich nach diesem Vorfall mit einem der Söhne in die

Tschechoslowakei gefahren, um sein Töchterchen zurückzuholen. Aber alle Deutschen waren schon geflohen. Erst ungefähr zwei Jahre später ist das Kind doch noch in die Familie zurückgekommen, weil die Adoptivmutter nachforschte, ob die ihr erzählte Geschichte des Babys stimme.

Als sein jüngstes Kind endlich wieder zu Hause war, holten die Russen den Vater vorgeblich zu einem Krankenbesuch. Doch er kam ins Gefängnis nach Bautzen. Wahrscheinlich wurde er denunziert von jemanden, der sich selbst entlasten wollte. Obwohl mein Schwiegervater sechs Jahre in verschiedenen DDR-Gefängnissen einsaß, Verhören unterzogen und geschlagen wurde, wurde ihm nie ein Prozess gemacht und er 1954 ohne Angabe von Gründen wieder freigelassen. Tante Käthe, eine Schwester von „Vato“ (so wurde er von den Kindern genannt), und ihr Mann haben sich rührend um den Nachwuchs gekümmert, wenn Markwart und Utila, die ältesten der noch in Bautzen weilenden Geschwister, die Jüngeren nicht versorgen konnten. Mich haben die Erzählungen sehr beeindruckt. Ich war voll Mitleid.

Für junge Liebende war damals intimes Zusammensein schwierig. An einem Nachmittag fuhren wir mit den Rädern westlich aus Münster heraus. Als wir uns auf einer Wiese mit hohem Gras geborgen glaubten, bedrohte uns ein Bauer mit dem Stock, weil wir die Heuernte schädigten. Gernot arbeitete für Klausuren und hatte wenig Zeit. Wir trafen uns gelegentlich zwischen den Vorlesungen. Einmal regnete es, und er lieh mir seine Jacke. Ich wollte ihn ebenfalls mit einem schützenden Kleidungsstück versehen und schloss mit dem Schlüssel aus seiner Jacke die Türe zum Haus der Frau von Skopnik auf. Sie war empört über den fremden Eindringling und hat ihrem Untermieter wohl gehörig die Leviten gelesen. Der machte mir entsprechend Vorwürfe wegen meiner Unbesonnenheit. Später ist mir aufgegangen, wie peinlich die ganze Sache für meinen Freund war. Ich kannte möblierte Zimmervermietung nur vom Hörensagen. Doch ich konnte das Geschehen nicht rückgängig machen. Die Vertrauensbasis dieses Untermietverhältnisses hatte ich nicht durchschaut.

Eine Exkursion der Publizisten ging nach Holland. Ein Jugendhotel in Amsterdam war Standort. Gernot und ich beschlossen am ersten freien Abend die Stadt zu durchstreifen. Eine Mitstudentin schloss sich uns an. Keiner von uns hatte sich die Straße und den Namen der Unterkunft gemerkt. So liefen wir rückzu etwa 2 Stunden ziemlich planlos, bis wir beinahe zufällig das Quartier wiederfanden. Nachts standen wir vor verschlossener Tür der Herberge und brachen zu neuen Kurztrips auf. Amsterdam war damals sehr schmutzig. Überall flog Unrat herum. In dieser Steinwüste gab es keine Oase für Liebende. Walter Rauch kam zum Herbergstor: „Das war das siebte Mal“, von allen als Meeting mit einer weiblichen Person kommentiert. Doch er hatte lediglich wieder einmal in einen Hundehaufen getreten. Um 1 Uhr nachts wurden wir eingelassen.

Damals waren die Holländer z. T. noch sehr deutschfeindlich. Wenn wir etwas fragen mussten, versuchten wir es englisch, was natürlich lächerlich war, weil jeder merkte, dass wir Deutsche waren. Wegen der holländischen Kolonie Indonesien war damals die Hauptstadt Amsterdam – für uns noch ganz ungewohnt – multikulturell. Wir aßen z. B. indonesisch. Ich fand das Essen zu fett. So geht es mir aber oft heute noch beim Chinesen. Wir machten eine Hafenrundfahrt. Ich hatte eine Box mit, die billige Nachkriegskamera. So weiß ich, dass ich damals einen weißen Popelinemantel trug. Den Haag wurde besucht. Ich bewunderte besonders die gepflegten Außenanlagen. Wir bezogen Quartier in Scheveningen, wo wir schwimmen gingen. In einem großen schilfgedeckten Rundling kleideten wir uns um. Ich war entsetzt, welchen Hängebau eine Mitstudentin hatte. In der Herberge musste einer von uns Mädchen das Bett von Prof. Hagemann machen. Ich meldete mich freiwillig. Es war mir peinlich seinen Schlafanzug zu falten. Viele Jahre später gab es einen aufsehenerregenden Prozess, in dem dieser Universitätsangehörige wegen Unzucht mit Abhängigen vor Gericht stand und verurteilt wurde. Bei Nacht und Nebel setzte er sich in die DDR ab und ist dort elend an Krebs gestorben. Dieser Professor hat aber die Publizistik zur Wissenschaft gemacht und ist fachlich anerkannt. Nachträglich habe ich mir sein Verhalten Frauen gegenüber besser erklären können als damals, wo er mich z. B. auf der Hollandreise wegen meiner Beziehung zu meinem Freund regelrecht anpöbelte. Für mich war damals dieser Professor eine Respektfigur ohne erotische Anziehung. Der Skandal später schockierte mich.

Im Institut für Publizistik wurde 1951 Karneval gefeiert. Eine ehemalige Klassenkameradin nahm als Freundin eines Studenten mit daran teil, so dass sie mir in Münster Nachtquartier anbot. Sie selbst hatte zu viel getrunken und wurde frühzeitig heimgebracht, gab mir aber den Schlüssel und beschrieb mir die Lage meines Bettes in ihrem Haus. Ungern betrat ich nachts ein mir völlig fremdes Haus. Ich habe aber mein Zimmer gefunden. Ich trank überhaupt keinen Alkohol. Offiziell gab es nur Wasser oder Limo u. ä. Ich war sehr lustig und amüsierte mich auf diesem ersten Institutsfest. Ich bin auch nur bis Mitternacht geblieben, um nicht zu spät mein Nachtquartier aufzusuchen. Diese Veranstaltung hat ein ganz übles Nachspiel gehabt. Die langjährige Sekretärin musste gehen, weil sie den Privatraum des Professors aufgeschlossen hatte, der dann stark verunreinigt worden war.

Doch zurück zu der Holland-Exkursion. Gernot sagte, dass er für seine Klausuren arbeiten müsste. Ich verbrachte einen ganz tollen Abend am Strand mit einem sehr sympathischen Studienkollegen. Es war super Sommerwetter. Das Meer überzog den Strand mit dem sogenannten Meeresleuchten, was ich von der Insel Borkum kannte. Obwohl es an diesem Abend zu stürmischen Zärtlichkeiten kam, wick ich einem „mehr“ aus, da ich mich dem festen Partner verbunden fühlte.

Leicht fiel es mir wirklich nicht, in dieser sexgeladenen Atmosphäre auf den körperlichen Genuss zu verzichten. Auch einer anderen Versuchung bin ich nicht erlegen. Es muss kurz nach dieser Hollandfahrt gewesen sein, wo Schulfest am Gymnasium in Lübbecke war, das mein Vater als Oberstudiendirektor leitete. Er befand seine Töchter nun erwachsen und reif genug mitzutanzten. Im Haus, wo er die Woche über wohnte, übernachteten meine Schwester und ich in einem Zimmer im Parterre. Die Lage des Raumes erinnere ich, weil ich nach dem offiziellen Heimkommen mit den Eltern aus dem Fenster wieder ausstieg, um noch einmal mit einem Jungen auf das Fest zurückzukehren. Diesen hatte mein Vater schon vorher in unsere Familie in Westbevern eingeführt. Der künftige Student war hochintelligent und hatte sein Abitur als Externer in Lübbecke gemacht. Ich glaube, sein Vater war im Ausland als Diplomat. Bei dieser Feier lernte ich jenen Mann von seiner nicht wissenschaftlichen Seite kennen, die mir ebenfalls sehr gefiel. Die sexgeladene Atmosphäre drohte zu explodieren, wie am Strand von Holland, doch es blieb bei heißen Küssen. Am morgen verabschiedete der Abiturient mit seinem kleinen Hund meine Schwester und mich am Bahnhof. Ob ich diesen Mann noch einmal wieder sah, weiß ich nicht.

Doch wie ich das Bild des an der Leine zerrenden grauen Kötters vor Augen habe, fällt mir der weiße giftig kläffende Spitz „Ixika-Marusika“ der Gastfamilie in Lübbecke ein und die Söhne Reinhold und Otto, Ötte genannt. Otto ist heute als Maler und Lichtinstallateur international bekannt. Seine Kunstwerke sind vulkanähnliche „ohne Titel Bilder“, die ich auf Ausstellungen sofort erkenne (er hat allerdings heute Epigonen). Zufällig wurde ich vor Jahren auf eine Fernsehsendung aufmerksam, in der gezeigt wurde, wie dieser Künstler an einem Südseevulkan heliumgefüllte Ballons installierte. In zweiter Ehe heiratete der Mann eine reiche Amerikanerin, die diese und andere Happenings finanzierte. Persönlich habe ich ihn nie wieder gesehen. In Münster war in den sechziger Jahren eine Lichtinstallation von ihm an einem Kaufhaus zu sehen. Damals war ein solches Kunstwerk noch eine Attraktion. Heute nähme man es in der Überfülle der Werbesignale kaum noch wahr.

Gernot hatte sich in Holland schon von mir distanziert, weil er arbeiten müsse. Als wir wieder einmal mit den Rädern in die Felder gefahren waren, erklärte er mir rundheraus, es gäbe ein Sprichwort: „Störe mich nicht oder hilf mir arbeiten.“ Was ich wohl gern gemacht hätte!! Ich hatte andere Probleme. Meine Regel war ausgeblieben. Ich habe ihm das auch gesagt, als wir gerade die Räder fertig machten, so dass ich ihn nicht ansehen musste. Er habe einen Kriegskameraden, der Arzt sei. Der könne evtl. helfen, sagte er enttäuschend sachlich, eher nebenbei. Damals war der Gernot 25 Jahre, in einem verantwortungsbewussten Elternhaus streng erzogen und hatte die Entkriegsphase als Pionier mit militärischer Disziplin durchgekämpft. Ich liebte ihn wirklich. Seine Reaktion war für mich unverständ-

lich, grausam und lieblos, so dass ich die Tränen zurückhalten musste. Ich war so geschockt, dass ich die ganze Tragweite seiner lapidaren Bemerkung nicht sofort erfasste. Naiv und weltunerfahren verdrängte ich das Problem. Von einer Schwangerschaft merkte ich körperlich nichts. Soweit ich über einen solchen Zustand durch Erzählen oder Literatur etwas wusste, gab es bei mir keinerlei



Symptome. Ich befand mich in einer Art Schwebestadium. Ich glaubte, wegen der schon beschriebenen vorhergegangenen psychischen Menstruationsstörung nicht ernsthaft an eine Schwangerschaft, schob aber andererseits Entscheidungen über einen eventuellen Studienzielwechsel oder gar Studienabbruch, um eine Stelle als Pressestenografin anzustreben, wegen der möglichen Schwangerschaft vor mir her. Für eine Abschlussveranstaltung des Stenografenvereins

übte ich eine Zwergenrolle ein. Gernot stimmte mir die Gitarre so, dass ich in C-Dur Handgriffen ein Lied begleiten konnte. Eine Probe war im Frühsommer in der Nähe eines Teiches. Die Frösche quakten so laut, wie ich es bisher noch nicht erlebt hatte. Ich war fasziniert. Die anderen Mädchen empfanden den Lärm eher als störend. Schon Anfang des Studiums verbummelte ich als Naturfan eine Vorlesung, weil im Schlossgarten die Nachtigallen sangen. Als ich einmal den Vorsatz gefasst hatte, ernsthaft wissenschaftlich zu arbeiten, blickte ich in der Universitätsbibliothek aus dem Fenster. Vor dem azurblauen Himmel spielte der laue Sommerwind mit den frischbegrüntem Zweigen. Mein Blick schweifte sehnsuchtsvoll in die Ferne. Ich begann zu träumen, das aufgeschlagene Buch in den Händen. Wieder einmal trug mein innerer Schweinehund den Sieg davon. Leise stand ich auf, schlich mich zum Ausgang, gab mein Buch wieder ab und strebte dem Aasee zu. Für ein bestimmtes Ziel - sozusagen unter Zwang - zu arbeiten fiel mir leichter. Für die Fleißprüfung bei Prof. Heselhaus arbeitete ich wirklich Aufzeichnungen und Nachschriften durch. Frustrierend nur, dass ich trotzdem - wie schon erwähnt - keinen Gebührenerlass bekam. Ich hätte gerne meinem Vater einen Teil der Gebühren durch Leistung erspart. Dass mein Studium sein Geld kostete, hielt mir mein Vater durchaus auch vor. Mit Recht fand er mein Studium zu wenig zielgerichtet. Über den ASTA suchte ich mir Arbeit. Ich putzte bei Leuten in der Nähe vom Aasee Fenster. Die Ferien nahten. Meine Eltern planten mit uns Kindern zwei Wochen nach Schliersee zu fahren. Anschließend sollte ich zwei Wochen als Urlaubsvertretung in der Telefonzentrale der Straßenverkehrsge-

nossenschaft arbeiten. Dort machte meine Schwester eine kaufmännische Lehre.

Mit dem Zug fuhren wir nachts nach Schliersee. Im Dämmerlicht sah ich Trappen. Es hat damals noch einen Restbestand dieser Tiere im Süden gegeben. An das Hotel im Urlaubsort habe ich kaum noch Erinnerung, nur, dass wir nachts - ich teilte mit meiner Schwester das Zimmer - plötzlich ein merkwürdiges Trippelgeräusch hörten. Eine Taube marschierte im Zimmer herum. In den 80er Jahren hat mich auch einmal ein solcher Vogel angestarrt, der regungslos im Motelzimmer auf einem Sideboard saß. Wir gingen viel schwimmen im Schliersee, wo ich wie immer hauptsächlich Kopfsprünge vom 3-Meter-Brett übte. Damals kam Wasserskifahren auf. Ich hätte das gerne probiert. Doch meine Eltern wollten nicht dafür bezahlen. Ich glaube, ohne je Ski gelaufen zu sein wäre man auch kaum auf den Brettern geblieben. - Wenn wir in den Bergen herumliefen und meine Eltern sich auf eine Bank setzten, legte ich mich ins Gras und schlief ein. Ich war immer müde, doch fühlte ich mich ansonsten wohl, außer bei einer Busfahrt über Passstraßen. Doch Kurven im Auto als Beisitzer oder hinten im Bus oder Auto nimmt mein Magen immer übel. Schon gar nicht kann ich während der Fahrt lesen.

Das Wetter in diesem Schlierseer Sommer war nicht das beste. Mutter, Ute und ich planten auf den Wendelstein zu gehen. Vater hatte eine Kiefernvereiterung und musste täglich zum Zahnarzt. Zweimal verschoben wir unsere Tour, dann beschlossen wir trotz wieder nicht günstiger Wetterprognosen den Gipfelsturm anzutreten. Wir fuhren ein kurzes Stück mit dem Zug bis zum Startpunkt des Aufstiegs. Wir trugen nur leichtes Schuhwerk. Unternehmungslust war unsere einzige Ausrüstung. Munter ging es bergan. Noch schien die Sonne. Wir sangen die damals gängigen Schlager, die ich wahrscheinlich nur wegen dieser Gebirgspartie im Gedächtnis behielt. „Psst, psst hinter ihnen geht einer, hinter ihnen steht einer“ sangen wir gerade, als wir um eine Ecke bogen, wo sich ein Liebespaar auf der Bank küsste. Natürlich prusteten wir los. Welche Höhe wir erreicht hatten, als sich eine Nebelbank über den Weg schob, weiß ich nicht. Wir verpassten ohne Sicht eine Serpentinekehre und latschten nunmehr über eine Alm ohne Weg, Steg und Orientierung. Wir beschlossen schließlich - ich denke von unser verantwortungsvollen Mutter überredet - den Abstieg, wo wir im gelichteten Dunst eine Almhütte erspähten. Immer wieder versank der Fuß in Wasser oder gar Kuhscheiße, wir lachten und lachten. Damals gab es noch allenthalben Senner, die kuhwarme Milch verkauften. Auch wir bekamen ein Glas, ehe wir uns ein wenig kleinlaut auf den Heimweg machten. Das Wetter ließ keine Wiederholung dieser Tour zu. „Vis à vis vom Wendelstein“ (ich glaube diesen Schlager gab es damals schon) - es blieb für mich bei dieser Gegenüberstellung. - Ich hatte ein paar weiche braune Halbschuhe bei der Unternehmung getragen. Sie waren völlig von Kuhmist durchtränkt. Damals gab es noch Schuhputzservice in Hotels. Ich wusch die Schuhe aber

erst im Waschbecken und trocknete sie auf dem Fensterbrett, ehe ich es wagte, das Paar vor die Tür zu stellen. Die Schuhe blieben übrigens tragbar.

In dieser Zeit im Urlaub habe ich dem Freund natürlich Briefe geschrieben. Ich glaube aber nicht, dass ich Post empfang, denn meine Eltern sollten ja von meinem Verhältnis nichts wissen. Ich versuche mich in diese junge Frau Renate im Jahr 1951 zurückzusetzen und fühle mich solidarisch mit den unehelichen Müttern aller Zeiten, die nicht gerade das Gretchen im Faust verkörpern, das zugegebenerweise einen besonders edlen Charakter hat. Ich selbst träumte teenagerhaft in den Tag hinein, sah mich als Pressestenografin Karriere machen mit abenteuerlichen Erlebnissen - oder wie mich meine besorgt liebende Mutter im Blut liegend im Hotelzimmer fand. Ein dritter Tagtraum war natürlich eine junge Mutter Kinderwagen schiebend in Begleitung des stolzen Vaters. Obwohl ich im Spiegel und im Sitz der Kleidung eine leichte Rundung zu sehen glaubte, die zu kaschieren ich bestimmte Kleidungsstücke wählte, um meine Mutter nicht misstrauisch zu machen, habe ich immer noch nicht an die Schwangerschaft glauben können.

Ich lernte nach der Rückkehr aus Schliersee in der Telefonzentrale der Verkehrsgenossenschaft Gespräche zu vermitteln, in der Kernarbeitszeit nicht gerade einfach. Ich schrieb einen ernsten Brief an den Freund und traf mich mit ihm. Zu diesem Zeitpunkt wäre eine legale Abtreibung nicht mehr möglich gewesen und wurde von meinem Partner zu meiner großen Erleichterung auch nicht mehr erwähnt. Seine leichtfertige Reaktion bei der ersten Erwähnung der Schwangerschaft hat ihm wohl im nachhinein Leid getan und passte weder zu seinem Charakter noch zu seiner Erziehung. Ich schrieb schon, dass Gernot beschlossen hatte, intensiver sein Examen anzugehen. So konnte ich seine spontane Abwehrreaktion verstehen und verzeihen. Ich hatte ihn als meine große Liebe und als Partner auf Lebenszeit angesehen. Bei diesem Treffen bestätigte auch er die Ernsthaftigkeit unserer Beziehung. In einem Telefonbuch suchte ich einen Professor für Frauenheilkunde und meldete mich zur Sprechstunde an. Es war ein älterer, gütiger Herr. Die Praxis war im Untergeschoss eines Einfamilienhauses. Mein Partner wartete auf der Straße. Natürlich war ich als Fräulein Winzer angemeldet und werde entsprechend verlegen meine Vermutung ausgesprochen haben. Schwangerschaft im vierten Monat war die Diagnose. Teilnehmend erkundigte sich der Arzt nach dem Vater des zu erwartenden Kindes. Ich sagte, dieser sei Student und wir wollten heiraten. Der Arzt war sichtlich erleichtert. Ich kann mich nicht erinnern, wie der Arztbesuch abgerechnet wurde. Ich war über meinen Vater privat krankenversichert und denke, ich habe bar bezahlt.

Gernot war glücklich, als ich die Nachricht überbrachte. An diesem Abend haben wir in Münster in der Hafengegend in einer Kneipe gegessen und haben das weitere Prozedere besprochen. Trotz aller zu erwartenden Unannehmlichkeiten seitens meiner Eltern war dies einer der schönsten Tage meines Lebens. In der

schmucklosen Ecke eines menschenleeren Lokals habe ich gedacht, ich sei im Paradiese angekommen. So muss sich ein Kapitän fühlen, der nach einem schweren Sturm beinahe Schiffsbruch erlitten hat und nun das Schiff heil im Hafen verankert hat.

Meiner Mutter hatte ich von dem interessanten Mitstudenten hin und wieder erzählt. Sich in der Universität mit Kommilitonen zu unterhalten war ja nicht ehrenrührig. So hatte ich erstmalig mit meiner Mutter – natürlich ganz neutral – über einen Mann gesprochen, der mir etwas bedeutete. So war sie auch nicht allzu sehr erstaunt, als ich ihr sagte, dass ich diesen Studenten zum Abendessen mitbringen wollte. Meine Mutter servierte Pfannkuchen mit Apfelmus. Krieg und Gefangenschaft hatten den kleinen hageren Studenten mit großen Appetit ausgestattet. Den Essens-Test hat der Neuling also hervorragend bestanden. Auch der Gesprächsstoff ging nicht aus. Kinderreiche Kinderarztfamilie, Kriegserlebnisse usw. gaben Stoff genug her, den heiklen Anlass des Besuches hinauszuschieben. Der letzte Zug hatte sowieso immer viel Verspätung. Der normale Abfahrtszeitpunkt war schon überschritten, als der Gast sich daran machte, die nachlaufende Toilettenspülung zu reparieren. Damals hingen die Spülkästen noch hoch. Man musste mit Leiter oder Hocker hochsteigen, um den Schwimmer zu richten. Doch irgendwann half nichts mehr: mein armer Freund stotterte übergangslos, dass er mich heiraten wolle. Meine Mutter war verblüfft und meinte dann, dass man damit doch bis nach dem Examen warten müsste, denn als mittelloser Student könne er ja keine Familie ernähren. Nun mussten wir „hochnotpeinlich“ auch noch die letzte Karte offen legen und die Schwangerschaft eingestehen. Meine Mutter hatte nichts davon geahnt. Sie fiel – wie man so schön sagt – aus allen Wolken. Da mein Vater ja nur am Wochenende zu Hause war, wurde beschlossen, dass Gernot in Lübbecke bei ihm um meine Hand anhalten sollte. Mein Vater hat als erstes nach der Religionszugehörigkeit gefragt und kommentiert „Gottlob, dasselbe Gesangbuch!“ Damals war eine Eheschließung zwischen Katholiken und Protestanten noch ausgesprochen problematisch. Doch auch mit gleicher Religion: eine Muss-Ehe war zur damaligen Zeit eine Schande. Mein Vater als Beamter meinte allen Ernstes der Fehltritt seiner Tochter könne ihm beruflich schaden. Er hat dann Heirats- und Einzelgeburtstermin verzögert im Kollegium bekannt gegeben.

Damals wurde man erst mit 21 Jahren volljährig. Ich konnte über mein Leben nicht selbst bestimmen. Theoretisch hätten meine Eltern mir die Eheschließung verweigern können. Dass eine voreheliche Beziehung legalisiert wurde, war jedoch das Beste, was Eltern passieren konnte. Mit der Eheschließung endete die Vormundschaft meiner Eltern. Der Ehepartner wurde mein Vormund. Damals freute ich mich, dem geliebten Manne eigen zu sein. Doch mit dem Emanzipationsgedanken kam in späteren Jahren das deprimierende Gefühl auf, verkauft worden zu sein, wenn bei Ehestreitigkeiten der Mann das Recht für sich beanspruchte. Doch

diese Problematik zu gegebener Zeit.

Es war schwierig für meinen Freund, die benötigten Papiere aus der DDR zu bekommen. Da seine Mutter tot, sein Vater im Gefängnis war, bemühten sich die ältesten Geschwister in Bautzen um die Urkunden. Es sollte ca. 6 Wochen dauern, bis die erforderlichen Papiere eintrafen. Die Post allein brauchte damals 8-14 Tage aus der sowjetischen Besatzungszone in den Westen. Am 23. September 1951 wurde in der Familie Verlobung gefeiert. Mein Großkusin Karl-Heinz war anwesend. An diesem Tag fühlte ich die ersten Kindsbewegungen.

Nach wie vor hatten wir nur die Wälder zur Befriedigung unserer sexuellen Bedürfnisse. Ein in normalen bürgerlichen Verhältnissen aufgewachsener Mensch kannte damals keine besonderen Liebesspiele. Intim zu werden war schon Mysterium genug. Die Gelegenheiten, außerehelichen Verkehr zu haben waren so selten, dass man froh sein konnte problemlos zum Vollzug zu kommen (despektierlich würden wir heute dazu Quick-step sagen). Gernot war völlig unerfahren. Sein Vater hatte ihn als Mediziner kompromisslos aufgeklärt, so dass er den Versuchsungen der Freudenviertel (vielleicht auch aus Geldmangel?) nicht erlag. Im Gegensatz zu mir ging er „als Jungfrau“ in die Ehe. Erst in den fünfziger Jahren wurde durch Oswald Kolles Aufklärungsschriften die körperliche Liebe das Thema Nr. 1 in der Gesellschaft. Um die Befindlichkeit der Frau beim Sex hatte sich bis dato noch niemand gekümmert. Eine sexuell interessierte Frau galt als Flittchen. Ich schämte mich meines unsoliden Lebenswandels und bewunderte viele Jahre die standhaften Mitschülerinnen und Bekannten, bis diese plötzlich als frigide eingestuft wurden.

Wir warteten auf die Papiere. Meine Mutter hatte vom Schreiner eine Kiste für die Aussteuer anfertigen lassen. Ich stickte nach Schablonen Monogramme in die Wäsche, die ein Mädchen traditionsgemäß mit in die Ehe brachte. Ich bekam 6 Garnituren Bettwäsche (damals hatte ein gutbürgerlicher Haushalt nur weißes Bettzeug), 12 Trockentücher und 12 Handtücher. Die Grundlage für den eigenen Haushalt zu besorgen machte mir Spaß. Ich konnte mich in Ruhe auf mein Kind freuen. Obwohl sich meine Mutter mit mir auf das Baby freute, verging kaum ein Tag, an dem sie nicht meinen unsittlichen Lebenswandel erwähnte. Ein „gefallenes Mädchen“ wurde zu dieser Zeit so behandelt.

Meine Eltern wollten wieder ein eigenes Haus haben. Ich erzählte schon von dem Ärger, den sie mit dem Architekten hatten. Da Schulden für solide Bürger unerträglich waren, sparten meine Eltern jeden Pfennig für den Hausbau/-erwerb. So durften für die Hochzeit möglichst keine Kosten entstehen. Ich trug ein schwarzes langes Kleid meiner Mutter, das den umständlichen Leib ganz gut kaschierte. Mittag gegessen wurde nach der Trauung in einem bürgerlichen Restaurant in Münster und zu Hause in Westbevern Kaffee getrunken. Mein Verlobter hatte vor, ein Auto zu leihen an dem Hochzeitstag, um uns aus Westbevern abzuholen. Der

Termin konnte am 3.11.51 endlich angesetzt werden. Damals war es üblich, den standesamtlichen Termin direkt vor die kirchliche Eheschließung zu legen. Meine Eltern, meine Schwester und ich warteten fertig angezogen. Doch der Bräutigam kam und kam nicht. Ich saß in dem feierlichen schwarzen Kleid mit einem weißen amerikanischen Fellcape (was ich noch jahrzehntelang ab und zu getragen habe) vor dem Ofen im Wohn/Schlafzimmer und kämpfte mit Nerven und Tränen. Erklärlich der Grund der Verzögerung: der Autoverleih hatte einem Studenten den Wagen nicht ohne Bürgen aushändigen wollen. Ein Kommilitone, der damals als Rentner ein Studium absolvierte, half ihm aus der Verlegenheit. Doch musste er diesen erst erreichen. Mit seinem drittältesten Bruder erschien Gernot blass und hektisch ungefähr eine Stunde später als vereinbart. Wir gelangten gerade noch rechtzeitig zum Standesamt. Ich habe keine Ahnung mehr, wo es war. Jedenfalls hatte man noch keine Parkplatzprobleme. An die standesamtliche Trauung habe ich keinerlei Erinnerung. Bei der nachfolgenden kirchlichen Trauung ließen mich endgültig meine Nerven im Stich. Ich heulte wie ein Schlosshund, versuchte die Ziegeln in der gegenüberliegenden Kirchenwand zu zählen, um den Weinkrampf zu beenden. Vergeblich! Die Tränen rannen unaufhörlich, von den gutgemeinten Worten des befreundeten Pfarrers (er hatte mich auch in Höxter konfirmiert) habe ich praktisch nichts mitbekommen. „Einer trage des anderen Last“ war unser Trauspruch. Wenn ich das gründlich bedenke, hat doch eher jeder sein eigenes Päckchen getragen. Zu diesem Zeitpunkt waren wir jedoch erst einmal glücklich, ein legales Paar zu sein. Ein paar Schneeflocken fielen, als wir nach Westbevern fuhren. Es soll Glück bringen, wenn Tropfen in die Brautkrone fallen, sagt der Volksmund. Wir freuten uns. Mein Vater saß am Steuer. Ich denke, es war das letzte Mal, dass ich ihn Auto fahren sah. Mein Mann hatte am schwarzen Anzug von meinem weißen Kaninchenfellcape lauter weiße Härchen. Endlich konnten wir entspannt lachen. Doch dass mein Ehemann mich abends allein zurücklassen musste - das Zimmer in Westbevern teilte ich ja mit meiner Schwester - habe ich meinen Eltern nicht verzeihen können. In ihren Augen war die Hochzeitsnacht ja vorweggenommen, und die Trennung zu diesem Zeitpunkt die gerechte Strafe. Mit Eva v. Skopnik, der Wirtin von Gernot, hatten wir zwar auch Probleme, aber ihre Flexibilität gepaart mit einer gewissen Schrulligkeit wirkte nie so penetrant unnachgiebig wie die Bürgerlichkeit meiner Eltern. Sie gab eher ein Beispiel dafür, wie Verständnis und Liebe mit bürgerlicher Ordnung und ostpreußischen Adelsdenken ein Bündnis eingehen konnten. Als wir uns verlobten, wurde ich von Tante Eva zum Essen eingeladen, um sie offiziell kennen zu lernen (vorher war ich ja nur bei der peinlichen Schlüsselbenutzung mit ihr zusammen geraten). Wir kamen schnell in eine so angeregte Unterhaltung, dass ich mir die Apfelschaumnachspeise auflöffelte, ohne zu bemerken, dass kein Schälchen unterstand. Das Malheur war mir entsetzlich peinlich, denn sie hatte sich mit Tischdecken und

Tafelsilber usw. alle Mühe gegeben, dem Mahl einen festlichen Rahmen zu geben.

Meine Ehe bestand vorerst nur auf dem Papier, denn wir lebten getrennt von Tisch und Bett. Einige Wochen später hatten wir eine lange Diskussion mit meiner Mutter. Tante Eva hatte angeboten, dass ich mit Gernot in Münster in einem Zimmer schlafen könne. Tagsüber musste ich allerdings der Musikstunden wegen das Zimmer räumen und wollte dann nach Westbevern fahren. Offensichtlich wollte meine Mutter nicht einsehen, dass mir die Nächte mit dem Partner so wichtig waren. Damals war es überhaupt schon peinlich, mit so einem Ansinnen quasi zuzugeben, dass man mit dem Partner schlafen wollte. Es gab massive Vorwürfe meiner Mutter, die gesundheitliche Gründe anführte, weil wegen der fortgeschrittenen Schwangerschaft die Bahnfahrt hin und zurück zu anstrengend sei. An diesem Tag war der letzte Zug fort. Gernot und ich sind mit einem Koffer voll Kleidung für mich über Telgte nach Münster zu Fuß gegangen. Es sind circa 20 Kilometer. An die Ankunft in der Nacht kann ich mich nicht erinnern. Das schmale Sofa hat noch lange existiert auf Tante Evas Dachboden in dem Haus in Unteruhldingen, was sie nach ihrer Pensionierung dort bauen ließ. Ich betrachtete Jahrzehnte später voll Rührung dieses Canapee, auf dem wir zu zweit und ich mit kräftigem Baby umständlich hatten schlafen und Lust haben können. Unvorstellbar, dass bis zu diesem Zeitpunkt Sex für uns aus flüchtigen Paarungen in Wald und Wiese bestanden hatte. Die Schwangerschaft hatte mein Verlangen nicht gemindert. Damals hieß es, man soll sechs Wochen vor der Geburt nicht mehr miteinander schlafen. Ich weiß nicht, ob der Arzt so etwas sagte.

Ich hätte mein Kind gern zu Hause bekommen. Doch ohne Wohnung war daran nicht zu denken. Damals musste vom Arzt ein besonderes Risiko bescheinigt werden, damit die Krankenhausentbindung von der Krankenkasse bezahlt wurde. Der Arzt stellte ein Attest wegen drohender Eklampsie auf. Er verordnete mir wegen Unterfunktion der Nieren salzfreie Kost. Erstan schmeckte mir die Diät schrecklich (die ersten normalen Bratkartoffeln empfand ich später als total versalzen). Ich war immer hungrig. Gernot brachte manchmal Essen aus der Mensa in seinem Feldgeschirr mit. Mit einem Weißkrauteintopf habe ich mir den Magen verdorben, doch nach dem Erbrechen ging es mir wieder gut. Meine einzige Schwangerschaftsbeschwerde im Endstadium war Sodbrennen, was ich nicht diagnostizieren konnte, sondern dem Arzt als Flamme im Hals beschrieb. Ich habe noch am Tag vor der Geburt die Familienwäsche mit dem Leiterwagen an der Hand auf dem Fahrrad 2 km von der Wohnung der Eltern zum Bauernhof gefahren. Ich hatte erwartet, eine leichte Geburt zu haben und mir die Wehen als gut erträglich vorgestellt. Nur durch Zufall im 7. Monat erfuhr ich, dass die Kinder nicht durch den Nabel, sondern durch die Scheide auf die Welt kommen. Obwohl ich mir manchmal anatomische Nachschlagewerke auslieh, hatte ich mich nie für den mir völlig selbstverständlichen Vorgang der Geburt interessiert. So kam ich wenigstens in

diesem Punkt aufgeklärt in die Klinik.

Die Babywäsche war gekauft beziehungsweise von meiner Mutter noch vorhanden, die 1945 eine Fehlgeburt gehabt hatte. Auch ein gebrauchtes Wolljäckchen aus Schnabelbeständen traf ein. Meine Mutter stattete einen Waschkorb mit einem hübschen Behang aus. Sie selbst hatte ihre Zwillinge auf Torf gelegt, was zu der damaligen Zeit als tolle Neuerung galt. So nähte sie mir eine kleine Matratze mit einem Loch, das mit einem Bettuch abgedeckt wurde. Daraus entnahm man den nassen Torf und füllte trockenem nach. Trotzdem wickelte ich das Baby mit Sanitastuch und Moltontuch, wie es damals üblich war. Zwischen die beiden Tücher kam ein Gummituch.

Ende Februar sollte unser Kind geboren werden. Ich hatte große Bedenken, dass es Karneval zur Welt käme. Am Rosenmontag verkaufte Gernot beim 6-Tage-Rennen Coca-Cola. Der Schalttag ging auch vorüber. Gegen vier Uhr früh am Sonntag, den 2.3.1952 begannen die Wehen. Mein Mann ließ mir ein heißes Bad ein. Da setzten sie erst einmal aus. Nach dem Frühstück wurden sie wieder stärker. Wir fuhren mit der Straßenbahn zum Franziskus-Hospital, wo ich dann im Kreißaal allein lag, als es mir plötzlich schlecht wurde. Da keine Schwester erreichbar war, hat mir Gernot eine Brechschale gereicht. Doch danach wurde der werdende Vater endgültig aus den Gefilden verbannt. Ich bekam einen Einlauf und dachte in meinen Qualen, das Baby fiele bestimmt in die Kloschüssel. Die Wehen mit ihrer den Körper zerreißenen Wucht zermürbten mich über Stunden. Ich bekam Wehentropfen, um den Vorgang zu beschleunigen. Endlich setzten die Presswehen ein. Die Hebamme sagte immer wieder, ich sollte fester pressen. Wie durch einen Nebel hörte ich sie auf Studentinnen schimpfen, die wie Butter auseinander gingen. Plötzlich hieß es, die Herztöne würden schwach, das Baby habe die Nabelschnur um den Hals. Ich müsse in den anderen Raum gehen, um Vollnarkose zu bekommen, sagte die Hebamme. Ich hatte mir fest vorgenommen jede Betäubung abzulehnen und registrierte nur, wie mein anders Ich die ange-reichten Pantoffeln zurückwies, um schneller zur Liegestatt mit Vollnarkose zu gelangen. Die Qualen waren im letzten Stadium der Geburt bei jedem Kind so groß, dass ich alternativ den Tod gewählt hätte, muss ich sachlich eingestehen. Mein Damm ist sehr kurz, er wurde jedes Mal geschnitten. Beim ersten Kind riss noch der Afterschließmuskel, weil das Baby mit der hohen Zange geholt werden musste. Außerdem bekam ich Kindbettfieber. Ich hatte gleich nach der Entbindung 39° C Fieber und bekam das Kind deshalb nicht in den Arm. Es war ein Junge mit fast 8 Pfund, blonden Haaren und einem Grübchen. Die Zange hatte einen Kratzer auf der Wange hinterlassen. Wir hatten Odilo Toralt als Jungennamen ausgesucht, sprachen aber vor der Entbindung immer von Elfrun, weil wir männlichen Nachwuchs wünschten, uns aber nicht darauf versteifen wollten. Gernot und die Eltern kamen und freuten sich und erzählten, dass sie auf dem Krankenhausflur den

Bienenstich verzehrt hätten, den meine Mutter gebacken hatte.

Nach der Entbindung ging es mir sehr schlecht. Mein Unterleib war wie abgestorben. Ich konnte kein Wasser lassen und musste katheterisiert werden. Als ich einen Einlauf bekam, entleerte sich der Darm, ohne dass ich es verhindern konnte. Die Hebamme sagte „Mit so einer kleinen Brust wollen Sie ein Kind stillen –!“ ich drehte mich zur Seite und weinte hilflos. Doch das Baby trank. Leider spuckte es die Milch in hohem Bogen wieder aus, weil es Magenpfortnerkrampf hatte.



Dieses Phänomen kannte ich von einer Landfrau, deren Baby deswegen operiert worden war und überlebte. Mein Kleiner bekam vor dem Stillen Tropfen, ich musste ihn nach 20 Schlucken von der Brust reißen, damit die Nahrung nicht zu hastig getrunken wurde. Meine Brustwarzen wurden wund. So erbrach das Kind Milch und Blut. Inzwischen erholte ich mich nach und nach. Ich bekam Penicillin und

Antibiotika und wurde auch nachts zur Einnahme der Medikamente alle vier Stunden geweckt. Circa 10 Tage musste ich – damals war es noch üblich, dass eine Wöchnerin lag – liegen. Jede Nahrung war mir zuwider. Die Arznei hatte den Magen ruiniert. Der Kräutertee, der kalt mit Schlierschleier auf dem Nachttisch stand, musste nachts die Kapseln herunter spülen. In der letzten Krankenhaushausnacht erklärte ich der diensthabenden Nonne, es sei mir nicht mehr möglich, mit diesem Getränk das Medikament zu schlucken. Schwester Onuffria hieß die Ordenschwester, die nachts mitleidig Kompott öffnete. Ich behielt ihren Namen über 50 Jahre. Leider waren ansonsten die Eifersüchteleien der Nonnen untereinander für mich eine schlimme Desillusionierung des Ordenlebens. Wer bei der Visite mit dem Arzt gehen durfte, wurde in verbittertem Duell zwischen Stationschwester und Vize ausgehandelt, so dass die Patientin den Streit mitbekam. Bis dahin hatte ich geglaubt, im Kloster sei man nur fromm und Gott untertänig. Vielleicht sind die meisten Klosterinsassen engelgleich wie Onuffria. Ich möchte den Glauben behalten. Damals stellten wir Patientinnen ganz nüchtern fest: wenn die Schwestern zu ihren vorgeschriebenen Zeiten ihre Gebete verrichten mussten, verschonte der liebe Gott die Station vor Notfällen. Die katholischen Landfrauen (ich lag damals dritter Klasse im Drei-Bett-Zimmer) waren viel härter im Nehmen als ich. Ich ging bei ihnen in eine gute praktische Schule für den Alltag. Ich erfuhr vom Intimleben einfacher Frauen (eine erzählte, dass die sich nie vor ihrem Mann

auszog), lauschte ihren ordinären Witzen (was man damals schlimm fand!!) und sang mit ihnen „Egon, Egon, Egon, Egon“, einen aktuellen Schlager, um den zur Visite annahenden Chefarzt Dr. Egon Meyer von Zimmer zu Zimmer anzukündigen. Damals hatte man Paravents, die vor die Betten gestellt wurden, wenn der Arzt die Mitpatienten untersuchte. Man versuchte dem Patienten eine menschenwürdige Intimsphäre zu belassen. Bei meinem 1. Klasse Privat-Stations-Aufenthalt vor einigen Wochen nahm ich daran Anstoß, dass der Arzt mir, während das Essen auf dem Tisch stand, im Beisein einer Besucherin eine Spritze in den Unterleib gab. Ob andere Menschen abgebrühter sind? Ich glaube schon, dass manche Peinlichkeiten mit etwas mehr Taktgefühl vermeidbar wären, ohne dass die Verrichtung mehr Zeit in Anspruch nähme.

Der Arzt im Franziskus-Hospital bei der ersten Entbindung war übrigens gutaussehend und sehr nett. Ich bat meinen Mann, einen Anzug für einen Besuch im Krankenhaus anzuziehen, um meinen Partner besonders attraktiv zu finden. Merkwürdig, dass ich das im Gedächtnis behielt, wahrscheinlich, weil ich schon damals erschrocken sah, wie gefährlich meine Sinnlichkeit mir werden konnte. „Der Geist ist willig, doch der Leib ist schwach“ Erstaunlich jedoch, wie schnell mein Körper sich regenerierte. Sitzen konnte ich wegen der schlechtverheilenden Damznaht nur auf zwei Kissen, was ich auch zu Hause erst beibehielt. Nach einem halben Jahr war die Naht noch nicht vollständig verheilt.

Doch unsere junge Familie hatte noch ganz andere Probleme. Tante Eva hatte uns zwar angeboten, mit dem Baby bei ihr wohnen zu bleiben. Sie hatte eine Liste aufgestellt, wie sie zu organisieren gedachte, dass kein Babygeschrei den Musikunterricht störe: es war sehr lieb von ihr gemeint. Wir zitierten noch lange einen Satz aus ihrem Planungskonzept: „Im Mai wird es warm ...“, was mir jedes Mal einfällt, wenn Pancratius, Servatius oder die Kalte Sofie den frischgesetzten Balkonblumen Schaden zufügen.

Meinem Mann gelang es, während meines Krankenhausaufenthalts eine provisorische Unterbringung in der alten Dorfschule in Westbevern zu finden. Es war das Gästezimmer des Lehrerpaares unter dem Dach. Dort war ein Ausguss, aber kein fließendes Wasser. Die Schränke waren gefüllt mit der Garderobe des Vermieters. Eine Kommode durften wir zum Wickeln nutzen. Als Toilette dienten uns die Plumpsklos der Schüler im Hof. Sie müssen in leidlichem Zustand gewesen sein, weil ich keinen Ekel erinnere. Der ländliche Geruch war uns ja vertraut. Wir hatte eine dicke Decke als Unterlage zum Wickeln des Babys, die wir beim Hin- und Herfahren auf dem Kinderwagen transportierten, denn tagsüber war ich bei meiner Mutter in der Wohnung auf dem Parallelweg, wo ich auch das Baby badete und mich selbst wusch. Den Korbkindergarten hatte mein Mann mit meinen Eltern nach der Geburt gekauft, weil man damals meinte, es bringe Unglück, ihn vor der Geburt zu besorgen.

Ich war drei Wochen im Krankenhaus, hatte ungefähr noch 14 Tage Fieber. Da der Kleine so schlimm spuckte, sagte die Kinderärztin erst, er müsse in der Klinik bleiben. Meine Mutter nahm den Kinderwagen wieder mit heim. Am Vortag der Entlassung erklärte die Ärztin (es war übrigens die Kinderärztin, die uns als Kinder betreut hatte), dass ich das Baby doch versuchsweise mit nach Haus bekommen sollte. Wenn ich mir vorstelle, was für ein Stress allein die Organisiererei war, denn telefonisch waren Informationen nur über die Gastwirtschaft in Westbevern weiterzuleiten! Der Heimtransport ging natürlich auch via Straßenbahn und Eisenbahn vonstatten und dann abends zu Fuß in das neue Domizil. Vom ersten Abend erinnere ich, wie mein Mann den kleinen Wurm in der Hocke über die Schulter gelegt hatte zum „Bäuerchen machen“ und das Baby in hohen Bogen an die Wand spuckte. Jedenfalls haben wir keine Hoffnung gehabt, das Kind zu Hause durchbringen zu können.

Der Arzt hatte meinen Mann bei der Entlassung zu Seite genommen, um ihm ehelichen Verkehr für sechs Wochen zu verbieten. Wegen der Schmerzen im Vaginalbereich mochte ich an eine Berührung dort auch gar nicht denken. Doch mein Verlangen war so groß, dass ich nach der halben Nacht zu meinem Mann unter die Decke schlüpfte, weil ich vor Sehnsucht fieberte. Es zerriss mich fast. Von Petting hatte man damals noch nichts gehört. Ich weiß auch nicht, ob ich hätte manuell befriedigt werden können. Jedenfalls war die Lust größer als das Leid. Das Gefühl der Befriedigung überdeckte für den Moment die alltägliche Problematik, die beim nächsten Babygeschrei wieder Realität wurde. Alle zwei Stunden sollte das Kind genährt werden. Eine Dose Trockenmilchpulver war Reserve, wenn der Nachschub der Muttermilch nicht reichen sollte. Diese wurde ja im wahrsten Sinne des Wortes ausgeschüttet. Eine Woche ging mit Bangen und Hoffen um. Jedenfalls sah das Baby keineswegs schlecht aus, und wirklich hatte es - nach einer Woche im Krankenhaus untersucht - ausreichend zugenommen, so dass die konservative Behandlung mit Tropfen vor der Mahlzeit fortgesetzt werden konnte. Das erste Mal gewickelt hat übrigens mein Mann das Baby. Ich hatte ja nie einen Säugling im Arm gehabt und war total ungeschickt. Die Berge von Wäsche, die gekocht werden mussten, waren riesig. Ebenso mußten wir in unserem Schulzimmer einen Ofen feuern und ausnehmen. Meine Mutter bereitete die Mahlzeiten zu, doch ich half natürlich. Nach wie vor wollte der Herd an dem Heizungskamin absolut nicht ziehen. Damals fand ich mein Baby total vernachlässigt, wenn es einmal nicht gebadet wurde, weil das Wasser nicht heiß wurde. Heute werden die Säuglinge gar nicht mehr täglich ganz gewaschen!

1952 hat es noch Kohlenkarten gegeben. Wir hatten darum getrennte Wohnsitze angemeldet. In diesem Jahr war auch die Koreakrise, die ich erinnere, weil nur Säuglinge und Kleinkinder Zucker bekamen. Da ich Odilo ja stillte, habe ich den Zucker mit ganz schlechtem Gewissen gekauft, konnte ihn aber meiner

Mutter, die für uns kochte, nicht vorenthalten.

Gernot bekam ein Stipendium. Das waren - glaube ich - für das ganze Semester 360 DM. Für eine wissenschaftliche Zeitung, die wöchentlich erschien, erstellte mein Mann das Jahresregister. Ich half nach der Eheschließung dabei und war erstaunt, wieviel Arbeit das war. Mit 100 DM wurde die Mühe honoriert. Ein anderer Nebenjob unseres Ernährers war Geigespielen bei Veranstaltungen. Doch mehr oder weniger war das nur ein festes Engagement bei einer Karnevalsfeier. Gernot musizierte mit Tante Eva und dem Gitarre spielenden Herrn Garmsen öfter. Es gab auch kleine Konzerte in dem von Skopnik'schen Haus. Doch wichtig war die Lernerei für das Examen und das Erstellen der Diplomarbeit. Wir müssen so gut wie nichts für uns selbst gekauft haben in dieser Zeit. Kein Wunder, dass ich auch keinerlei Geschäfte in Münster erinnere. Ich weiß noch, dass meine Schwester von ihrem Lehrlingsgeld ein Kleid erstand. Wir hatten bislang nur von meiner Mutter selbst genähte Kleider oder selbstgestrickte Pullover oder Strümpfe getragen, bzw. ich erinnere mich außerdem nur an einen grauen Maschinenstrickrock, wie ihn viele Leute trugen - wohl von einer der ersten Fabriken, die wieder arbeiteten. Die Pastorenfrau war auch so gekleidet, als sie uns besuchte. Die vielen Fettflecke auf der Vorderseite ihres Rockes haben mich überzeugt, bei der Hausarbeit besser eine Schürze zu tragen, was ich bis heute praktiziere, denn Fett geht aus Jeans bei 40° C gewaschen auch nicht heraus. Eine Schwägerin trug einmal ein edles Wollkleid mit Fettflecken. Nein, dann lieber wegen der Schürze ausgelacht werden.

Ortwin, Gernots Bruder, wollte nach Süd-West-Afrika zu einer Großtante auswandern. Nach seiner Entlassung aus der Gefangenschaft hatte er als Melker auf Schloss Elmau gearbeitet und dann angefangen, Astronomie zu studieren. Als Zehnjähriger war er mit seiner Großmutter zu Besuch in Afrika, als der zweite Weltkrieg ausbrach. So kannte er das Farmleben schon aus der Kindheit. Bevor er aufs Schiff ging, setzten wir die Taufe für den Erstgeborenen an, bei dem er Pate stand. Meine Mutter nähte - ich glaube aus einem seidenen Unterrock - ein Taufkleidchen für unseren Stammhalter. Von der Zeremonie selbst weiß ich gar nichts mehr. Ortwin übernachtete in dem einen Bett unseres Schulzimmerchens. Mein Mann und ich teilten uns das andere, was ich wegen der daraus resultierenden Schwierigkeiten für unser Intimleben so genau erinnere.

4

In diesem Jahr 1952 kauften meine Eltern ein kleines nach dem Krieg gebautes Haus in der Hüfferstraße (später Möserweg) in Münster. Dieses unsolide gebaute Objekt hat später manchen Ärger bereitet. Die Lage in der Nähe des Schlossgartens unweit der Universitätskliniken war hervorragend. Sie sind dort zufrieden gewesen. Es ließ sich einrichten, dass meine Schwester mit Mann oben einziehen konnte, als sie meine Eltern ebenfalls vor „vollendete Tatsachen“ stellten. Sie erwartete ein Kind von einem kaufmännischen Kollegen und heiratete ohne große Feier. Im Winter war es unter dem schlecht isolierten Dach saukalt, im Sommer unerträglich heiß. Doch damals war man froh, ein Dach über dem Kopf zu haben. Erst als meine Schwester drei Kinder hatte, nahm sich die Familie eine Wohnung am Stadtrand, bis nach dem Tod meines Vaters meine Mutter das Haus oben ausbauen ließ und eine größere Wohnung entstand. Meine Schwester und mein Schwager sind nur ungern dort wieder eingezogen. Sie sahen mit Recht voraus, meiner Mutter gegenüber zu sehr verpflichtet zu sein, was sich leider bewahrheitete. Als meine Mutter mit ca. 87 Jahren anfang an Altersdemenz zu leiden, trug Ute die Verantwortung. Meine Schwester hat das Haus nach dem Tod meiner Mutter verkauft, weil sie in den Schwarzwald zog. Es ist heute abgerissen.

Im Spätsommer war es mir manchmal schlecht. Ich schob dies auf den Genuss unreifer Sommeräpfel. Als ich Schmierblutungen bekam, glaubte ich, die Menstruation setze wieder ein, da ich – ich stillte das Kind ja voll – noch keine Regelblutung nach der Geburt gehabt hatte. Da ich mich nicht wohlfühlte mit ständigen leichten Unterleibsschmerzen, ging ich zum Frauenarzt. Er diagnostizierte eine drohende Fehlgeburt. Wegen der ständig wunden Brustwarzen (einmal wurde mir vom Dorfarzt eine Art Furunkel aufgeschnitten) pumpte ich damals die Milch für das Baby ab. Durch das regelmäßige Entleeren der Brust wurde die Milchproduktion so angeregt, dass ich etwa 1 1/4 Liter Milch am Tag hatte. Damals stellten wir fest, dass der Junge sein Fläschchen noch leer trank, wenn man der ohnehin schon süßen Muttermilch noch Zucker hinzufügte. Keine Sorge: es blieb beim einmaligen Experiment! Als ich ins Krankenhaus eingewiesen wurde, nahm man das Kind mit auf. Es lag in einer Art Vorzimmer des normalen Neugeborenenzimmers, viel bestaunt von jungen Müttern und Besuchern, die glaubten, ein Neugeborenes turnte da. Wenn man den halbjährigen Jungen an den Griff des

Kinderwagens stellte schaukelte er nämlich das Gefährt. Einige Tage bestand noch Hoffnung die Schwangerschaft halten zu können. Ohne Ultraschall gab es noch keine sichere Diagnose. Eine Krankenschwester hat mir erzählt, dass ich nach der Ausschabung in Narkose die Brechschale vom Nachttisch nahm und an die gegenüberliegende Wand warf. Ich schrie: „Ich will mein Kind wiederhaben.“ Fehlgeburten sind mir immer ganz entsetzlich gewesen. Ich hatte in der Folge noch viele Aborte durchzustehen und habe deshalb auch fundierte Erfahrungen mit den psychischen Belastungen für die Frau. Ich erholte mich aber schnell. Wenn ich frühmorgens die Milch abpumpte, konnten die Nonnen im Krankenhaus nicht fassen, dass etwa ein halber Liter Milch dastand. Doch der Arzt zeigte mir, wie wässrig meine Milch im Vergleich zu der fetten Milch aussah, die Mütter in den ersten Tagen nach der Geburt abgaben. Er riet mir – auch in Rücksicht auf meine angeschlagene Gesundheit – das Kind abzustillen. Heute würde ich gegenargumentieren. Wieviele Meinungsänderungen auf diesem Sektor wissenschaftlich vertreten worden sind, konnte eine Mutter erleben, die über eine Zeitspanne von 23 Jahren Kinder geboren hat und dann auch noch die nächste Generation heranwachsen sah. In den 50er und 60er Jahren meinte man ab ca. 6 Wochen müsse ein Baby zusätzliche Vitamine durch Gemüse- und Obstsaft bekommen. Heute „darf“ ohne Zufüttern gestillt werden. Jedenfalls aber ist es schwieriger, einem 7 Monate alten nur gestillten Kind eine Portion Gemüse einzulöffeln als einem 2 Monate alten. Mein Sohn wollte damals nur Banane pur nehmen. Im Krankenhaus haben die Schwestern natürlich meine Milchvorräte verfüttert. Zu Hause pumpte ich nun weniger Milch ab. Doch versuchte ich vergeblich Nicht-Süßes zuzufüttern. Eines Tages hatte der Kleine dann soviel Hunger, dass er plötzlich einen Teller voll Wirsing mit Kartoffeln und einem Stich Butter kleingedrückt aufgegessen hat und zu meiner Erleichterung fortan keinerlei Schwierigkeiten bei der Nahrungsaufnahme mehr machte.

Wann genau wir – Gernot, das Baby und ich – von Westbevern weggezogen sind, weiß ich nicht. Wir hatten vorübergehend eine Wohnung in Münster auf dem Breul, für die wir Kaution und damals hohe Miete bezahlen mussten. Ich möchte nicht sagen, woher mein Mann das Geld hatte. Mir war und blieb das ein Problem. Doch wir waren in einer absoluten Notlage. Die Wohnung gehörte einem alten Herrn, der vorübergehend in eine andere Stadt ging. Ich weiß noch, dass ich im Inventarverzeichnis bei Nachtgeschirr „mit Inhalt“ dahinter schrieb. Ich habe nicht die leiseste Erinnerung an die Küche dort. Auf dem Markt konnte ich an einem bestimmten Stand 2 Lammkoteletts für eine Mark erstehen. Dort kaufte ich auch, als wir den ausgebauten Trockenboden einer ehemaligen Wäscherei neben dem neugekauften Haus meiner Eltern beziehen konnten. Ich war bald wieder schwanger. Mein Frauenarzt hatte mir geraten, ein halbes Jahr kein Baby zu empfangen. Er empfahl mir die Empfängniserhütung nach Knaus-Ogino, die bei meinem 23-

Tage-Zyklus praktisch nicht anwendbar war. Es blieb nur die Verwendung von Kondomen, die mein Mann auch verantwortungsvoll und vernünftig anschaffte. Doch ich wollte mir den nächtlichen Genuss nicht einschränken lassen. Eine Zeitlang lag das angefangene Päckchen noch auf dem Nachttischchen, so dass ich beim Bettenmachen über meine Verantwortungslosigkeit nachdenken musste. Doch ich wollte noch ein Kind und glaubte und hoffte, dass ich das nächste Baby austragen könnte. Als ich wieder Schmierblutungen bekam, ging ich in die Ambulanz der Universitätsklinik, weil ich mich schämte, zu demselben Frauenarzt zu gehen. In Narkose wurde die Gebärmutter aufgerichtet. Doch es nutzte nichts. Es kam zum Abort.

In der Zwischenzeit habe ich ein paar Wochen in einer Würstchenbude gearbeitet. Es wurden auch Milch, Brötchen, Bier u. ä. verkauft. Der Chef hatte eine Freundin, obwohl er verheiratet war. Sein plumpes verliebtes Gebaren wirkte peinlich. Ich hatte vorher mit Menschen dieser Sozialschicht keinen Kontakt gehabt. Das Verhalten von Menschen aus einfachen Schichten bleibt mir bis heute oft unverständlich. Die Erziehung im Elternhaus prägt uns, auch wenn wir sie kritisieren und uns davon distanzieren wollen. Unsere Gesellschaft ist weit von der Klassenlosigkeit entfernt, die propagiert wird. - Ich wechselte gern ein paar Worte mit den Kunden. Das empfand mein Chef als Zeitverschwendung. Ein fröhlicher Umgangston steigert zwar nicht immer den Umsatz, aber das eigene Wohlbefinden.

In der Wohnung in den Trockenräumen der ehemaligen Wäscherei, die wir beziehen konnten, waren die Fußbodenbretter teils gebrochen und mussten hergerichtet werden. Mein Mann hat sie dann dunkelgrün gestrichen. Ich weiß noch, dass ich eine ganze Nacht total verstört auf ihn in der Wohnung auf dem Breul wartete und dachte, ihm sei ein Unglück zugestoßen. Dabei hatte er einfach bis zum Morgengrauen noch pinseln müssen. Wie oft habe ich selber noch erleben müssen, wie Verrichtungen Stunden länger dauerten, als ich errechnete. Beinahe ist das wohl der Regelfall – zumindest beim Optimisten. Sähe man die realen Schwierigkeiten, nähme man von manchen Vorhaben gleich entmutigt Abstand.

Ich ging auch in der Zeit zwischen den Fehlgeburten mit Tante Eva, Gernots Wirtin, abends zum Turnen. In einem Sondertraining bin ich bei einer Flanke am Hochreck übel gestürzt. Die Hilfestellung konnte nichts ausrichten. Seither habe ich solche gefährlichen Übungen an den Turngeräten nicht mehr gemacht. Jedenfalls fühlte ich mich nach der schweren Geburt gesundheitlich wieder fit.

Mit dem Haushalt auf dem Breul habe ich mich recht abgequält. Es lagen große Kokosteppiche in der Wohnung. Im Garten, von dem ich sonst nichts mehr weiß, war eine Teppichstange, auf der wir die großen Objekte klopfen. Wir zerrten sie zu zweit aus der Wohnung herunter (2. oder 3. Stock) und waren nach der Prozedur völlig verstaubt. Ohne Staubsauger war es einfach unmöglich einen Sau-

berkeitsgrad zu erreichen, den ich von zu Hause gewöhnt war. Ein großer altdeutscher Schrank stand im Wohnzimmer, den ein Mitstudent damals sehr bewunderte. Für mich war er nur ein Schreckgespenst, da aus dem geschnitzten Sockel der Staub nicht zu entfernen war. Ich sah aus dem Fenster (man hatte von dort einen Blick auf die Promenade) andere Mütter ihre Babys ausfahren und bedauerte es, mit dem Putzen nicht fertig zu werden. Irgendwann habe ich ja auch eingekauft, doch nie so genüsslich. Wenn ich bedenke, dass der Würstchenbudenjjob und eine problematische Schwangerschaft in die 4 Monate dort verbrachter Zeit fallen, ist es kein Wunder, dass ich andere Frauen beneidete. Das Bad mit einem Kohlebadeofen war außerhalb der Etagentür, die uns einmal zufiel, als wir ohne Kleidung im Bad waren. Wie wir wieder in die Wohnung herein kamen, weiß ich nicht. Doch waren die Schlösser damals ja noch leicht auszubauen. Es half wohl einer der Mitbewohner, an die ich sonst keinerlei Erinnerung habe. In dieser Wohnung hatten mein Mann und ich den ersten Streit nach einem Besuch meines Kusins. Worum es ging, weiß ich nicht mehr, aber es hing zusammen mit unserer miesen Finanzlage und der Bewirtung des Besuchers. Ich hatte Streit bei meinen Eltern ganz schlimm gefunden und naiv gedacht, es sei möglich, eine Ehe ohne große Meinungsverschiedenheiten zu führen. Ich war sehr unglücklich und enttäuscht an diesem Abend.

Mein Mann hatte seine mündliche Examensprüfung im Cafe Himmelreich. Ich habe draußen gestanden und gewartet. Er bekam nur „ausreichend“, doch waren wir erleichtert, dass er es überhaupt bestanden hatte. Ihm waren ja zwei oder drei Semester Mathematik für sein Volkswirtschaftstudium angerechnet worden, so fehlte ihm Fachwissen allein von der Studienzeit her. Die schriftliche Arbeit machte er über Ökonometrie. Ich half ihm englische Texte zu übersetzen. Die Ökonometrie kam damals aus Amerika gerade erst zu uns und war wissenschaftliches Neuland. Ich arbeitete mich etwas ein, weiß aber heute nichts mehr darüber. Ich ließ mich immer von den Menschen, die ich mochte, sehr beeinflussen, akzeptierte ihre Hobbys und fand ihre Arbeit interessant. So habe ich durch Gernot auch die Volkswirtschaft als Interessensgebiet akzeptiert. Nachträglich ist mir bewusst geworden, dass ich das Gegenteil einer Feministin war, geradezu das Beispiel für weibliche Unterordnung.

Gernot hätte gern seinen Doktor gemacht. Damals warteten viele Studenten in Münster auf eine Doktorandenstelle. Es gab für Hochschulabsolventen kaum Möglichkeiten. Mein Mann versuchte vergeblich am Finanzamt anzukommen. Wir erhielten Arbeitslosen-Fürsorgeunterstützung. Es waren 45 DM in der Woche, immerhin ein Einkommen. Damals besuchten uns die Geschwister und andere Verwandte meines Mannes aus der Ostzone. Um ihnen Schokolade und Bananen kaufen zu können lieh ich mir am Wochenende Geld von meiner Schwester und gab es Anfang der Woche zurück, wenn die Unterstützung gezahlt worden war.

Für Schuhcreme oder Zahnpasta reichte das Geld nicht, habe ich damals oft gesagt. Ich kaufte billigste Lebensmittel, z. B. Euter. Der wurde ungefähr 5 Stunden gekocht, dann war er weich und wurde zu Schnitzeln, Gulasch usw. verarbeitet. In der Brühe kochte ich Kartoffeln und Gemüse. Von der Familie meines Mannes erfuhr ich von der Verarbeitung dieser Billigfleischteile. Während einer Schwangerschaft hat mir der Kochgeruch oft Übelkeit verursacht. – Lungenhaschee habe ich damals ganz gern gegessen. „Wiener Beuschel“ hieß das im Kochbuch. Als ich Jahrzehnte später einmal Lunge kochte, schmeckte mir das



überhaupt nicht mehr. „Der Hunger treibt's rein“ sagte man damals. Da ich – wie schon geschildert – lieber wenig essen mag und auch auf guten Geschmack Wert lege, weiß ich, dass ich Nudeln (damals aß man Makkaroni und nicht Spagetti) zur Abwechslung mit ausgebratenem mageren Speck, in dem Paniermehl gebräunt

wurde, durchschwenkte, um nicht immer die gleiche Tomatensauce zu servieren. Ketchup gab es damals noch nicht, auch nicht frische Tomaten im Winter. Man verwendete Tomatenmark aus der Dose. Bratkartoffeln und Spiegelei waren ein Billiggericht und Hülsenfruchtsuppe mit nur einem zerschnittenem Würstchen im großen Topf. Ich hatte nie richtig kochen gelernt. Zu Hause hatte uns Mutter nur zuarbeiten lassen, d. h. Kartoffeln schälen oder Pudding kochen o. ä. Ich guckte die Kochzeiten der Gemüse im Kochbuch nach, die für uns heute viel zu lange angegeben waren. Ich denke, man rechnete beim Kohl auch mit der Verwendung der dickeren Stümpfe. Lange Zeit habe ich geglaubt, Sauerkraut und Rotkohl schmeckten nur mit Schmalz gedünstet, weil das Kochbuch das sagte.

Auf der Hüfferstraße konnte ich nur zwischen den Balken an der Decke aufrecht stehen, während mein Mann überall gerade gehen konnte, da er zehn Zentimeter kleiner war als ich. Jeden Tag stand der Kochtopf mit den Windeln auf dem Herd. Es gab einen Hof, wo man die Wäsche aufhängen konnte. Ich erinnere noch steif gefrorene Windeln. Das WC (kein Bad) wurde auch von der Maurer-

familie über uns genutzt. Die Frau hatte manchen Kummer mit ihrem Mann, der besonders bei Richtfesten zu viel trank und einmal ins Krankenhaus musste, als er betrunken mit dem Fahrrad stürzte.

Eines Abends, als ich von meinen Eltern nebenan zurückkam, sah ich über dem Hinterhofdach einen Feuerschein. Der angebaute alte Schuppen brannte. Ich riss Odilo aus dem Bett und rannte zu meinen Eltern zurück, wo ich wie hysterisch an den Rollläden der Terrassentür am Häuschen der Eltern rüttelte, da sie die Türschelle nicht hörten. Sie riefen die Feuerwehr an. Der Kleine wurde mir von meiner Schwester abgenommen. Ich lief zurück und habe bis zum Eintreffen des Löschzuges mit Eimern Wasser aus dem Fenster auf das Vordach gegossen, um ein Übergreifen des Feuers zu verhindern. Zu dieser Zeit arbeitete Gernot schon in Essen (Anfang 1954). Vorher hatte er in Münster (Herbst 1953 circa) bei einem Steuerberater eine Stelle, um sich in den Lastenausgleich einzuarbeiten. Lastenausgleichsforderungen hatten Menschen, die wie meine Eltern Besitz durch Kriegseinwirkung verloren hatten. Doch die Entschädigung war minimal. Das Arbeitsamt bezahlte damals die Hälfte des Gehaltes, was mein Mann vom Steuerberater bekam (ähnlich heutiger ABM). Insgesamt erhielten wir etwa 250 DM im Monat, also kaum mehr, als das Fürsorgegeld gewesen war. So hatte mein Mann angefangen sich auf Stellenausschreibungen in ganz Deutschland zu bewerben, da keine Aussicht bestand den Doktor zu machen. Er fühlte sich von dem Steuerberater ausgenutzt, obwohl er diesen menschlich schätzte und ihm die Arbeit Spaß gemacht hat.

Ich war im Frühjahr 53 wieder schwanger mit Schmierblutungen, obwohl gleich die Gebärmutter mit Ring aufgerichtet worden war. Ich habe wochenlang Blutungen gehabt, habe in der privaten Wesener Klinik am Aasee noch drei Wochen gelegen, wo ich mit der Hoffnung, die Schwangerschaft austragen zu können entlassen wurde. Es war damals ohne Ultraschall nicht möglich zu erkennen, ob ein Fötus abgestorben war, wenn es nicht zu einem Spontan-Abort kam. Ich wurde dann 14 Tage später nach starken Blutungen doch zur Ausschabung eingeliefert. Ich war bislang von der Oberärztin behandelt worden, weil Dr. Wesener selbst wegen Knochentuberkulose monatelang im Sanatorium gewesen war. Als er mich untersuchte, fragte er, der damals ungewöhnlich alle Frauen duzte: „Wolltest Du das Kind wirklich haben?“ Er dachte, ich habe die Schwangerschaft absichtlich abzubrechen versucht. Wenn ich denke, wie zermürend diese über 4 Monate gewesen waren: immer vorsichtig gegangen, viel gelegen, nichts gehoben - und dann so eine Anschuldigung! Ich habe bitterlich geweint. Der Arzt hat mir nach der Ausschabung gesagt, dass ich operiert werden müsse, die Mutterbänder verkürzt und die Gebärmutter angenäht, wenn ich weitere Kinder haben wolle. Doch auch das wäre nur eine vage Möglichkeit ohne Garantie. Für Gernot und mich war es keine Frage, den Versuch zu machen, denn wir wollten

auf keinen Fall ein Einzelkind. Es scheint mir, als hätte es für uns in dieser Zeit keinen einzigen anderen Gedanken gegeben, als ein zweites Kind zu kriegen und für meinen Mann eine bessere Verdienstquelle. Die finanzielle Not möchte ich noch mit einem Beispiel bebildern. In der Zeitung las ich, dass man für die Ausstattung eines Hollywoodfilms altes Porzellan ankaufe. Ich hatte eine für unseren Geschmack scheußliche Goldrandschüssel – ein Erbteil der gestorbenen Großmutter – im Schrank. Der Ankauf war über eine Nebentreppe im Kontinental-Hotel gegenüber dem Hauptbahnhof Münster zu erreichen. 7 DM habe ich für dieses Porzellan bekommen und dafür Margarine und Leberwurst gekauft.

Mein Vater hat einmal beanstandet, dass ich sonntags ein rotgemustertes Kleid trug, was verfärbt aus der Wäsche gekommen war. Darunter zog ich eine Trainingshose wegen der Kälte. Meine Eltern haben mir aber keine Garderobe gekauft. Der schwarze amerikanische Cordkleiderrock, den ich schon als Umstandsrock bei der ersten Schwangerschaft trug, blieb wohl mein Hauptkleidungsstück. Ich frage mich, was ich damals sonst im Winter trug, weil man weder Sweatshirt, Fleecepullover oder Jeans hatte. Einen Hüfthalter mit Strumpfbändern für Nylonstrümpfe habe ich gehabt. Aber ob ich solche sowieso nicht wärmenden Strümpfe im Winter regelmäßig trug, weiß ich nicht. Als wir später in Essen wohnten, hatte ich ein graue Wollflanellhose, die ich zum Ausgehen anzog. Denn dort war es in der Wohnung durch die Dampfheizung, die sich schlecht regeln ließ, zu warm für dieses Kleidungsstück.

Meine Hauptbeschäftigung war den kleinen Odilo aufzuziehen. Er war ein lieber kleiner Kerl, intelligent und interessiert. Doch fremden Menschen und ungewohntem Tun konnte er sturen Widerstand entgegensetzen. Tante Trude (eine Schwester meines Vaters) wollte ihm sein erstes Paar Kinderstiefelchen kaufen, 10 DM kosteten damals die soliden Lederschuhe. Im Schuhgeschäft hat der Kleine so gebrüllt, dass wir auf eine Anprobe verzichteten. Als das Kind mit etwa 10 Monaten auf der Couch an der Wand entlang lief, verbot ich ihm, mit den Fingern an die Steckdose zu gehen. Als ich einmal unerwartet ins Zimmer kam, wischte es geschickt mit den Händchen so, als sei es nur versehentlich an das verbotene Objekt gestoßen. Dass ein Kind in diesem Alter schon so clever Strafe zu vermeiden suchte, überraschte mich. Es blieb mir überaus interessant, das Verhalten der Kinder zu beobachten, wenn kein Erwachsener sie programmierte. Damals wollte man Kinder nicht verziehen. Ein Baby wurde nach dem aufmerksamen Versorgen (Stillen, Baden, etc.) ins Bettchen gelegt und danach möglichst nicht beachtet. Schreien hielt man in gewissem Maße für notwendig. Da die meisten Babys protestieren, wenn man sie ablegt, werden heute viele Kinder den ganzen Tag herumgetragen. Auch früher machten das Mütter, die wir aufgeklärten Frauen aburteilten, weil das Tragen der Wirbelsäule des Kindes schadete. Ich habe Mitleid mit so einem kleinen Würmchen, was geschüttelt und hin- und hergetragen nicht zur

Ruhe kommt. Ab einem halben Jahr lernt das Kind durch Ansprache und Nachahmen. Doch es braucht auch Alleinsein für eigene Kreativität. Viele ältere Kinder können ohne „Programmierung“ nichts mehr mit sich anfangen. Sie stehen morgens auf und sehen Videos. - Vor ungefähr zwanzig Jahren beobachtete ich in den USA die Leute beim Frühstück in den Schnellimbissen. Sie setzten sich mit Kaffee und Bagel vor die laufende Comedy-Show, als wollten sie verhindern, über irgendetwas Privates nachdenken zu müssen. Millionen von Menschen stehen mit dem sogenannten Frühstücksradio auf, hören weiter zu, was Fremde ihnen vorsagen, wenn sie im Auto zur Arbeit fahren. Geschickt müssen die Individuen Wahl der Kleidung, der Mahlzeit und Beachtung der Verkehrsregeln im „Zeitprogramm“ durchziehen können. Ich habe als Kind Tagträumen nachgegangen beim Anziehen, Essen usw. und tue es heute noch.

Ich bemühte mich um den heranwachsenden kleinen Liebling und freute mich über die ersten Schrittchen und Silben. Ab ca. 1 1/2 Jahren sprach der Kleine gezielt nach und konnte mit zwei Jahren wie ein Erwachsener sprechen, was ich für normal hielt, weil ich keine Erfahrung mit anderen Kindern hatte. Ich hielt andere gleichaltrige Kinder für dumm, bis ich eigene Kinder hatte, die mit 2 Jahren auch nicht so gut sprachen. Ich behielt die Befürchtung, dass diese weniger begabt waren, bis sie die gymnasiale Oberstufe besuchten.

Kleinkindererziehung ist nicht meine Stärke. Ich versuche mich vor der Beschäftigung mit Kindern zu drücken. Spielen ist mir ein Graus. Ich kann leichter mit einem sogenannten altklugen Kind kommunizieren. Odilo lernte von mir die verschiedenen Autotypen, die ich mir selbst erst einmal beibringen musste. In der Nachkriegszeit waren die Autos noch unverwechselbare Individuen. Der Käfer, der urige Citroen, der schon modernere Opel. Mein Sohn konnte die Wagen auch eingeschneit noch auseinander halten. Vielleicht ist es ein Relikt aus damaliger Zeit, dass mir das Styling eines Autos so wichtig ist.

Meine Mutter zeigte mir die Weihnachtsgans, die mit langem Hals gerupft am Haken hing. „Penis“ sagte unser Boy. Gottlob verstanden meine Eltern dieses Wort aus Kindermund nicht. Das wäre mir damals sehr peinlich gewesen. - Unser Bübchen konnte alles vergessen, wenn etwas sein Interesse weckte. Beim Spaziergang über den Friedhof abends gingen mein Mann und ich um die Ecke, aber unser Kind folgte nicht, sondern spielte selbstvergessen mit weißem Kies auf einer Grabstelle.

Als ich nach einer Fehlgeburt aus dem Krankenhaus kam, sagte meine Mutter zu Odilo: „Da kommt die gute Mutti.“ Ich hieß für ihn fortan Gutti, später Mutti. Daraus resultierte, dass alle meine Kinder einen Papa und eine Mutti hatten. Als der Älteste in seinem ersten Schuljahr „Vater“ schreiben musste, fragte ich ihn, wer das sei. Er antwortete: „Großvater“. Die Geschwister wurden dann aber rechtzeitig aufgeklärt über die „offizielle“ Verwandtschaftsbezeichnung ihrer Eltern.

Als ich operiert werden sollte, lehnte mein Vater ab, dass meine Mutter das Kind betreute. Da wir niemanden hatten, der für drei Wochen den Kleinen genommen hätte, mussten wir ihn in einem Waisenhaus versorgen lassen. Ich weiß nicht, wie wir an die Adresse gekommen sind und was es kostete. Dem Waisenhaus angeschlossen war ein Altersheim, mit dem man bei telefonischer Nachfrage verbunden war. Ein alter Mann erklärte mir, dass mein Kind ein typisches Einzelkind sei, das Geschwister brauche. Unter Tränen erklärte ich, dass ich deswegen ja im Krankenhaus sei. Mir hat es sehr weh getan, den Kleinen in einem Heim zu wissen. Ich konnte meine Eltern nicht verstehen und habe meinen eigenen Kinder stets gesagt, dass ich ihre Kinder in der Not nehmen würde. – Als wir Odilo wieder nach Hause holten, war er verängstigt, zur Sauberkeit erzogen und brachte Keuchhusten mit. Tagsüber störte der Husten kaum, doch nachts hat er oft bei den typischen Hustenanfällen erbrochen. Ich musste fast jede Nacht das Kinderbett frisch beziehen. Mit der Narbe – damals operierte man mit einem langen Schnitt am Schamhaaransatz entlang – hatte ich noch länger Schmerzen. Erst nach 11 Tagen durfte ich im Krankenhaus aufstehen und konnte nur gebückt gehen. Die lange Liegerei machte den Patienten erst richtig krank. Ich habe mich sehr schlecht gefühlt und weiß noch, wie eine Lernschwester meinte, ich solle doch mein Radio anmachen. Damals musste man so etwas noch selbst mitbringen. Ich war froh, wenn ich ohne Schmerzen dahindämmern konnte. Nachts waren die Qualen oft unerträglich. So erlebte ich es nach Operationen in jüngster Zeit auch noch. Ich hatte ein Einzelzimmer mit Balkon und wurde gut betreut. Als ich aufstehen durfte, sprach der Arzt über die Operation mit mir und erklärte, dass ich, wenn ich als Kalb auf die Welt gekommen wäre, nicht zur Aufzucht benutzt worden wäre. Meine Gebärmutter sei zu klein und deswegen fraglich, ob ich noch Kinder bekommen könne. Ich habe zwei Tage nur geweint und war vollkommen verzweifelt. Als ich drei Monate später wieder Blutungen bei einer Schwangerschaft bekam, habe ich nicht ein Fünkchen Hoffnung gehabt, das Baby behalten zu können. Der Arzt verschrieb ein Opiat und lehnte einen Transport ins Krankenhaus ab. Ich sollte zu Hause still liegen. Tatsächlich konnte ich dieses Kind austragen.

5

Gernot war in dieser Zeit schon während der Woche in Essen a. d. Ruhr, wo er bei einem Bauunternehmen eine Stelle bekommen hatte. Vierhundertfünfzig DM dünkten uns ein Traumgehalt. Man versprach uns auch eine Wohnung, die wir relativ rasch beziehen konnten. Es war die Dachwohnung in einem Eigentumswohnblock im 5. Stock, die für den Hausmeister vorgesehen war, der aber selbst Eigentum erworben hatte. Unten im Haus war eine Opelvertretung. Das Gebäude lag direkt an einer Hauptstraße in der Nähe des Essener Hauptbahnhofes. Damals hatten die Züge noch mit Kohle gefeuerte Dampfloks. Entsprechend verußte die Wohnung, wenn man die Fenster öffnete. Doch mit dem Luxus der zentralen Dampfheizung und dem eigenen Bad fühlten wir uns wie Könige im eigenen Reich. Auf Raten kauften wir einen Kühlschrank, später Schreibtisch und Schrank. Unterm Dach war es im Sommer unerträglich heiß. Man hätte keine verderblichen Lebensmittel lagern können. Den Elektroherd hatten wir vom Vermieter übernehmen müssen und zahlten ihn mit 5 DM pro Monat ab. Ende des Monats gab es hauptsächlich Bratkartoffeln, Spiegelei und Salat – das billigste Essen damals. Wir hatten ein richtiges Bad mit Badewanne und immer heißem Wasser. Jeden Abend saßen wir mit dem Kind zusammen in der Wanne und genossen unseren Luxus. Ein Traum war in Erfüllung gegangen, ja zwei Träume sogar, denn das zweite Kind strampelte schon im Mutterleib. Wenn wir aus dem Wohnzimmerfenster schauten, sahen wir einen Gebrauchtmöbelhändler. Bei ihm suchten wir eine alte Kommode aus, für die der Trödler uns einen Wickelaufsatz machen und sie weiß gestrichen liefern wollte. Der Mann war sehr unzuverlässig. Immerhin hat er schließlich das Wickelbrett gearbeitet und das Möbelstück zum Selbststreichen gebracht. Die Wohnung roch noch penetrant nach Farbe, als ich mit der Taxe zur Entbindung ins Krankenhaus gefahren bin. Dieser erste Anstrich hat übrigens alle Kinder durchgehalten. Kurz vor der Entbindung besuchten uns Fischers. Ernst-Alfred ist ein Kriegskamerad meines Mannes. Seine Frau Rosi ist bald nach dieser Fahrradrundreise in ein Sanatorium gekommen, weil sie Lungentuberkulose hatte. Ich machte mir Sorgen, weil ich ja selbst schon an Tbc erkrankt gewesen war. Ronald – unser zweites Kind – wurde schon im Krankenhaus gegen Tuberkulose geimpft, was damals eingeführt wurde. Ich hatte nach der Entbindung einen Hautausschlag zwischen den Fingern, der wie Krätze aussah,

dann auch zwischen den Brüsten auftrat. Der Arzt verordnete eine Art Senfsalbe, die durch die Verbände durchschmierte. Der Juckreiz war unerträglich. Es war Juli, als das Baby geboren wurde. Die Entbindung war mühsam, doch bin ich nicht so schlimm gerissen wie beim ersten Kind. Dass man damals mit Damznaht erst nach sieben Tagen aufstehen durfte, ließ eine Geburt wirklich wie eine Krankheit erleben.

In dem Sommer 1954 war eine totale Sonnenfinsternis. Wir haben durch mit Kerzenruß verdunkeltes Glas geschaut. Ich erinnere mich noch genau, wie unheimlich diese Dämmerung mittags war. Im gleichen Jahr war Kaiser Haile Selassie aus Äthiopien in Deutschland und fuhr unter unserem Fenster in Essen durch. Damals hatte ich die Vorstellung von einem Märchenland, das er regierte. Wie anders präsentierte sich bei einer Reise 2002 dieses alte Reich.

In Essen habe ich nun auch Schaufensterbummel gemacht und in den Geschäften nach Garderobe geguckt wie eine „richtige“ Frau. Ich hatte mir ein sexy schwarzes Top gehäkelt und kaufte mir schon vor der Entbindung einen grauen Rock, um ihn gleich nach der Geburt tragen zu können. Er passte wirklich. Ich erfreute mich an meinem Spiegelbild. Überhaupt ist mir damals die Lust am eigenen Körper bewusst geworden.

Ich hatte in den letzten Monaten der Schwangerschaft oft Schmerzen, weil das Kind auf die Blase drückte. Ich musste unterwegs stehen bleiben. – Wenn Odilo abends schlief, sind wir ab und an ausgegangen, z. B. in Aida. Ich war erstmals in einem Opernhaus. In Essen wohnten wir ganz in der Nähe. Beim ersten Opernbesuch störte mich, dass die Helden so alt und füllig waren und mir die Illusion leidenschaftlicher Liebe nicht vermitteln konnten, obwohl mir das vorher gesagt worden war. Oper und Theater blieben mir mein ganzes Leben lang problematisch, denn ich kann mich mit der gespielt wirkenden Handlung nicht identifizieren. Dazu trägt sicher bei, dass in meiner Kindheit mein Vater morgens beim Aufstehen mit schönem Bariton sehr musikalisch und theatralisch sang „Ich muss mich jetzt rasieren ...“ Ich kann mir nicht vorstellen, dass irgend jemand von der Handlung einer Oper ergriffen ist! – Was mein Schwager als Regisseur von der Inszenierung und den verschiedenen Möglichkeiten, Szenen ins Bild zu setzen erzählt, interessiert mich sehr und lässt mich die Handlung mit einer anderen Spannung verfolgen. Doch das ist nicht die vom Komponisten gewollte.

In Essen sind Gernot und ich auch einmal in eine Nachtbar gegangen. Wir saßen mit unserem Curacao an einem exklusiven Tischchen. Doch nichts, was Bars in den Filmen so spannend macht, passierte. Wahrscheinlich stimmte schon die Ausgangssituation nicht: wir waren ja schon verheiratet. Doch wir wollten versuchen, das Großstadtleben zu erlernen. Leider habe ich keinerlei Erinnerung, welche Garderobe ich zu diesem Anlass trug. Damals waren Dufflecoats und lange Trenchcoats für Männer in Mode. Ich hatte einen kamelfarbenen Dufflecoat aus

Wolle und Gernot einen grauen Trench. Beinahe 20 Jahre später fanden wir belustigt nach unserem letzten Umzug diese Objekte in einer Militärkiste ordentlich zusammgelegt. Wir hatte die Kleidungsstücke wohl in die DDR schicken wollen, doch dazu waren sie zu dieser Zeit schon viel zu abgetragen. In den 50er Jahren hatten wir erst etwas Neues gekauft, wenn das Kleidungsstück wirklich abgenutzt war.

Ronald sollte getauft werden. Einen Tag vorher konnte ich noch keine Zutaten für das Mittagessen und die Kuchen kaufen, weil mein Mann nicht den Mut gehabt hatte, um Vorschuss zu bitten. Wie leicht es heute ist, das Konto zu überziehen - damals hatten wir keinen Kredit. Für mich ist es heute selbstverständlich geworden, jederzeit an Geld zu kommen oder mit Kreditkarte zu zahlen.

Bis Samstag Mittag hat unser Ernährer dann im voraus um einen Fünfiger bitten mögen, das bescheidene Festmahl konnte zubereitet werden. Als Nachtisch hat es Quarkspeise gegeben, was ich deswegen behielt, weil meine Mutter den Zucker dafür in der Küchenhektik versehentlich ins Kartoffelwasser tat, was ja austauschbar war. (Meine Schwester hatte das Waschpulver für den Wäschetopf auf dem Herd einmal fälschlich in den Griesbrei geschüttet und schilderte mir das Auf- und Überbrausen des Milchgerichtes als wesentlich folgenreicher.) An Pfarrer und Kirche kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Ich weiß aber, dass der Kusine als Pate den schwarzen Anzug meines Schwagers leihweise bei der Feierlichkeit trug. Die Kleiderordnung bei solchen Anlässen wurde noch sehr genau beachtet.

Unter der Bahnstufunterführung war ein Milchgeschäft, das auch sonntags geöffnet hatte, denn viele Leute besaßen noch keine Kühlmöglichkeit. Samstags wurde gearbeitet. Ob nur bis mittags weiß ich nicht und auch nicht, ab wann samstags generell frei war. Einmal war ich Silvester um 17 Uhr beim Zahnarzt. Da unsere Wohnung so zentral lag, führte mein normaler Spazierweg durch die City. Es gab an der Hindenburgstrasse, wo wir wohnten, einen kleinen Spielplatz. Da ging ich mit Odilo hin. Die Frauen, die dort saßen, waren aus einer anderen sozialen Schicht. Von einer Frau war der Mann Hausmeister. Von ihr erfuhr ich, dass arme Leute ein zusätzliches kleines Betttuch in die Bettmitte legten, um das große nicht so oft waschen zu müssen. Manches, was die anderen Mütter über ihr Leben erzählten, war mir so fremd wie heute die Konfrontation mit exotischen Ethnien auf Fernreisen.

Mein Söhnchen hielt sich von den fremden Kindern fern. Waren wir mit Strickjäckchen gekommen, ließ er es sich dort nicht ausziehen. Es gab auch bei Saisonwechsel Probleme, wenn er die länger nicht benutzten Kleidungsstücke nicht mehr als die seinen erkannte. Ich wollte einkaufen gehen, und er war so verheult wegen des Protestes gegen die Klamotten, dass ich mich schämte, mit ihm auf die Strasse zu gehen. Doch Psychologen haben bis heute noch für solche akuten Probleme keine probaten Lösungen bereit.

Ich habe Höschen und Jäckchen für meine Jungen gestrickt. Ein bestimmtes

Hosenmodell, das gut saß, wurde jahrelang neu aufgelegt. Ich verwendete eine relativ teure Wolle „Schachenmayrin Nomotta“, die wirklich nicht verfilzte, wie mir im Geschäft versprochen worden war. So hatten später die ersten 5 Jungen die gleichen kurzen Hosen und Jäckchen. Stricken machte mir immer Spaß. – In dieser Zeit haben mein Mann und ich einmal gemeinsam einen Roman gelesen: „Der Stoff aus dem die Träume sind“. Wahrscheinlich las Gernot, während ich strickte. Ich habe keine Ahnung, worum es in dem Buch ging. Mein Mann konnte nicht gut vorlesen. Da ich selbst immer sehr viel gelesen hatte und wie schon erwähnt diagonal las, langweilt mich Vorlesen. So blieb es bei diesem einen Mal.



Mal.

In Essen lernte ich Gitarre spielen. Leider habe ich nicht die Fähigkeit, musikalisch Erlerntes im Gedächtnis zu speichern. Als ich nicht mehr übte, vergaß ich meine Kenntnisse komplett. So erging es mir auch später, als ich Blockflöte spielen konnte bis Stück 32 in der Flötenschule, um

Ronald bis dahin nachzuhelfen, weil er erst nachträglich einen schon angefangenen Kurs besuchen konnte. Ich kann einer Flöte keine Melodie mehr entlocken, wobei ich dieses Instrument auch nicht mag. Mit dem Gitarrenspiel hatte ich ganz gute Fortschritte gemacht und konnte schon leichte konzertante Stücke spielen. Wie dumm, dass ich nicht weitermachte. Als wir ein eigenes Klavier hatten, habe ich den Vorsatz regelmäßig länger zu üben nicht gehalten. Mir fällt es sehr schwer, ohne Zwang Leistung zu erbringen. Ich bin wirklich faul.

Der Häuserblock mit Eigentumswohnungen hatte ein zentrale Waschküche, in der eine große Waschmaschine und ein riesiger Trockner mit Münzeinwurf standen. Eine Liste hing aus, wo man sich für die Benutzung eintrug. Alle 4 Wochen war Waschen für jeden Haushalt vorgesehen. Die Windeln musste man also noch in seinem eigenen Bereich kochen. Irgendwann erstanden wir dann eine eigene Waschmaschine mit Flutsystem, die halbautomatisch war, d.h. man musste die Wäsche zum Schleudern herausnehmen. So nutzte man die Lauge – wie das früher üblich war – für die Buntwäsche zum zweiten Mal. In Essen stand diese Maschine in dem nicht sehr großen Badezimmer direkt neben der Badewanne, so dass man relativ unproblematisch die Wäsche spülen konnte. An die Schleuder kann ich mich nicht erinnern, eher an die meiner Mutter, die in ihrer Küche so stand, dass kleine Kinder sie missbräuchlich zum Spielen benutzten wie auch die Gashähne am Küchenherd. Das gab bei Besuchen immer wieder Ärger.

Als ich bei Ronalds Entbindung im Krankenhaus lag, kam eine Schwester meines Mannes zur Betreuung von Odilo. Merkwürdig, welche Dinge im Gedächtnis bleiben. So bedauere ich heute diese Schwägerin, die ich rügte, weil sie die Möhren für Gemüse in Scheiben schnitt, was mir auch heute nie einfallen würde. Scheibchen waren nur für Suppe in meiner Vorstellung. Beschämt sehe ich heute in der Tiefkühlgemüsemischung die Karotten scheinchenweise liegen. Ich erklärte meiner Schwägerin damals, dass das Gemüse anders geschnitten anders schmecke. Doch auch die Brötchen aus demselben Teig gebacken schmecken als Kaiserbrötchen nie so gut wie als Rosenbrötchen, Wasserweck oder Schrippe. In einer in längliche Stücke geschnittenen Karotte ist mehr Aroma – ich spüre es bei intensivem Darandenken förmlich auf der Zunge. Doch nicht nur beim Kochen – ich war sehr konservativ im Haushalt. Alles hatte eine bestimmte Ordnung und Abfolge. Damals verrichteten die meisten Frauen die Hausarbeit sehr ähnlich. Selten ging im Westen eine Mutter arbeiten. Man kochte, spülte ab, kaufte ein, versorgte zwischendurch die Kinder, wusch, hängte, bügelte, legte die Wäsche und putzte sehr penibel, wobei das Staubwischen als sehr lästige Arbeit viel Zeit erforderte, zumal, wenn man noch keinen Staubsauger hatte, wie ich anfangs in Essen. Als mein Schwiegervater zum ersten Mal zu Besuch kam, brachte er mir bei, dass man erst wischen müsse und dann kehren, um das Aufwirbeln der Partikel zu vermeiden. Theoretisch hatte er recht. Aber praktisch und zeitsparend waren die meisten seiner Vorschläge nicht. Natürlich kann man aus Birnenschalen noch eine Kaltschale kochen. Doch sie kostet außer Zeit auch noch Zucker, Strom und Spülwasser: brauchte man die wirklich? Doch der arme Mann hatte in der Nachkriegszeit ohne Frau von den 10 noch lebenden Kindern sieben zu ernähren unter DDR-Verhältnissen und hungerte dann sechs Jahre durch fast alle Zuchthäuser der russischen Besatzungszone.

Er war hochintelligent und interessant, aber für eine junge unerfahrene Frau mit seiner dominanten Art bei längeren Besuchen eine ziemliche Belastung, da seine Vorstellung von Haushaltsführung die Arbeit nie enden ließen. Beim Kartoffelschälen z. B. könne man gut Vokabeln lernen (er machte im Alter zweimal das Russisch – Abitur als Externer) – er wollte nicht, dass seinen Kindern und Schwiegerkindern geistige Betätigung versagt blieb. Ich konnte ihn nicht recht überzeugen, dass die Planung des weiteren Tagesablaufes bei mechanischen Tätigkeiten ebenfalls den Geist beansprucht. Dialektisch war ich ihm damals nicht gewachsen, doch gottlob psychisch stabil genug und bald auch ausreichend praktisch erfahren, meinen Haushalt und Kinder versorgen zu können, wenn er bei uns weilte. Je älter er wurde, desto angenehmer wurden seine Besuche, da er sich einer versierten Schwiegertochter einsichtig unterordnete. Sein Singlehaushalt bot ihm keine ausreichende Ernährung, wenn er Nächte durch las und den in der DDR notwendigen Run nach raren Lebensmitteln verschlief. Nicht oft hat ein Gast meine

Kochkünste so hoch gelobt. Als der Schwiegervater viele Jahre später (er wurde fast 88 Jahre) erzählte, dass er sonntags für Veteranen in einer Kneipe Klavierspiele und dafür eine gute Mahlzeit mit Suppe und Dessert erhalte, musste ich mich abwenden, um meine Tränen nicht zu zeigen. Dass ein hochintelligenter kein bisschen dementer Mann in einer solchen Gesellschaft seine Sonntage verbringen musste, machte uns sehr traurig. Seine eigenen Kinder haben mit ihm Schwierigkeiten gehabt. Sie bemühten sich, ihm nicht ähnlich zu werden. Doch seine überaus dominanten Eigenschaften sind im Erbgut fest verankert. Ich frage mich, warum dieser Mann seine vielen hochinteressanten Erinnerungen und philosophischen und geschichtlichen Exkurse nicht schriftlich fixiert hat. Doch so geht es mir selbst auch: was man in Diskussionen lebhaft darlegt, wenn eine bestimmte Atmosphäre den Anstoß für eine Erinnerung liefert, ist daheim vor einem Stück Papier zu einer zähen Masse erstarrt, die sich aus dem Hirn nicht mehr lösen will. Ich denke oft an den Schwiegervater, wenn ich plötzlich in Erinnerungen schwelge, die mein Umfeld in diesem aktuellen Meinungs-austausch gar nicht interessieren. Ich sagte Vato oft: „Das hast Du schon erzählt“, was meist auch stimmte – nicht immer. Denn richtig zuhören ist nicht möglich, wenn man produktiv und rationell seine Arbeit erledigen muss.

Ein Arbeitsplatz war mein Haushalt auch mit zwei Kindern schon, wenn man sparsam kochen und einkaufen musste, die Windeln mit der Hand wusch und keinen Staubsauger hatte: d.h. erst kehrte, dann wischte. Der Kohlenstaub und Ruß legte sich bei geöffnetem Fenster bis auf die Sessellehnen. Im Sommer war die Hitze unterm Dach ein Problem. Mein Mann konnte am Wochenende aus der Firma einen Ventilator mitbringen, der uns einen Lufthauch durch das Wohnzimmer schickte. Wahrscheinlich ist mir wegen der Schwangerschaft die Hitze besonders unangenehm gewesen. Wir hatten keinen Balkon. Da unsere Wohnung direkt an der Hauptstrasse lag, wo eine Ampelanlage den Verkehr stoppte und anfahren ließ, war die Lärmbelästigung durch Straßenbahn und LKWs enorm. Wir ließen die Schlafzimmertür zum Flur auf und öffneten das Fenster in der Küche, die nach hinten zum Hof lag. An den Ausblick von dort in die Hinterhöfe habe ich keinerlei Erinnerung. Es ist mir überhaupt immer wieder erstaunlich, wie fremd die eigene Vergangenheit erscheint, gleichsam eine neblige Ferne, die man zu durchschauen versucht, um die Landschaft zu erkunden. Vor der Heizung (Lamellenheizung), die ihren Staub „selbstreinigend“ entsorgte, was man manchmal mit der Nase registrierte, stand ein Tisch, an den ich mich deshalb erinnere, weil mir einmal beim Absetzen die 2-Liter-Milchkanne umkippt, und ihren Inhalt vom Tisch in die Heizung ergoss, was tagelang zu intensivem Geruch von übergekochter Milch führte. Wir hatten in Münster einen Kompaktküchenschrank = Reformküchenschrank gekauft, der ähnlich wie schon die Küche meiner Mutter der Vorläufer der Einbauküche war, kein Küchenbuffet. Er hatte eine glatte Front, zwei

Glastüren und reichte für Geschirr und Töpfe. In Essen erwarben wir zudem einen Kühlschrank und Musterring-Abbau-Möbel auf Raten. Damals galt der Kühlschrank noch als Luxusgut. Die Arbeiter in den Mietwohnungen sind auch ohne solche Hilfsmittel ausgekommen. Für das Wohnzimmer schafften wir zuerst einen Schreibtisch und einen Glaskombischrank an, später kam ein Bücher- und Schreibschrank dazu. An Warnungen und Bedenken vor Ratenkauf und eventuellen Überschuldungen hat es nicht gefehlt. Nie wären meine Eltern so ein Geschäft eingegangen. Doch hätten sie mit Hypotheken ihr Haus schnell wieder aufgebaut und finanziell weit besser dagestanden. Ich schilderte schon unsere Geldnöte bei der Taufe von Ronald. Aber ohne alle diese Risiken hätten wir es niemals zu dem heutigen Lebensstandard gebracht, den wir damals allenfalls aus Hollywoodfilmen kannten. Eine alte Sprungfedermatratze mit Decke darüber war unsere Couch und Gästebett. Irgendwann wurde sie durch zwei Sofas ersetzt, die man zu Gästebetten abklappen konnte. Die Konstruktion war nicht sehr stabil, d.h. man durfte sich keinesfalls auf die Seitenteile setzen. Ich schlief auf einem ähnlich unsoliden Modell (ein DDR-Produkt) später bei meinem Aufenthalt in der Mongolei in einem Privathaushalt und gedachte der damaligen Zeit, wo wir als junges Ehepaar meinen Eltern die soliden Schlafzimmerbetten bei ihren Besuchen überließen und selbst im Wohnzimmer schliefen. – Als Ronald, unser zweites Kind, älter war, schoben wir ihn nachts im Kinderwagen ins Wohnzimmer oder in die Küche, um etwas Ruhe zu haben. Er schaukelte in Wachphasen sein Gefährt ausdauernd rhythmisch in Querrichtung, so dass uns die Mieter der darunter liegenden Wohnung baten, doch nicht so früh morgens die Waschmaschine laufen zu lassen.

Ich hatte mir in unserer Studentenehe vorgestellt, eine bürgerliche Familie frühstücke morgens zusammen. Schon damals wurde daraus nichts, weil mein Mann immer zu spät aufstand, ich mit der Kaffeetasse hinter ihm herlief und ihm schließlich mit kaltem Wasser dazu ein paar Schlucke ermöglichte. Gleitzeit konnte man noch nicht einmal dem Wort nach. In den USA nimmt man heute den gefüllten Spezialbecher mit ins Auto, um in Staus oder im Büro den Trank gemütlich zu genießen. Ich kenne jedoch Familien, die es schaffen, morgens am gedeckten Tisch zu sitzen. Bei uns ging das dann immer weniger, weil ich sonst wegen der unregelmäßigen Stillzeiten zu wenig Nachtruhe gehabt hätte. Doch die unterschiedlichen Unterrichtsanzfangszeiten haben später das Stehfrühstück sozusagen legalisiert. Es durfte sich jeder das machen, was er wollte und soviel er wollte, da ich den Zwang meiner Mutter, früh etwas essen zu müssen ablehnte. Was wir morgens in der Essener Zeit gefrühstückt haben, weiß ich nicht mehr. An einen Brötchendienst kann ich mich nicht erinnern. Das hätten wir uns damals wohl auch nicht geleistet. Wir tranken Kakao (Instantpulver gab es noch nicht), den man mit Zucker und Wasser anrührte und aufkochte. Als Torulf, unser drittes Kind, gefüttert werden musste, kauften wir einen Mixbecher zum Pürieren. Dazu

gab es auch eine Aufsatzmühle. Ich glaube, den Kaffee konnte man nur in ganzen Bohnen kaufen. Trotz Kühlmöglichkeit holte man täglich Milch, die noch nicht pasteurisiert war. Die Milch wurde mit einer Pumpe in die Kanne befördert. Im Umkreis der Geschäfte, die Molkereiprodukte führten, roch es immer säuerlich – ein typischer Geruch, den sich heutige Generationen gar nicht mehr vorstellen können. Ich kaufte selbstverständlich auch auf dem Markt ein. Damals sind normalerweise nur einheimische landwirtschaftliche Produkte in der Küche verwendet worden. Ich habe keine Erinnerung, ab wann tiefgekühlte Lebensmittel eine Rolle spielten. Der erste Kühlschrank hatte nur ein schmales Fach für eine Eiswürfelschale. An einem Geburtstag oder Hochzeitstag servierte ich Leipziger Allerlei (Erbsen, Möhren und Spargel) aus der Dose, ein besonderer Luxus für uns damals. Sonntags roch es in dem Mehrfamilienhaus nach Braten und Gurkensalat. Eine Gurke war teuer und noch nicht täglich auf dem Tisch. In Essen gab es ein großes modernes Karstadt-Kaufhaus in der Verlängerung der Hindenburgstraße, in der wir wohnten. Ich gewöhnte mir an, einmal im Monat einen Lebensmittelgroßeinkauf dort zu machen. Ich wusste, wieviel Margarine, Mehl und Zucker usw. ich für vier Wochen brauchte, bestellte dies auf einem speziellen Sammelbestellschein und ließ mir die Ware bringen (kostenlos). Das wurde besonders wichtig, als ich später mit den Zwillingen schwanger war.

Meine Schwägerin Utila ist 1955 einige Monate bei uns gewesen. Sie war ausgebildete Krankenschwester und hatte in Leipzig gearbeitet. Durch einen Brieffreund in Australien war es ihr möglich dahin auszuwandern, weil sie potentiell die Absicht hatte diesen zu heiraten und der künftige Ehemann die Schiffspassage bezahlte. Einige Monate musste die Schwester meines Mannes bei uns wohnen, ehe die Passagierliste für das Auswanderungsschiff aufgestellt war. Natürlich gab es manche Schwierigkeit in unserer unfreiwilligen „Wohngemeinschaft“. Mein Mann griff bei Meinungsverschiedenheiten eher für seine Schwester Partei. Wieder hatte ich Blutungen zu Beginn einer Schwangerschaft. Ich wollte meine Schwägerin nicht bitten, den Kindersportwagen die Treppen hoch zu tragen, die das demonstrativ mit dem kleinen Ronald darin praktiziert hatte. So tat ich es ihr nach, mit schlimmen Folgen. Ich ließ einen Arzt kommen, der mich zur Ausschabung ins Krankenhaus einwies, da schon Fruchtwasser abgegangen war. Mein Mann musste gerade dienstlich verreisen, doch meine Schwägerin war da. Ich blieb einfach einige Tage ruhig zu Hause im Bett liegen, und mein drittes Kind Torulf wurde 6 Monate später ohne Schaden geboren – ein wunderschöner Junge mit langen dunklen Haaren bei der Geburt. (Ultraschalluntersuchungen sind heute ein großer Fortschritt, doch auch damit ist nicht jede Problematik zu lösen.) Torulfs Taufe war in Essen am Neujahrstag 1956. Wir hatten eine teure Edeltanne zu Weihnachten gekauft. Es war ein gelungenes Fest. Mit drei wohlgeratenen Kindern und einer modernen Wohnung waren wir damals besonders für die Besucher

aus der Ostzone (DDR sagte man erst später) eine vorzeigbare Familie.

Sonntags machten wir in den Essener Sommern einen Ausflug zum Baldeney-See. Wir fuhren vom nahen Hauptbahnhof mit dem Zug hin. Rückzu war dieses Verkehrsmittel total überfüllt. Manchmal durfte man mit dem Kinderwagen im Gepäckwagen mitfahren. Doch das Gedränge und Geschubse war schrecklich. Ich sehe uns noch heimkommen, verschwitzt, müde mit schmerzenden Füßen. Meine Schwägerin warf die Schuhe von sich und seufzte und pflegte sich, während ich die quengelnden Kinder versorgen musste.

Wenn ich über diese Anfangszeiten meiner Ehe nachdenke, erscheint mir das Leben in der Mietwohnung ohne Balkon und Garten, quasi ohne Kontakt zu anderen Familien total langweilig und uninteressant im Vergleich zu heute. So bin ich nicht verwundert, wenn ich die vielen depressiven Stimmungen erinnere. Auch heute legt sich an einem trüben Tag die Melancholie wie ein Fassring um die Brust und droht mich zu ersticken. Doch damals lähmte uns bei strahlendem Sonnenschein die Hitze in unserer Dachwohnung.

1955 fuhren Gernot und ich eine Woche an die Mosel nach Traben-Trarbach mit einem Pauschalbilligangebot. Utila versorgte in dieser Woche die beiden Kinder. Wir wohnten bei einer Familie am Ortsrand von Traben und hatten Essensgutscheine für bestimmte Restaurants. Wir wanderten in den Weinbergen, kletterten auf Burgruinen und träumten am Fluss. Wie merkwürdig, dass der Sohn, den ich damals erwartete, nun ganz in der Nähe an der Mosel zu Hause ist. Während seines Medizinstudiums wohnte er im Deutschordenshaus in Frankfurt am Main. Dort sprach ihn ein Flurnachbar an, ob er nicht Lust habe bei der Traubenlese zu helfen. Er lernte dort seine Frau kennen. Ich habe die Landschaft dort lieben gelernt. Wir haben es damals genossen, als Ehepaar ungebunden zu sein. Doch als mein Mann in ein Schwimmbad wollte, wohin ich wegen der Schwangerschaft nicht mitkonnte – damals hätte man sich nicht schwanger im Badeanzug gezeigt, versuchte ja überhaupt die Umstände zu verbergen – gönnte ich ihm dieses Vergnügen egoistisch nicht. Denn ich hätte inzwischen auf einer Aussichtsbank warten müssen, weil kein alternativer Cafe-Besuch im Budget war.

Endlich bekam meine Schwägerin den Termin zur Ausreise und konnte mit dem Auswanderungsschiff Deutschland Richtung Australien verlassen. Sie hatte eine Seemannskiste dabei. Als diese gepackt auf dem Flur stand, stieß ich nachts auf dieses ungewohnte Stück und hatte ein riesiges Hämatom am Schienbein. Ich freute mich über den nun wieder „normalen“ Haushalt. Sie hat übrigens den Briefpartner von damals nicht geheiratet, sondern die Passage zurückbezahlt, als sie später berufstätig war. Sie musste in Australien ihr Krankenschwesterexamen nochmals in Englisch ablegen und heiratete später einen ebenfalls eingewanderten Deutschen.

Unsere wirtschaftlichen Verhältnisse hatten sich gebessert, so dass wir uns

1955 ein Telefon leisten konnten. Trotzdem schrieb ich nach wie vor dreimal in der Woche an meine Eltern. Sie (meist meine Mutter) antworteten genau so oft. Ich schrieb auch regelmäßig an Klassenkameradinnen und Schwägerinnen. In die DDR konnte man bis zur Wende kaum telefonieren, da die meisten Leute gar keinen Telefonanschluß bekamen.

1954 ist Gernot mit dem kleinen Odilo mit dem Zug in Bautzen gewesen. Man durfte bis ca. 1975 nicht mit dem Auto über die Zonengrenze. Die Zugfahrt war sehr langwierig. An der Grenze musste man mit allem Gepäck aussteigen zu umständlichen Kontrollen. Mein Mann war auf der Rückreise morgens um viertel vor vier in Bautzen mit dem Kleinen aufgestanden, der bei der Heimkehr abends um 22 Uhr noch vor der Bahnsteigsperrung ein paar Schritte zurücklief, um mit den Füßchen in einer Pfütze zu stehen. Unser zweiter Sohn Ronald brauchte mehr



Schlaf, war ein gutmütiges Kind und viel leichter zu handhaben als das erste. Nur von Fremden wollte er - wie fast alle nachfolgenden Geschwister - nichts wissen. Ronald stand in der Obhut meiner Mutter schluchzend an der Wohnungstür,

als die Kelleroma, Großmutter meines Mannes uns zum ersten Mal besuchte und ich sie vom Bahnhof abholte. Das Kind hatte die ganze Zeit nur nach der Mutti gejamert. Die Kelleroma hatte zu dieser Zeit schon böse Arthrose in den Knien. Sie ging die Treppe rückwärts herunter, weil sie die Beine nicht so stark anwinkeln konnte. Was muss es mühsam für sie gewesen sein, die 5 Etagen in Essen herauf und herunter zu kommen. In Niederoderwitz wohnte sie auch eine Treppe hoch, ging bis zu ihrem Tode mit 92 Jahren hinunter und wieder hinauf, um beweglich zu bleiben. Als sie uns das erste Mal besuchte, ist sie Ende 70 gewesen. Sie freute sich an den Urenkeln, erzählte aus ihrer Jugend und von dem harten Leben als Pfarrfrau, als in den Inflationszeiten der Pfarrer kein Geld bekam. Ein Pfarrer bewirtschaftete damals noch Land, um seine Ernährung zu sichern. Sie schilderte, dass Hausherr und Dienstmagd eine Bratwurst zum Essen bekamen. Für Frau und Kinder reichte das Geld zu einer Fleischbeilage nicht.

Als wir später in Wuppertal in einer Doppelhaushälfte wohnten, hörte ich die Großmutter einmal ganz laut das Vaterunser beten. Mich rührte das sehr. Es war mir, als segne sie die ganze Familie. Doch ganz sicher entsprach sie sonst nicht dem Bild der frommen demütigen Kirchenfrau. Ihr Schwiegersohn, Gernots Vater, ist oft bei ihr in Ungnade gefallen. Sie gab ihm die Schuld, dass seine Frau - ihre

Tochter - erschossen wurde, weil er sie noch einmal vom Landhaus zurück nach Bautzen kommen ließ. Dass die der Uroma dokumentierte altertümliche einfache Frömmigkeit nicht zu Vatos intellektuellem Antichristentum passte, versteht sich. Vato ließ seine Kinder nicht konfirmieren. Ob alle getauft waren, weiß ich nicht. Als er ab 1948 im Gefängnis war, sind seine jüngeren Kinder auf Betreiben der Großmutter in den kirchlichen Unterricht gegangen. Mein Schwiegervater hat mir in einer abendlichen Unterhaltung erklärt, dass er an Jesus nicht glauben könne, weil dieser durch sein Dulden und Leiden ohne Gegenwehr nur ein Bild der Schwäche biete. Wer selbst wie mein Schwiegervater eine starke Persönlichkeit ist und von sich überzeugt, hat mit der Christusfigur selbstredend Probleme. Vato konnte seine Meinung sehr präzise formulieren. Ich hatte weder genügend Lebenserfahrung noch akademische Diskussionschulung, um auch nur das schwächste Gegenargument geschickt genug äußern zu können. In der Nachkriegszeit wagte kaum jemand Positives über das dritte Reich zu äußern. Mein Schwiegervater aber, der nie Nationalsozialist war, stellte mir gegenüber überzeugend heraus, wie im dritten Reich für sozial Schwache und Kinderreiche, zu denen er ja zählte, damals erstmals in der Geschichte eine Regierung Förderprogramme aufstellte. Mit „Kraft durch Freude“ konnten Arbeiter mit ihren Familien verreisen. Mütter wurden von Pflichtjahrmädchen unterstützt. Das uralte Klassensystem wurde ab Ende des 19. Jahrhunderts in allen Kulturstaaten in ein soziales System umgewandelt – teils mit blutigen Revolutionen. Deutschland durchlebte diese Entwicklung hauptsächlich in der Nazizeit, wo auch erstmals ein Arbeiter an der Spitze des Staates stand. Wie auch im Kommunismus wurden Arbeiter gleichberechtigte Bürger. Diese internationale geschichtliche Entwicklung ist mir selbst erst später richtig bewusst geworden. Mein Schwiegervater hat mir damals die Augen dafür geöffnet, wie nach politischen Umstürzen alles vom vorherigen Regime „verteufelt“ wird. Im kommunistischen System, dessen politischen Unzulänglichkeiten Vato selbst zum Opfer fiel, versuchte er nach seiner Freilassung als mündiger Bürger durch Briefe Missstände anzuprangern und Anregungen für Verbesserungen zu geben. Er war stolz darauf, initiieren zu können, dass für Mütter mit Kindern rauchfreie Räume auf den Bahnhöfen der DDR geschaffen wurden. In der Nazizeit, als sein ältester Sohn für den Besuch der Napola (National politische Bildungsanstalt) vorgeschlagen wurde, hatte er in einem Brief sachlich gegenargumentiert, dass die Familie als Keimzelle des Staates betrachtet würde und deshalb ein Kind aus einer intakten Familie nicht herausgerissen werden dürfe. Somit verhinderte er eine einseitige politische Programmierung seines Sohnes. Die Entscheidung machte er sich sicher nicht leicht, denn einem Schüler dieser Spitzenschulen hätten alle beruflichen Möglichkeiten offengestanden. Obwohl mein Schwiegervater ganz sicher profunde politische Kenntnisse gehabt hat, ist ein einfacher Bürger, der einer unpolitischen beruflichen Tätigkeit nachgeht wie Vato als Mediziner, damals wie

heute nicht in der Lage, irgendeine grundsätzliche Änderung im Regime zu bewirken. Der einzelne Mensch kann nur durch sein Verhalten – wie Kant im Kant'schen Imperativ noch heute gültig formuliert hat – dazu beitragen, dass der Mensch seine Verantwortung als höchstentwickeltes Tier übernimmt. Mein Schwiegervater – im Alter auf ca. 1,45 Meter zusammengeschrumpft – lief mit seinem großen Stock durch die Taunuswälder und brachte Papier und Unrat mit in die Mülltonne. Für mich war diese eher sinnlose Anstrengung einfach symbolisch für das Bemühen, ein guter Bürger zu sein. Damals in den medienarmen 50er Jahren ist manches Gespräch mit ihm geistige Nahrung gewesen.

Doch ich schweifte ab, als ich die Kellerroma charakterisieren wollte. Da muss ich noch schildern, dass leider das Bild der herzensguten, frommen, tüchtigen Gemüse- und Blumenzüchterin, als ich sie 1960 in Niederoderwitz besuchte, einen Riss bekam. Sie lebte mit ihrer Schwester quasi in einer Wohnung in völligem Unfrieden zusammen. Sie benutzten dieselbe Küche und versuchten sich trotzdem nicht zu sehen. Beschimpften sich und redeten Schlechtes voneinander. Die Schwester war eine kinderlose ehemalige Lehrerin. Ich selbst war und blieb fassungslos bei diesem praktischen Beispiel von „christlichem Leben“ und ehrlich schrecklich enttäuscht von diesem Menschen, den ich vorher bewundert hatte. Ich habe schon an anderer Stelle gesagt, dass ich ältere Menschen – insbesondere Männer – immer für klüger hielt und ihnen Fehler eher als ihnen gemäße Eigenheiten zugestand. Was ich bei meinem kurzen Besuch bei den beiden Schwestern erlebte, versuchte ich im Gedächtnis fernzuhalten von meinem heilen Bild der frommen Pastorenfrau, was mir so gefallen hatte. Immer wieder stimmt es mich traurig, wenn ein Blick hinter die Fassade die Schwäche des Menschen schonungslos erkennen lässt. Ich möchte so gerne an das Gute im Menschen glauben können.

Zurück zu Vato. Mit ihm sprach ich auch einmal darüber, wie furchtbar es für mich wäre, ein behindertes Kind zu bekommen. Unerschrocken erklärte er mir, der die Entbindung seiner eigenen Kinder selbst als Arzt überwacht hatte, dass er ein behindertes eigenes Kind gleich nach der Geburt getötet hätte. Er hätte seiner Frau nicht zumuten wollen, ein behindertes Kind aufziehen zu müssen. Obwohl mich seine Worte damals schockierten, bewunderte ich seinen Mut, sich in dieser Nachhitlerzeit so offen zur Euthanasie zu bekennen genauso wie die Tatsache, dass ihn keine ethisch-moralischen Zweifel plagten. Bis heute kann ich seine Einstellung nicht aus Überzeugung verurteilen. Dieser Schwiegervater, dessen autoritäre Überlegenheit bei seinen eigenen Kindern lähmend wirkte und auch mir in der praktischen Haushaltsführung lästig werden konnte, hat mir viele Denkanstöße gegeben. Mir fehlte im täglichen Haushaltseinerlei die geistige Auseinandersetzung. Doch oft hat die Müdigkeit die Aufnahmebereitschaft gelähmt. Bis heute verhindert die Tatsache, einen geordneten Haushalt mit festem

Zeitplan führen zu wollen ein bohemienhaftes Nachjagen wissenschaftlicher Erkenntnisse. Ich sehe den kleinen Dr. Schnabel in seiner kurzen schwarzen Sporthose frühmorgens über dem Buch gebeugt, dem er die Nacht gewidmet hatte, angeregt über die neuesten Erkenntnisse dozierend – – er hat sie alle mit ins Grab genommen. Ohne ihn wäre die Welt viel ärmer gewesen, und meine Nachkommen definieren sich über ihn.

Ich erinnere depressive Phasen in meinem Leben – z. B. ganz trübe Gedanken an dem Tag vor Ronals Geburt – doch im allgemeinen lebte ich als junge Frau und Mutter, die auch allmählich großzügiger Geld ausgeben konnte, konsumfreudig und modeinteressiert im Trend der Zeit des Wirtschaftswunders. Wenn meine Eltern zu Besuch waren, fuhren wir mit der Straßenbahn zum Grugapark, der, (übriggeblieben von einer Bundesgartenschau) eine Art Vorläufer der ersten Erlebnisparks war. Es gab Zootiere dort und schöne Parkanlagen. Ich glaube, ich sah dort die ersten Canna. Heute sind exotische Pflanzen fast in jedem Hausgarten. Damals boten sie einen ungewohnten Anblick.

Meine Eltern liebten wohlherzogene und saubere Enkelkinder. So war solch ein Ausflug für mich als Mutter ein nicht ganz unbeschwertes Vergnügen. In Essen gab es in der Innenstadt ein schickes Cafe in einem Obergeschoß, wohin die Großeltern die Enkelkinder ausführten. Ich erinnere diese Konditorei nur durch den kleinen dunkellockigen Ronald, der seinen Brüdern belustigt einen Kuchenbissen zeigte, der beim Verlassen des Lokals auf seinem Stuhlpolster zurückblieb. Die Mienen der Großeltern sind leicht vorzustellen, doch auf der Straße konnten meine Eltern über solche „Menschlichkeiten“ auch belustigt mitlachen.

Bei Torulfs Geburt hatten wir vor, eine Putzhilfe einzustellen. Doch die Frau kam dann nicht wieder. Da ich ganz gut zurechtkam, als ich wieder zu Hause war, bemühten wir uns nicht mehr um eine Hilfskraft. Ich weiß, dass ich die größeren Kinder im Kinderzimmer einschloss, um ungestört den Haushalt richten zu können. Natürlich waren Dummheiten nicht ausgeschlossen. An einer defekten Stelle wurde der Tapetenablösung effektiv nachgeholfen. Die Tapetenränder an den Fußleisten oder Fensterecken verführten auch später immer wieder Kleinkinder und Babys zum Knibbeln und brachten Tapeten bei mir in Misskredit.

Morgens etwa um 11 Uhr gab ich den Kindern eine Banane. Die Uroma beobachtete, dass Ronald gezielt immer nach der größten griff. So nahm sie eines Tages die Bananen so geschickt in die Hand, dass die größte kürzer erschien und tricks-te so den Gefräßigen aus.

Mein Mann wechselte im Herbst 1956 aus finanziellen Gründen die Stelle. Ich war inzwischen mit den Zwillingen schwanger, doch wusste ich nichts von einer Mehrlingsschwangerschaft. Ich hatte diesmal keine Blutungen, wohl aber Kreislaufstörungen, wenn ich länger stehen musste. Im Kaufhaus sah mich eine Verkäuferin blass werden und reichte mir einen Stuhl über die Theke, was mir sehr

peinlich war. Auf dem Markt kaufte ich dann vorsichtshalber nur, wo keine Kunden anstanden. Etwa im 4. Monat bekam ich einen juckenden Ausschlag, der – ich glaube – durch Kalkspritzen erfolgreich behandelt wurde. Um die Weihnachtszeit hatten die Kinder eine schwere Bronchitis. Unser Hausarzt verschrieb Medikamente und meinte dann, ich selbst täte ihm mehr leid als die Kleinen, weil er auch die Mutter hustend beobachtete. Ob ich Zwillinge erwarte, fragte er. Ich verneinte das mit Achselzucken, denn zum Arzt war ich nicht mehr gegangen, seit der Ausschlag behandelt worden war. Eine Schwangerschaft ist ja keine Krankheit. Vorsorge im heutigen Sinne war damals unbekannt. Der mitleidige Doktor verschrieb mir opiumhaltigen Hustensaft. Man musste den Personalausweis beim Kauf in der Apotheke vorzeigen. Geholfen hat das Medikament kaum. Ich saß nächtelang hustend im Bett und habe verzweifelt Romane gelesen. Mit dem dicken Bauch war es sowieso schwierig, eine bequeme Schlafstellung zu finden. Ich glaube, jede Schwangere stimmt mit mir überein, dass Ungeborene wohl Nachteulen, sprich nachtaktiv sind. Trotz aller gesundheitlichen Schwierigkeiten schaffte ich es, den haushaltlichen Verpflichtungen nachzukommen. Weihnachten 1956 stand ich am Heiligabend um 7 Uhr auf, um die bestellte Ente und andere Lebensmittel für das Festessen abzuholen. Das Kaufhaus Karstadt hatte vor Weihnachten beleuchtete Wasserspiele in den Anlagen vor dem Eingang installiert. Damals gab es noch nicht dieses Übermaß an Illumination um die Adventszeit. Ich habe mit den Kindern dieses Wunderwerk der Technik zu der romantischen Musik begeistert genossen und weiß, wie mich diese Stimmung beflügelte, ein tolles Weihnachtsfest für die Kinder zu arrangieren.

6

Wir wussten schon, dass wir Anfang des Jahres 1957 in ein Reihenhaus in Wuppertal ziehen würden. Damals begann die Zeit, als Geschäftsleute Häuser bauten und vermieteten, um Steuern zu sparen. So ein Objekt konnten wir über den neuen Arbeitgeber meines Mannes anmieten. Ich weiß nicht, wo das Büro der Gesellschaft damals war und wie mein Mann dort hinfuhr, denn er hatte noch nicht ständig einen Dienstwagen. Doch ab und an konnte er einen VW-Käfer ausleihen. So fuhren wir zu den Städtischen Krankenanstalten mit der ganzen Familie, um mich für die kommende Entbindung anzumelden. Wir waren privat versichert, was damals mit unserem Einkommen möglich war und günstiger, weil eine Pflichtversicherung nach 6 Monaten „ausgesteuert“ hätte. Ich fragte beiläufig den Professor, ob es möglich sei, dass ich Zwillinge erwarte. Meine Mutter hatte mir immer geschildert, dass sie deutlich gemerkt habe, wie sich die Kinder im Mutterleib schubsten – so glaubte ich nicht ernsthaft an zwei Kinder, da ich keinerlei „Kämpfe“ registrieren konnte. Der Arzt versicherte mir, er höre nur einmal Herztöne, ließ mich zu meiner Verwunderung aber bis nach der Visite warten, um eine Röntgenaufnahme zu machen, was man damals noch bedenkenlos tat. Als ich mich für das Procedere auf den Bauch auf ein hartes Brett legen musste, bereute ich, diese vermeintlich überflüssige Frage gestellt zu haben. Ich wartete auf das Ergebnis. Der Oberarzt kam durch den Flur, die nasse Aufnahme zum Trocknen schwenkend und sagte: „Gratuliere, es sind zwei!“ Da er mir von Torulf's Entbindung her als Scherzbold erinnerlich war, nahm ich ihn nicht ernst bis er mir auf dem feuchtem Bild zwei kleine menschliche Knochengebilde schräg übereinander zeigte. Leider habe ich diese Aufnahme nie bekommen können, obwohl ich mich später noch sehr darum bemühte. Der Arzt riet mir zu viel Ruhe, da es wichtig sei, die sehr kleinen Zwillinge möglichst lange im Mutterleib zu halten. Mein Mann wartete mit den drei Kindern hinter einer Glastür. Ich hastete ihm entgegen mit zwei erhobenen Fingern, ernsthaft hatten wir überhaupt nicht an diese Möglichkeit gedacht. Nur meiner Schwester und meinen Eltern erzählten wir von dieser Überraschung. Ich hatte damals ein neues Jäckchen und ein Strampelhöschen gestrickt. Ich begann sofort mit einem zweiten Jäckchen (mit angestrickter Kapuze) und meine Schwester mit der Strampelhose nach meinen Angaben. Ob ich schon vorher fertig wurde oder erst im Krankenhaus, weiß ich

nicht mehr; denn genau eine Woche später kamen die Zwillinge nach 8 Monaten Tragezeit zur Welt. Mein Mann und ich hatten noch bis nach Mitternacht Tapetenbücher gewälzt, um für unser neues Heim modemutig Wandbekleidungen auszusuchen. Damals bekamen wir gelbe Tapeten mit Stacheldrahtmuster in den Flur. In einem Möbelgeschäft sahen wir bunte Esszimmerstühle, deren Bezugstoff wir für Leder hielten. Es war das erste Kunstleder auf dem Markt und hat fantastisch gehalten. Wir kauften diese Stühle zu einem Resopal-Ausziehtisch. Heute ist es erstaunlich zu denken, dass es damals weder Plastikeimer, -wannen oder -schüsseln gab, allenfalls Geschirre aus Bakelit, das aber leicht brach, unansehnlich wurde und Geschmack annahm. Keine Plastiktüte flog damals durch die Straßen. Doch Unrat lag auch genug herum, zumal noch viele Trümmergrundstücke brach lagen.

Wir waren gerade zu Bett gegangen, da verlor ich Fruchtwasser. Ich fuhr allein mit der Taxe zur Klinik, denn wir konnten die kleinen Kinder nicht ohne Betreuung lassen. Es war gerade Hochbetrieb im Krankenhaus gewesen. Die Kreißsäle mussten gerichtet werden. Ich hatte keine Wehen mehr und ging im Flur auf und ab, bis eine Hebamme mich in einen Untersuchungsraum bat, um Fieber zu messen. Mit einem kleinen Aufschrei sagte sie: „Da sieht man ja schon die Haare.“ Ich fragte ohne Panik nach der Farbe, was sie natürlich im nassen Zustand nicht erkennen konnte. Vorsichtig geleitete man mich in den Kreißsaal und wies den Pförtner an, die Schranken für den zur Privatgeburt alarmierten Chefarzt zu öffnen. Der Oberarzt sagte trocken: „Bis zum zweiten ist der Chef sicher da!“ Letztendlich verpasste man mir dann noch eine Wehenspritze, als alle sich erwartungsvoll langweilten. Ich bekam eine leichte Narkose zum Schneiden und hörte dann nochmal kurz den aufmunternden Zuruf zum erneuten Pressen. Um 4 Uhr war ich im Krankenhaus gewesen. Um 5:00 Uhr und 5:04 Uhr wurden die Jungen geboren. Noch halb in Narkose hörte ich die Hebamme „Naevus“ (Muttermal) diktieren und fragte, wo das sei. Die Frau sagte ärgerlich, es gäbe ja viel Platz am Körper, doch es sei dummerweise am Kinn. Beide Kinder waren gesund, nur das erstgeborene winzig mit 3 1/2 Pfund. Da beide Kinder ausgereift wirkten, kam das winzige Baby in ein normales Wärmebett. Sein Bruder mit 5 1/4 Pfund hatte sich vorgeburtlich offensichtlich bessere Versorgungsmöglichkeiten erschließen können. Ganz ausgewachsen hat sich der Unterschied zwischen Größe und Gewicht nie. Es gab aber später nie das Recht des Stärkeren bei den Beiden, nur die üblichen normalen Rangeleien unter Geschwistern.

Einmal wurde mir der Winzling nach der Geburt noch gebracht. Dann verschwand er im Säuglingszimmer, um die abgepumpte Milch eingetrichtert zu bekommen. Er würde an der Brust nicht genügend saugen, meinte man. Auch nach dieser Entbindung musste die Mutter noch strikt liegen. Einmal stand ich heimlich auf, um einen heruntergefallenen Kugelschreiber aufzuheben. Damals

wie heute war es mir unangenehm, jemanden für mich springen zu lassen. Doch ich kippte wirklich beinahe um. Erstaunlich waren mir auch meine dünnen Beine und Füße, an denen die Schuhe schlackerten. Wieviel Wasser sich während der Schwangerschaft angesammelt hatte, wurde mir so richtig bewusst. Dem Professor fiel es sichtlich schwer, mir vor der Entlassung zu eröffnen, dass der untergewichtige Zwilling in der Klinik verbleiben sollte. Ich hatte schon damit gerechnet. So pumpte ich zu Hause dreimal am Tag Milch für das zweite Baby ab und schaffte die Milch mit der Straßenbahn zu den Krankenanstalten. Wir hatten im Haushalt eine Hauspflegerin. Von welchem Verband sie war, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere sie als ein bisschen mürrisch. Als ich am 10. oder 11. Tag entlassen werden sollte, durfte ich im Säuglingszimmer einen Stockwerk höher beim Baden meiner Babys zusehen. Ich konnte noch nicht so lange stehen und wurde kurz vor dem Umkippen von der Hebamme heruntergeleitet. Offensichtlich bin ich zu Hause problemlos zurecht gekommen. Meine chronische Bronchitis wurde im Krankenhaus mit einem Eukalyptus-Inhalator behandelt. Doch ich habe mir noch ungefähr ein halbes Jahr lang nach jeder körperlichen Anstrengung (damals kam gerade das Federballspiel auf) quasi die „Lunge aus dem Hals“ gehustet. Ich ließ mich noch einmal untersuchen, weil ich Angst hatte wieder an Tuberkuloseinfektion erkrankt zu sein. Ich trug eisern einen selbstgenähten Mundschutz bei der Versorgung der Zwillinge. Arrigo und Allard nannten wir sie = Heinrich in der italienischen und französischen Form. Ob mein Vater wieder die Kinder am Standesamt anmeldete, weiß ich nicht. Bei Ronald und Torulf gab es jedenfalls dort erheblichen Ärger, weil die konservativen Standesbeamten in Essen-Rüttenscheid die ihnen unbekannt Namen nicht eintragen wollten. Doch mein Vater hatte auch den wirklich ungewöhnlichen Zweitnamen Wandalo für Ronald registrieren lassen können. Die Zwillinge wurden in Wuppertal getauft. Ich kann mich an die Feier nicht erinnern, nur dass meine Mutter ein zweites Taufkleid erstellte und ich meinem Großkusin Karl-Heinz für sein erstes Kind das zweite Festgewand mitgab.

Etwa ab 1955 ist Kindergeld gezahlt worden. Die Anspruchsberechtigten mussten es bei der Post abholen. Die erste Auszahlung brachte Probleme mit sich. Warum der Beamte sich nicht mit der Vorlage des Personalausweises zufrieden geben wollte, verstand ich nicht. Als er die Vollmacht meines Vaters verlangte, dämmerte mir endlich, dass er meinte, ich wolle als Kind für die Eltern kassieren. Ich sah immer noch zu jung aus für eine mehrfache Mutter. Kindergeld wurde erst ab drei Kindern gezahlt. Übrigens ließ ich mir in jener Zeit einmal das Haar kurz schneiden, um meinem Mann einen Gefallen zu tun. Im Fotoalbum wirke ich eher wie eine Karikatur meiner selbst und habe mich mehr oder weniger damals auch so empfunden. Wahrscheinlich ist meinem Mann nie bewusst gewesen, wie wertvoll das lange Haar für mich ist. Er hat auch das „Opfer“ nicht entsprechend gewürdigt. Ganz sicher hat es keine überzeugenden Beifallkundgebungen seiner-

seits gegeben. Ziemlich schnell ließ ich das Haar wieder wachsen und nahm ihm übel, dass es meiner Ansicht nach nie wieder so lang wurde wie es gewesen war, wobei mein dichtes krauses Haar sowieso maximal nur Schulterlänge erreichte. Voller Neid kämmte ich später das Haar meiner Töchter, das bis über den Po hing. Ohne Not ließen sie es später kurz schneiden und trugen es bis auf Ronja nie wieder lang. Keine hat jedoch dieses extrem krause Haar geerbt. Jetzt im Alter ist es nur unter humiden Klimabedingungen so auffällig.

Die letzten Wochen, die wir in Essen wohnten, vergingen wie im Fluge. Außer der Familie eines Kollegen hatte ich niemanden näher kennen gelernt. So gab es kein schmerzliches Verabschieden. Mutter und Schwester in Münster vermisste ich in der Essener Zeit doch sehr. Ich erinnere mich schluchzend nach ihren Besuchen vom Bahnhof nach Hause schleichend. Dabei fallen mir gerade die Bahnsteigkarten ein, die man früher an einer Sperre zeigen musste. Wann wurden die abgeschafft?

Fast genau sechs Wochen nach Geburt der Zwillinge zogen wir um. Mit dem Kranwagen schleppte man den Umzugswagen durch den Schlamm. Heute werden in Siedlungen die Straßen zuerst gebaut. Damals zog man in halbfertige Häuser, um Miete zu sparen. Wohnraum war noch lange Jahre extrem knapp. Der Mieterwechsel vollzog sich quasi über Nacht. Wie das zum Monatsende für Vor- und Nachmieter möglich war, ist mir nur für den Neubaubezug erklärlich. Doch wie man sich damals oft behelfen musste, kann ein verwöhnter Bürger des dritten Jahrtausends nicht mehr nachvollziehen.

Das Problem, drei Kleinkinder in einem Haus ohne Türklinken zu hüten, (die Zwillinge konnten sich ja noch nicht fortbewegen) ist mir noch erinnerlich, weil der 1 1/2 jährige Torulf aus dem Gitterbett anscheinend mühelos herauskam und auch nach „Fesselung“ mit dem Sportwagengeschirr in „Null Komma nix“ in der Küche erschien. Am Tag nach dem Umzug fuhr ich mit dem Bauleiter der Firma in seinem alten Mercedes nach Essen, den zweiten Zwilling aus dem Krankenhaus abholen. Ich brachte abgepumpte Milch für das Baby mit. Die Schwester fütterte und versorgte den Winzling und entließ uns mit den besten Segenswünschen und dem Rest Milch im Fläschchen. Im Autoradio hörten wir „Cindy, oh Cindy“, einen Schlager, der vor einigen Jahren wieder aufgelegt wurde und mich immer an den recht attraktiv aussehenden Fahrer an meiner Seite erinnert. Den Sexappeal gutaussehender Männer nahm ich immer mehr wahr, als eine verheiratete Frau tun sollte, doch kam es niemals in meiner Ehe zu einem Fehltritt. Da wirkten die Kinder wie ein Schutzschild nach beiden Seiten hin.

Sex spielte in unserer Ehe eine entscheidende Rolle. Trotzdem blieb mein Verlangen oft ungestillt. Ich erinnere mich nachts im Wohnzimmer unbefriedigt strickend sitzend. Obwohl wir auch Aufklärungsfilme sahen und ein Buch über Stellungen beim Geschlechtsverkehr über Versand bestellten, ein spezielles

Rhythmuskissen kauften und ich durchaus unübliche Praktiken verlangte, ist es mir erst kurz vor dem Tod meines Mannes gelungen, ihm die für mich absolut befriedigenden Handgriffe zu zeigen. In Folge war es mir auch ohne Partner möglich in den Genuss sexueller Befriedigung zu kommen. – Der ständige Schlafmangel sorgte in dieser Neuanfangsphase in Wuppertal allerdings dafür, dass sich das Verlangen nach Sex in Grenzen hielt.

Arrigo schlief fest bei der Ankunft im neuen Haus und ließ sich ohne aufzuwachen ins vorbereitete Körbchen legen. Sein gleichaltriger Bruder war in den Kinderwagen umgezogen. Mein Mann und ich versorgten die Familie mit Abendessen und brachten die drei ältesten Kinder ins Bett. In völliger Ruhe nahm ich das winzige Baby um ca. 21.00 Uhr aus dem Kissen, ehe es völlig wach war und legte es an die Brust. Entgegen der Buchweisheiten trank das Kind aus der mütterlichen Brust wie aus der Flasche und ersparte mir so die monatelange Abpumperei, zu der ich bei dem ersten Kind nach der Brustentzündung gezwungen war. Die ersten Wochen bekam der andere Zwilling noch den Überschuss. Dann musste sich Allard mit dem Humana-Fläschchen begnügen. Dieses Milchpräparat nahm ich, weil es nicht saurer Muttermilchersatz war und so für mich akzeptabler schien. Als ich Arrigo am nächsten Tag noch die Restmilch aus der Flasche anbot, verzog er sein greisenhaftes Gesichtchen vor Ekel, als er den Gummisauger fühlte. Apropos „greisenhaft“: mein Schwiegervater besuchte uns mit der jüngsten Schwester meines Mannes. Sie muss 12 Jahre alt gewesen sein und durfte das Flaschenkind versorgen, während ich sein Brüderchen stillte. Plötzlich stellte Farigunt eine Frage, die mich total erstaunte: ob ich denn beide Kinder gleich lieb habe. Ich war vollkommen verblüfft. Das war mir selbstverständlich gewesen. Doch sie erklärte mir, dass Allard doch so viel hübscher sei. Dass die Hilfsbedürftigkeit des Schwächeren für die Mutterliebe dem weniger attraktiven Kind mentale Pluspunkte gibt, konnte das junge Mädchen damals sicher nicht verstehen. Auch ich selbst kann mir bis heute nicht vorstellen, dass ich ein abstoßend behindertes Kind lieb gehabt hätte.

Wenn ich noch so intensiv nachdenke, weiß ich nicht, wie es mir möglich war, Einkauf, Waschen etc. auf die Reihe zu kriegen. Mein Mann hatte eine Putzfrau engagiert, die aber nach vier Wochen zur Nachbarin, die nur einen erwachsenen Sohn hatte, überwechselte. In dem schmalen Reihenhauses passte der Zwillingssportwagen nur knapp die Kellertreppe herunter. Viel ausgefahren habe ich die Zwillinge sicher nicht, zumal Torulf mit 1 1/2 Jahren auch noch geschoben werden musste. Ehe die Strasse asphaltiert worden war, konnte so ein Ausflug nicht unternommen werden. Wir hatten einen Balkon, auf dem die Babys im Freien standen. Auch alle nachfolgenden Kinder standen in ihren ersten Monaten auf den Balkon, wo sie sicher bessere Luft einatmen konnten als beim Ausfahren in Auspuffhöhe.

Mit Pferd und Wagen wurde in Wuppertal die Milch gebracht, das legendäre

„Milchhappa“. Ein großer Kombi bot Lebensmittel an und lieferte bestellte Ware. Nur gelegentlich fuhr ich mit der Schwebebahn nach Elberfeld, wahrscheinlich meist samstags. Aber ich weiß nicht einmal, ob mein Mann damals samstags noch halbtags arbeiten musste. Der Wuppertaler Zoo war in der Nähe. Wir gingen ungefähr 20 Minuten bis hin. In dem letzten Jahr, wo wir dort wohnten, schickten wir die Großen auch allein. Odilo erzählte später, dass sie einmal gar nicht bis zum Zoo gingen, sondern nur von der Brücke über der Straße auf die Autos spuckten.

Zurück zu den Anfängen der Wuppertaler Zeit. Anfang März waren wir eingezogen. Als das Wetter trocken und wärmer war, ließ ich die älteren Kinder draußen spielen und den Lehm sandkastenähnlich nutzen. Plötzlich war der kleine Torulf verschwunden. Die beiden Größeren hatten nicht aufgepasst. Als ich ins Haus zurückeilte, sah ich den Kleinen auf der obersten Sprosse eines Schlagladens



direkt unter der Terrassendecke stehen. Ich erzählte schon von den Fähigkeiten dieses Kindes, aus dem Gitterbettchen zu entkommen. Sport wurde auch in der Schule später sein Lieblingsfach. – Als ich ein anderes Mal die Kinder von draußen holen wollte, beobachtete ich, dass der Älteste ein offensichtlich behindertes Kind zurückstieß, das mitspielen wollte. Obwohl auch sein einjähriges Brüderchen beim Spielen oft störte, hat der Fünfjährige den gleichaltrigen, nicht altersgerecht entwickelten Behinderten abgelehnt. Ich bin also aus eigener Anschauung skeptisch, wenn immer behauptet wird, in integrierten Kindergärten und Schulen würden die gesunden Kinder keine Unterschiede im Umgang mit den Spielgefährten machen. Damals konnte ich die Behinderung des Nachbarkindes nicht einordnen. Mein Schwiegervater als Kinderarzt sah diesen Jungen einmal, als dieser an unsere Wohnzimmertür kam und fragte: „Wo kommt denn dieses Mongölochen her?“ Erklärte mich auf über die Trisomie 21 und ihre Auswirkungen. Damals wussten die meisten Menschen nichts darüber, bis Anfang der 60er Jahre ein Film „Unser Walter“ im Fernsehen lief. Ich habe später gesehen, dass im Gegensatz zu der damals in diesem Streifen vertretenen Meinung nicht jeder Mongoloide trotz aller Förderung so selbstständig werden kann, wie derjenige im Film und erfreulicherweise auch der Sohn Michael unserer damaligen Nachbarn, mit denen wir noch Jahrzehnte Kontakt pflegten. Dieser behinderte Sohn redete mich Jahre später bei einem unangemeldeten Besuch abends an der dunklen Haustür sofort mit Namen an.

Obwohl ich über Monate die Zwillinge auch nachts versorgte, lud ich manch-

mal einen Kollegen meines Mannes oder den Bauleiter zum Mittagessen ein. Vornehmlich gab es Auflauf aus Weißbrot mit viel Eiern, Milch und Äpfeln, der sehr gelobt wurde. Ich habe mich also nicht von einer „normalen“ Hausfrau unterschieden, die gern ihre Kochkünste unter Beweis stellt.

Nach und nach legten wir den Garten an, natürlich mit Ablegern, die wir geschenkt bekamen. Eine Gärtnerei habe ich damals nie frequentiert. Mein Mann versuchte einen Kirschbaum umzupflanzen, der beim zweiten Bauabschnitt der Siedlung fallen musste. Trotz aller Mühe ging er ein. In diesem Baugelände hatten Wohnungslose gehaust. Mich suchte eine Mutter von 9 Kindern auf, um bleiben zu dürfen. Mein Mann hatte darauf natürlich keinen Einfluss. Soziale Härten erregen immer mein Mitleid. Doch damals sah ich, dass man nicht allen Menschen auf der Welt helfen kann.

Der kleine Garten fiel nach hinten steil ab. Erst im zweiten Jahr terrassierten wir den unteren Teil. Ein Altersheim hatte einen großen Obstgarten hinter unserem Grundstück. Die Wirtschafterin gab mir das Fallobst, weil schon damals dessen Nutzung für die Großküche zu aufwändig war.



Wir haben uns in Wuppertal eine Küche einbauen lassen. Ich erinnere mich nur ganz ungenau daran, auch nicht, ob wir beim Auszug eine Vergütung dafür bekamen. Meine Eltern schenkten uns ein großes Turngerüst, das von einer Sportgerätefirma hergestellt worden war. Die Ketten waren im Beton verankert. Bei den Umzügen wurden dann neue Anker bestellt und eingegossen. Auch als Erwachsener kann man am Hochreck turnen und schaukeln. Die Vorgärten waren offen in dieser Siedlung. Im Frühjahr lief jeder Hausbesitzer abends mit Sieben und Töpfen die Krokusse abdecken, die sonst von den herumhoppelnden Kaninchen abgefressen wurden. Auf der Straße spielten wir Federball nach Feierabend.

Im Frühjahr 1958 wurde unser erstes Kind eingeschult. Um zur Schuluntersuchung mit ihm zu gehen, bat ich ein einziges Mal in der Wuppertaler Zeit, eine Nachbarin auf die vier jüngeren Kinder aufzupassen. Sie hat mir hinterher deutlich zu verstehen gegeben, wie unzumutbar das war. – Odilo konnte damals ausrechnen, was ein Pfund Nudeln kostete, wenn für drei Pfund 1,80 Mark gezahlt wurden. Malen konnte er aber kaum, weil ich Buntstifte selten erlaubte und die kleineren Geschwister damit geschmiert hätten. Dass er deswegen bei der Einschulung eher als unreif eingestuft wurde, hat mir sehr nachgehungen. – – – Die

Schularbeiten musste das Kind im Esszimmer machen. Wie später bei den meisten Kindern gab es Probleme mit dem sauberen Schreiben. Als mit Tinte geschrieben wurde, entdeckte ich plötzlich eine Tintenspur an der rosa Tapete.

Kurz nach dem Einzug hatte Odilo plötzlich nicht mehr schlucken können. Er hatte ein Loch im Zäpfchen des Rachens. Angeblich hatte er nichts gemacht: Beim Putzen sah ich später auf dem Schrank einen abgebrochenen Viertelstab. Ich glaube heute gibt es nicht mehr diese zweiteiligen Fußleisten, zu denen so etwas verwendet wurde. Odilo hatte dieses Stück wohl in den Hals gestoßen – Fehler, die man macht, nicht zuzugeben oder zu vertuschen, muss wohl in der Natur des Menschen liegen. Ich schäme mich auch als Erwachsene diese Eigenschaft noch zu haben – gottlob selten.

In Wuppertal gab es eine reformierte und eine lutherische Kirche. Der Pfarrer erklärte uns diesen Unterschied als entscheidend – wie heute noch überzeugte Katholiken nicht mit Protestanten das Abendmahl teilen wollen. Intoleranz kann ich bis heute nicht als christlich empfinden und konnte auch damals das sonst so liebe Pastorenpaar nicht verstehen. An die jeweiligen Taufkirchen der Kinder erinnere ich mich weder in Wuppertal noch in Essen. Als zu Hause unabhkömmlich betrat ich diese Kirchen auch nie außer zu Taufen. Schließlich konnte mein Mann auch kein Baby stillen. Ein gutes Mittagessen auf den Tisch zu bringen erfordert eine gewisse Zeit. Auch ohne kleine Kinder vormittags 1 1/2 Stunden oder mehr fort zu sein, lässt sich bei komplizierten Mahlzeiten nicht ohne Stress praktizieren. Doch ich gebe zu: Fromme Katholiken haben das immer geschafft. In früheren Zeiten gab es allerdings auch noch die Frühmesse.

Mit den Säuglingen ging ich zur Mütterberatung. Eine Zeitlang gab es für das erste halbe Jahr Stillgeld. Das Stillen konnte man sich bei der Beratung bescheiden lassen. Ich fand es gut, die Babys untersuchen und wiegen zu lassen, ohne dass sie mit kranken Kindern zusammen kamen wie in der normalen Kinderarztpraxis. Für die Zwillinge haben wir damals eine Babywaage ausgeliehen. Später hatte ich selber eine Waage mit Babywaagschale. Ich habe wirklich die Babys vor und nach dem Stillen gewogen. Ich kenne keine Mutter, die so etwas praktizierte. Ich legte die Kinder an beiden Seiten an und musste u. U. warten, bis die Milch wieder eingeschossen war. Mit der Hand drückte ich die Brust nach. Ich habe Frauen beneidet, deren Kinder tranken, ohne dass die Mutter sich mühen musste. Wenn ich anfang zuzufüttern, legte ich das Baby trotzdem bei jeder Mahlzeit an, damit die Milch nicht zurückging.

Im Sommer 1958 wurde unser erstes Mädchen – unser sechstes Kind – geboren. Im Kreißsaal schlugen mir die Zähne zusammen, weil es so kalt war. Wegen Renovierungsarbeiten hatten die Fenster nachts aufgestanden, um den Farbgeruch herauszulassen. In den letzten Wochen der Schwangerschaft litt ich unter Juckreiz unter den Füßen. Nachts kratzte ich mit Scheren und Feilen. Wer nie unter solcher

Plage gelitten hat, kann nicht mitreden. Doch auch Mückenstiche peinigten mich fürchterlich. Mein Mann schimpfte immer, wenn das Blut nach dem Aufkratzen an den Beinen herunter lief. Mit Recht fürchtete er bei meinen vielen Krampfadern offene Beine. Nach Varunas Geburt ließ mich der Arzt aufstehen, da er eine Thrombose fürchtete. Jede Schwester entsetzte sich damals noch, wenn sie eine Wöchnerin laufen sah.

In Wuppertal hatten wir eine sehr tüchtige liebe Hauspflegerin, so dass während meiner Abwesenheit alle gut versorgt waren. Wie immer war der Damriss genäht nach der Geburt. Ein Stich war wohl entzündet. Mir liefen abends die Tränen herunter, als ich nach meiner Heimkehr den Tisch richtete. Das Jahr bis zu Elfruns Geburt ist mir als das härteste meines Lebens in Erinnerung. Arrigo hat noch nicht laufen können, als das Mädchen geboren wurde. Besucher erlebten, dass ich abends bei der Unterhaltung einschlief. Über zwei Jahre lang mussten von drei Kindern Windeln und Windelhosen gewaschen und getrocknet werden. Arrigo habe ich 10 Monate gestillt. Er wollte absolut nicht essen. Das Baby brachte es fertig die Nahrung ohne zu schlucken hinten auf der Zunge liegen zu lassen. Irgendwann muss er essen gelernt haben, aber ich erinnere keinen plötzlichen Zeitpunkt wie bei Odilo, der mit einmal total hungrig eine Portion Wirsing verschlungen hat. Die Zwillinge waren lange im Laufstälchen. Einmal stand Allard auf dem schlafenden Arrigo. Meine anfängliche Sorge, die Kinder könnten sich gegenseitig verletzen, erwies sich als unbegründet. Auf der Terrasse ergatterte Allard durch das Gitter einen Regenwurm – mehr zum Entsetzen der Mutter als gefährlich. Ein anderes Mal hat Allard einen Roman auf meinem Nachttisch aus dem Kinderwagen erreichen können und die ersten 10 Seiten „gelesen“. Ich hatte das Buch ausgeliehen. Wir haben ein neues kaufen müssen, damals für uns eine Ausgabe, die wehtat.

Bei Varunas Tauffeier schimmelte das vorher zubereitete Kompott. Bis heute sind mir große Essensmengen und die Reste ein Alptraum. Der Anblick von viel Essen verschlägt mir den Appetit wie als Kind. Bei Festlichkeiten essen gehen zu können, empfinde ich als ungeheuer erleichternd, zumal man bei großen Mengen kaum so raffiniert kochen kann, wie ich es liebe. Es gibt allerdings Gerichte, die nur für viele Esser lohnen. Ich denke an den Heringssalat, den ich Jahrzehnte lang vor Weihnachten zubereitete, wie ich es in Höxter bei der Familie Ummen gut gefunden hatte. Ich kochte zur Zubereitung auch extra Schweinefleisch, das außer selbst eingelegten Heringen und roten Beeten das Produkt verfeinerte.

Als 1959 unsere Elfrun geboren wurde, war ein überaus heißer Sommer vorausgegangen, in dem meine Mutter und ich uns in der Mittagshitze auf die Liegestühle im Vorratskeller legten. Die Kinder hatten einmal früh morgens schon an der Wand hinter ihren Betten geknibbelt. Der Raum war voller Staub. Das Säubern fiel mir sauer. Nach den Geburten habe ich besonders gut in Erinnerung,

dass das Bücken beim Badewanne putzen und anderen Parterrearbeiten nicht mehr durch den Bauch beeinträchtigt war. Noch im Krankenhaus – ich hatte nur eine relativ kleine Naht, die das Befinden wenig beeinträchtigte – erzählte mein Mann mir, dass wir die Möglichkeit bekämen, in Köln ein eigenes Haus in einer Kinderreichen-Siedlung zu erwerben, die seine Firma baute. Als wir dieses Bauvorhaben das erste Mal besichtigten, wirkte wegen der Trockenheit das Areal wie eine Wüste. Damals stand der Rohbau schon. Mein Mann konnte noch erreichen, dass ein Balkon angebaut wurde, um den uns die Nachbarn dann beneideten. Balkons nutzte ich meist nur für die Babys, ansonsten ist der Garten am Eigenheim zugfreier. Doch lockert ein Balkon auch optisch die Fassade auf.

Elfrun hatte hellblonde Härchen. Ich konnte vom Balkon im Krankenhaus aus die Schwestern im Babyvorzimmer beobachten, die versuchten, ihr ein Schleifchen ins Haar zu binden. Sie wirkte in der Tat bis ins Schulalter wie ein Spielpüppchen. Meine Mutter, die wusste, wie ich mich darauf freute, nach der Entbindung wieder schicke Garderobe zu tragen, hatte mir ein Päckchen ins Krankenhaus geschickt mit einer hochsommerlichen Kombination aus Rock, Oberteil und Strandhöschen türkis-weiß-schwarz-gestreift. Im Bett zog ich alles an. Mitten in der Anprobe machte der Anstaltsgeistliche seinen Routinebesuch. Ich hatte blitzschnell die Bettdecke hochgezogen. Meine Zimmernachbarin konnte wie ich selbst das Lachen nicht verkneifen. Der Pfarrer war etwas irritiert wegen unserer Albernheit. Vielleicht hat er ja befürchtet, er wirke durch irgendetwas komisch. Jedenfalls wurde er bei uns nicht durch den Heultag der Wöchnerinnen belastet. Am dritten Tag, wenn die Milch richtig einschießt, kommt es wirklich oft hormonbedingt zu einer Depression. Elfrun war nach nicht ganz 9 Monaten zur Welt gekommen, wog knapp 6 Pfund und ließ mich schnell wieder ganz schlank erscheinen. Ich glaube, meine Mutter hatte ein Kleid Gr. 36 geschickt. Der Rock ließ sich fast schließen. Als ich heimkam, war das Wetter in der zweiten Augusthälfte noch länger sonnig. Das Baby auf dem Balkon hatte so braune Beinchen, dass es so aussah, als trüge es eine braune Strumpfhose. Die Ärztin in der Mütterberatung hat mich recht unfreundlich getadelt wegen der intensiven Sonnenbestrahlung. Doch das Kind hatte keinen Sonnenbrand. Gernots Chef schenkte uns ein reizendes Kleidchen zur Geburt, was ich Varuna zur Taufe von Elfrun anzog und in das ich auch später das beschenkte Kind selbst gern zu Festen kleidete. Weißbrote Wolle handgearbeitet war natürlich nicht zum Strapazieren geeignet. Wie schön, dass man manchmal total Unpraktisches geschenkt bekam. Mein rationales Denken verhinderte solche Käufe ansonsten. Doch in problemlos waschbarer Kleidung konnten die Kinder wenigstens normal spielen, obwohl ich darauf achtete, dass nicht gerade Schlammschlachten geschlagen wurden. Fassungslos sah ich, dass der Sohn meiner Nachbarin sich beim Fußballspielen voll in den Matsch werfen durfte. Mein Ästhetizismus war sicher nicht unbedingt

kinderfreundlich, doch kann eine Mutter ihre Kinder nur vornehmlich nach ihren Idealen erziehen.

Nachträglich erscheint es mir jedenfalls so, als habe mit der Vorfreude auf den Umzug nach Köln ins eigene Haus eine neue Epoche in der Familiengeschichte begonnen. Zu diesen Zeiten begann am heiligen Abend die sich jährlich über lange Jahre wiederholende Leidensgeschichte der Mutter, die die Kinder vertrösten musste, bis der Papa die elektrische Eisenbahn zum Laufen bekam. Ich glaube, erst in der Langenhainer Zeit wurde die Anlage auf einer großen Platte fest installiert. Damit war allerdings auch die Beschränkung ihres Spielbetriebes auf die Weihnachtszeit beendet. Nur Neuanschaffungen wie zum Beispiel eine Allwegbahn gaben neuen Reiz. Problemlos funktionierende Anlagen sind nach kurzer Zeit langweilig. Gerade fällt mir Frau Schmidt ein, zu der die Kinder in Wuppertal immer einmal ein Stündchen kommen durften. Ihr Mann war Sohn eines Missionars in Sumatra und bekam in unregelmäßigen Abständen Malaria-Schübe. - Sie erzählte lachend, dass unsere Kinder, Eisenbahn spielen gewohnt, eine heruntergefallene Tasse o. ä. mit „Unfall“ kommentierten. Mit Frau Schmidt hatte ich noch lange Briefkontakt. Als ich sie viel später besuchte, hatte sie sichtlich Alzheimer, was man damals aber noch nicht so benannte. Für mich war es schlimm zu sehen, dass ich mit jemandem nicht mehr über gemeinsam Erlebtes sprechen konnte. Schmidts hatten in ihrem etwas verwilderten Garten „Russische Balsaminen“, die sie besonders liebte, weil sie den Samen von einer Freundin geschenkt bekommen hatte. Für mich wirkten diese Blumen immer etwas unordentlich. Heute versucht man diese Pflanzen unter dem Namen „Indischer Blumenhanf“ in ganz Deutschland wieder auszurotten. Ich beobachtete sie selbst in Massen an der Isar und im Schwarzwald. Ähnlich wie beim Riesenschierling (Herakleum), den ich unbedarft bewunderte und kultivierte, bestimmen neue biologische Erkenntnisse unser Denken und Anpflanzen. Heimlich flüstere ich beim Anblick des verbotenen Herakleum: „Wie schön du bist, aber ich darf dich nicht schön finden!“

Noch von Wuppertal aus waren wir mit allen 7 Kindern und großen Kinderwagen und Kindersportwagen mit dem „Käfer“ auf der Anuga in Köln. Damals stillte ich Elfrun dort auf der Toilette, denn Stillen in der Öffentlichkeit wäre unmöglich gewesen. - Die Keller-Oma war befreundet mit Rolles, die in Niederoderwitz eine Schokoladenfabrik gehabt hatten. Rolles hatten im Westen in Süddeutschland neu angefangen. Die Seniorchefin traf sich in Wuppertal einmal mit der Uroma. Wir besuchten den Stand der Rolles auch auf der Genussmittelausstellung in Köln und wurden beschenkt. Die Firma produzierte Billigschokoladen für den Mitnahmebedarf an Kiosken o. ä.

7

E_twa 6 Wochen vor dem Umzug nach Köln bekam mein Mann Virus-Grippe und steckte die ganze Familie an. Ich bekam den Infekt zuletzt. Mit einer Tablette Gelonida war es mir noch möglich, im Filmclub einen besonderen Streifen zu sehen. Das ist im übrigen die einzige Erinnerung an diese Einrichtung und ein Beweis für den Versuch kulturell auf dem Laufenden zu bleiben. In Wuppertal war ich mit Odilo in der Oper „Hänsel und Gretel“, weil uns jemand eine Karte schenkte. Auch den „Freischütz“ sah ich dort und bewunderte die lebenden Steine als Bühnenbild. Doch zurück zu der schlimmen Grippe: Am nächsten Tag versuchte ich mit 40° C Fieber die Betten zu beziehen. Die Hauspflegerin, die wir zu den Geburten der Kinder hatten, ist einige Tage gekommen, weil es mir nicht mehr möglich war, den Haushalt zu versorgen. Vier Wochen war Gernot krank geschrieben. Ich bin nach 8 Tagen wieder voll im Einsatz gewesen, kann mich aber erinnern, wie ich in Geschäften nach einem Stuhl ausschaute, um nicht lange stehen zu müssen. Ich denke, die Krankheit unterbrach auch eine Schwangerschaft in der 6. Woche mit unnormal starken Blutungen. Zeitlebens ist mir diese Grippe als schlimmste gesundheitliche Beeinträchtigung des ganzen Familienlebens in Erinnerung. Als ich Anfang 2003 wieder so einen Virusinfekt bekam, fühlte ich mich genauso elend wie damals und war froh, keine hilflosen Kleinkinder mehr betreuen zu müssen.

Mit meinem Schwager kauften Gernot und ich Gardinen für unser Haus in Köln, weil dieser beim Großhandel Prozente bekam. Es kam zu großen Diskussionen, weil meine modernen Vorstellungen, nur Architektentüll und keine schweren Übergardinen für den Wohnbereich zu nehmen, von meinem Schwager total lächerlich gemacht wurden. Mein Mann – selbst eher konservativ und von mir geschmacklich überstimmt – hätte beinahe unsere Absprache rückgängig gemacht. Übrigens blieben wir mit unserer Gardinenwahl zufrieden. Bei seinem ersten Besuch damals in Essen hatte dieser Schwager gesagt, als er mir beim Bügeln zusah, solch schlecht gebügelte Hemden würde er nicht anziehen. Er erzählte mir auch den Inhalt der an mich gerichteten Post. Das Postgeheimnis war für meine Eltern ein Sakrileg gewesen. Ich hatte also von Anbeginn an Schwierigkeiten, mit diesem Bruder meines Mannes umzugehen, der die Frau noch als Mensch zweiter Ordnung ansah. In der Universität hatte ich mich schon gleich-

berechtigt gefühlt und wollte es auch weiter sein.

Obwohl mein Schwager mit Familie auch in Köln wohnte, sahen wir uns selten. Wir trafen uns z. B. wenn wir den Schwiegervater bei seinen Besuchen abholten oder hinbrachten. Mit meiner Schwägerin kam ich gut aus. Ich bewunderte sie, wie sie ihren autoritären Mann ruhig ertrug und seinen Wünschen gehorchte. Bei uns wurde gekämpft, weil ich mich gleichberechtigt fühlte. Ich sehe heute traurig die Probleme der damaligen Zeit, wo wir Frauen geheiratet worden waren, vom Pfarrer getraut mit den Worten „Die Frau sei dem Manne untertan“. Der Mann, der das Geld verdiente, war der offizielle Haushaltsvorstand und sah keinen Grund, von seinem Thron herab zu steigen. Ich erkämpfte mir nach und nach weitgehende Selbstständigkeit in Haushalt und Kindererziehung. Dass Worte wie: „Das ist schließlich mein Überstundengeld“ oder „Das ist mein Urlaub“ eine Frau kränken musste, die praktisch täglich Überstunden machte und keinen Urlaub bekam, kann ich zu meiner Verteidigung anführen.

Zurück zum Umzug. Ich hatte selbst die Garderobe und die Bücherkisten gepackt. Lageweise legte ich Zettel hinein, was in welches Regal wieder eingeordnet werden musste.



und nicht bei
das Original
dieses Meist
bringt anzieh
Rein = mein
Ich war ein
in die Stadt
beimessen
uh. Daniels
1.1.1.

Ob wir das Porzellan damals packen ließen, weiß ich nicht. Ich glaube, ich machte es auch selbst. Die neue Küche war schon bis auf den Herd fertig eingebaut. Die Küchenmöbel hatten der damaligen Mode entsprechend verschiedenfarbene Elemente: rosé, grau und weiß. Da die Küche sehr schmal war, hatten wir überall Schiebetüren. Unseren alten Essener Herd nahmen wir wieder mit und benutzten ihn bis ungefähr 1967, wo wir wegen der Anschaffung eines Geschirrspülers einen Teil der Küche umbauten und ein separates Kochfeld und einen hochgelegten Backofen erwarben. Über unsere Wuppertaler Nachbarn Schotte hatten wir deren Freunde kennen gelernt, die im zweiten Bauabschnitt der Siedlung wohnten. Bei dieser Familie wurden die sechs Größeren am Umzugtag betreut und mit Eierkuchen bewirtet. Ich erinnere mich, dass mein Mann und ich erstaunt waren, wie schnell die Packer waren. Wir montierten noch die Wäscheleine auf dem Speicher ab, als schon alles eingeladen war. Wir mussten die Kinder einsammeln, die noch beim Essen waren, um rechtzeitig mit dem Schlüssel am neuen Haus zu sein. Wie wir sie während des Einräumens beaufsichtigten, weiß ich nicht.

Am Umzugstag klappte alles gut, nur die Turmbetten passten nicht unter die Schrägen und mussten später abgesägt werden. Wir hatten richtige Jugend-

herbergsbetten. Edlere Etagenbetten kamen erst später auf den Markt. Abends war alles in den Schränken, wenn auch nicht ganz ordentlich, und die Gardinen aufgehängt. Nur im Keller waren Regale und Kartoffelkiste noch nicht aufgestellt. Mein Mann hatte am nächsten Tag wieder einen normalen Arbeitstag. Odilo, Ronald und Torulf gingen Aufschnitt, Brot und Milch für abends einkaufen, die Geschäfte waren nahebei. In Köln bekamen wir auch in den ersten Jahren noch morgens die Brötchen gebracht. Niemand will mir glauben, dass am Tag nach dem Einzug ein quasi normal eingerichtetes Haus bewohnt wurde. Ich kann nicht begreifen, wie die meisten Menschen, die ich kenne, nach einem Umzug noch wochenlang im Chaos hausen. Provisorien waren mir immer verhasst. Manche Neuanschaffung lässt sich sicher besser an Ort und Stelle planen, doch ich wollte immer gleich wieder „richtig“ wohnen, was damals für mich z.B. dekorierte Fenster bedeutete. Ob unsere Terrassen beim Einzug fertig waren, weiß ich nicht. Wir ließen auch eine Pergola errichten. Wer von uns wohl diese Idee hatte? Es hat auf jeden Fall gut ausgesehen. Für die Anlage des Gartens machte ich einen genauen Plan und muss viele Anregungen aus Büchern und Katalogen gehabt haben. Winterjasmin (*Jasminum nudiflorum*) hatte damals niemand. Eleagus habe ich 40 Jahre später in Santiago de Compostella einmal in einer Anlage gesehen. Bäume und Sträucher ließen wir uns bringen und pflanzten sie am ersten November. Damals hatte man noch große Probleme Feiertagsarbeit zu rechtfertigen und schämte sich vor den Nachbarn. Es war unglaublich matschig, und Stufen (das Gelände fiel stark ab) und Terrasse waren so verdreckt, dass ich fürchtete, alles würde nie mehr sauber. Schlamm Schlachten waren und sind mir ein Gräuel.

Bis auf die Gehölzpflanzungen hatten wir den Garten schon im Frühjahr angelegt. Wie weit wir über Gernots Firma maschinelle Hilfe hatten, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls war vor Pfingsten der Rasen eingesät. Das Grundstück fiel hinterm Haus ziemlich steil ab. Zuunterst hatten wir einen Spielplatz planieren lassen. Diese ebene Fläche erreichte man über eine Böschung mit Treppe. Darüber stieg das Gelände dann gleichmäßig an. Von der Hausecke mit der Pergola führten Stufen im sanften Bogen nach unten. Dadurch wurde ein Stück Garten abgetrennt, das als Gemüseland genutzt werden sollte. Es waren dort schon Radieschen, Salat u. ä. gesät. An diesem Pfingstsonntag gab es ein Gewitter mit Wolkenbruch. Das Wasser bahnte sich tiefe Furchen, durch die der Grassamen ins Gemüse floss! – Ein oder zwei Jahre darauf knickte um die gleiche Zeit der Sturm eine Hochstammrose der Sorte Virgo mit dem Sonnenschirm ab. Ich liebte Hochstammrosen in Erinnerung an den Park in Bad Rothenfelde. Heute hat man sie kaum noch. Ich kann mich nicht erinnern, ob diese Rosen damals auch schon Sternrußtau hatten, der meine Rosenliebe heute recht gedämpft hat. Doch schöne Rosenknospen sind für mich noch immer eine Augenweide.

Im Sommer 1960 heiratete meine Schwägerin Thorgunt. Ich fuhr allein hin und

kam so zum ersten Mal nach Bautzen und Niederoderwitz, wo die Keller-Oma wohnte. Mein Schwiegervater holte mich in Bautzen ab. Ich bewunderte die großen Bäume am alten Haus, weil ich aus unserer wüstenähnlichen Siedlung kam, während der alte Mann auf die Wirtin schimpfte, die nicht Licht schaffen wollte, so dass er im Sommer seine Praxisräume heizen musste. Das erlebte ich dann mit. Mein Traum vom Försterhaus hat sich seitdem erledigt. Muffige sonnenlose Räume hatte ich vorher nicht gekannt. Manche Erkenntnisse vermittelt das Leben eher durch Anschauung. Ich fuhr mit dem Zug von Bautzen aus weiter die Uroma abholen. In Zittau musste ich beim Umsteigen länger warten, es gab nochmals Kontrollen wegen der dort verlaufenden polnischen Grenze. Wie ich gerade versuche, mich punktuell an die Situation an dieser fernen Grenze zu erinnern, fällt mir das Dirndlkleid ein, das ich auf einer Messe maßgeschneidert bestellte hatte. Auf dieser Reise habe ich es auch getragen. Es saß so eng, dass ich abends unter dem Arm dicke Druckstellen hatte.

Wer mich in Niederoderwitz am Bahnhof abholte, weiß ich nicht mehr, vielleicht kam die Keller-Oma selber oder eine junge Frau, die später die alte Dame betreute. Als ich vor 3 Jahren einmal wieder in Begleitung meines Schwagers in Niederoderwitz war, sah ich voller Staunen, dass das Haus, in dem Gernots Großmutter gewohnt hatte, eins dieser traditionellen Umgebinderhäuser ist. Damals habe ich von diesem Haustyp gar nichts gewusst. Sicher war das Gebäude vor 40 Jahren noch in viel besserem Zustand als bei diesem Wiedersehen. Es hatte früher ein Türmchen, das wohl zu der Zeit schon baufällig war und inzwischen abgerissen wurde. Ob ich es selbst betreten habe, weiß ich nicht. Doch ein Kusine meines Mannes, damals frisch gebackener Abiturient, spielte „Petite fleur“, das romantische Highlight jener Jahre in diesem Teil des Hauses, was sich natürlich ganz toll anhörte. Die Oma bewirtschaftete ein Gartenstück, das ihr ein Rentner half in Ordnung zu halten. An Blumen kultivierte sie Dahlien und Wicken. Sie muss aber auch Rittersporn gehabt haben, denn ich erinnere mich, dass ich eine Vase mit diesen abgeblühten Blumen entsorgen sollte, deren Wasser so scheußlich faulig stank, dass es mir den Magen hob. Als ich kam, bot mir die Oma Erdbeeren an, die teils schon angeschimmelt waren. Als ich vorsichtig sagte, dass ich eine ungenießbare habe, zeigte sie auf das geöffnete Fenster: Ich sollte die gammeligsten Früchte für die Hühner herauswerfen. An anderer Stelle habe ich schon von dem Verhältnis der Oma zu ihrer Schwester gesprochen, die ich damals kennen lernte und mit der ich zum Ärger der Großmutter ein paar Worte wechselte. Die Tante Felicitas winkte mir auch heimlich zu und bat mich, ihr doch Briefmarken zu schicken, die sie sammle. – An die Wohnung kann ich mich nur ungenau erinnern und frage mich z. B. nach der Waschelegenheit. Die Oma muss eine Schlafkammer gehabt haben. Die separate Küche benutzte auch die Schwester. Im Wohn- und Essraum hatten wir Besucher unser Nachtlager und unterhielten uns aus sicherer Entfernung

durch den Raum getrennt von Wand zu Wand. Es entstand die erotisch prickelnde Atmosphäre, die mir in Gegenwart eines Mannes seit der Pubertät gleichzeitig Wollust und Furcht beschert hatte. – Im Garten erntete ich Erbsen, so dass wir zu Mittag frische Erbsen und Karotten essen konnten. Die Brötchen, die ich vom Bäcker holte, waren klatschig und schwer verdaulich. Ansonsten fand ich damals in der Ostzone die Bäckereiprodukte besonders gut. Den besten gekauften Bienenstich meines Lebens habe ich im Leipziger Hauptbahnhof gegessen. Es war streng verboten Ostwährung mitzunehmen. Natürlich tauschte man für den Reisebedarf und eventuelle Fahrkarten Geld bereits im Westen um und zitterte, dass es gefunden werden konnte. Ich erinnere Scheine, die ich bei diesem oder einem späteren DDR-Besuch in einer Damenbinde platziert hatte – natürlich am Körper. Zum Weiterlösen des Bahntickets musste ich also erst die Toilette aufsuchen.

In Niederoderwitz packten wir nun Gläser von allen Sorten der eingeweckten Früchte ein – und auch die ersten frischen Kartoffeln aus dem Garten. Bei der Hochzeitsfeier aß ich das erste Quittenkompott meines Lebens. Es wurde zuallerletzt sozusagen als Krönung des Mahls serviert. Ich war sehr enttäuscht. Es ging mir wohl so wie meinem Schwiegervater, der als Primus der Fürstenschule bei einer Feier am Fürstenhof seine ersten „Paradiesäpfel“ kosten durfte und diese natürlich süß schmeckend erwartet hatte. – Die Quitten schmeckten zwar süß, sind für mich aber eher Beigabe zu Bratkartoffeln (ähnlich wie eingelegter Kürbis). Die Keller-Oma hatte ein Taxi zur Fahrt nach Bautzen bestellt. Es war ein klappriger Opel P4. Bei meinen Reisen in die Türkei, Jemen und noch vor zwei Jahren in Äthiopien erlebte ich solche uralten Limousinen, die im Innern so total verschlissen erscheinen, dass man sich wunderte, wieso die Karosserie überhaupt noch zusammenhielt. Dieses Vehikel in Niederoderwitz wirkte aber noch verkehrssicher, wenn es auch Probleme mit der Schaltung gab. Wir saßen abenteuerlich zusammen zwischen Kartoffelsäcken, Gläsern und Reisetaschen eingeklemmt, aber erreichten problemlos den Zielort Bautzen. Tante Käthe und Onkel Max wohnten unten in der Bel-Etage des Mietshauses. Darüber war Vatos Wohnung, zu der auch noch ein Mansardenzimmer gehörte. In der großen Küche der Uhlmanschen Wohnung im Parterre wurde bei der Hochzeit gekocht und in deren Wohn-Esszimmer (mit Glasverbindungstür) gegessen. Wie viele Leute zusammenkamen, weiß ich nicht. Jedenfalls hatten diese Räume noch „herrschaftliche Dimensionen“. Eine wohlhabende Bürgerfamilie hatte vor dem 2. Weltkrieg Räumlichkeiten, die für ein Festbankett genutzt werden konnten! Wenn ich im Osten bei den Verwandten diese alten Wohnungen sah, fiel mir immer auf, wie eng vergleichsweise unsere Neubauwohnungen resp. neugebauten Häuser im Westen und natürlich auch im Osten waren, wie ich bei einem Besuch bei einer Schwägerin feststellen konnte, als sie vorübergehend in einer dieser „Betonburgen“ lebte. Natürlich

waren auch in Westdeutschland die großbürgerlichen Wohnungen erhalten geblieben. Tante Trude, die Schwester meines Vaters, muss auch so einen Wohnungszuschnitt gehabt haben. Doch ist mir das nicht so bewusst geworden. Tante Käthes Wohnung in Bautzen hatte einen gemütlichen Wintergarten. Onkel Max war interessierter Gymnasiallehrer. Wir haben manches gute Gespräch geführt. Ich war für ca. 14 Tage in Bautzen zu Besuch. Die Hochzeitsnacht haben der frischgebackene Bräutigam Walter und ich im kleinen Wohnzimmer der Schnabelfamilie diskutierend verbracht, da die Schwägerin Farigunt (sie war damals 15) so schrecklich weinte, weil nun ihre Schwester von zu Hause fortging und sie allein mit dem schrulligen Papa im Großvateralter zurückblieb. Thorgunt tröstete sie, bis der Morgen dämmerte. Ich weiß nicht, wer mir mein Kleid im Rücken dann aufgetrennt hat, denn der Reißverschluss war kaputt gegangen, weil ich wie üblich schwanger war. Dieses Kleid hatte ich in der Essener Zeit einmal mit einer Kollegin meines Mannes in einer Boutique in Essen-Baldeney gekauft. Sie hatte Gernot erzählt, wie günstig man dort schicke Garderobe kaufen könne. Ich kann mich noch recht gut erinnern, wie peinlich diese Einkaufstour für mich war; denn richtig gefallen hatte mir dort kein Kleid. Doch mochte ich nicht ohne etwas zu kaufen hinausgehen. Ich habe mich nie mehr auf solchen Einkaufsbummel in Begleitung eingelassen und bis heute das Gefühl, dass ganz selten eine Boutique eine Garderobe führt, die meinem praktischen Sinn genügt, sprich Taschen hat und bequem ist. Doch das damals gekaufte für uns teure Kleid musste lange seinen Dienst als Festgarderobe tun, obwohl es bunt gemustert nicht gerade ein klassisches Stück war. Tante Marianne, die Schwester meiner Schwiegermutter, hat mir damals den defekten Reißverschluss im Rücken einfach zugenäht. Diese Tante war ansonsten für mich eine große Enttäuschung. Auch als sie sich von der Zugfahrt erholt hatte (sie konnte Fahren nicht vertragen), wirkte sie grantig, abweisend und niemals herzlich. Tante Käthe schüttelte den Kopf und sagte: „Wie kann eine intelligente Frau sich so stupide geben!“ Ich habe Tante Marianne auch einmal in ihrem Häuschen in Wiederitzsch besucht. Wir trafen uns an einer Straßenbahnhaltestelle, als sie von der Arbeit kam. Damals stellte sie für ein wissenschaftliches Institut der Universität Modellschaukästen für die verschiedenen geologischen Erscheinungsformen der Landschaft in Afrika her: Wüste, Savanne und tropischer Regenwald. Ich fand das äußerst interessant und ließ mir gerne von ihrer wissenschaftlichen Arbeit berichten. Doch sie blieb unfreundlich, und ich fühlte mich bald hinauskomplimentiert. Ihr Mann war als Diabetiker wegen unzureichender Insulinversorgung in der Nachkriegszeit früh gestorben. Sie war kinderlos und neidete ihren Verwandten ihr Glück. Sie hat mir leid getan. Es geht mir oft so, dass ich Menschen gut verstehen kann, die durch ein schweres Schicksal verbittert sind. Ich sehe meinen eigenen Reichtum an Glück, von dem ich nichts abgeben kann, so sehr ich das auch möchte.

Farigunt hatte Ferien und arbeitete in einer Fabrik, wie das für Schüler in der Ostzone üblich war. Sie musste schon um 6 Uhr anfangen. Ich weckte sie morgens, frühstückte mit ihr und brachte sie bis zum Fabriktor. Wir haben lange Gespräche geführt. Sie fühlte sich als mutterlose Halbweise sehr benachteiligt. Ich versuchte ihr zu erklären, dass in ihrem Alter normalerweise die Mutter nicht mehr die beste Freundin ist, mit der man seine Probleme bespricht. Ich bedauerte sie. Wie wenig kann man den Mitmenschen helfen. Ganz besonders kann man niemandem einen Toten wiedergeben. Für mich war damals sehr interessant, die Heimat meines Mannes, die Geschwister und Verwandten kennen zu lernen, bzw. wiederzusehen.

Diesem DDR-Besuch folgten weitere über die vielen Jahre, wo es schwierig war ein Visum zu bekommen und die langwierigen Grenzkontrollen ohne Probleme zu passieren. Wir brachten den Verwandten Bananen, Apfelsinen, Schokolade, Kaffee und Ananasdosen mit, Kacheln, eine Brausetasse und Armaturen für den Hausbau. In den letzten Jahren vor der Wende ließ der Zwangsgeldumtausch den Verwandtenbesuch zur Luxusreise werden. Doch die Aufenthalte haben mir immer viele mitmenschliche und politische Erkenntnisse erbracht. An den Abenden führten wir Gespräche über Gott und die Welt. Ich genoss es, dass „drüben“ weniger „Stress“ war – es war wirklich so, trotz Anstehen für Lebensmittel usw. und der elenden Plackerei und Lauferei um Materialien bei Gothilts Hausbau in den 70er Jahren. Doch darüber noch später. 1960 nahm Gernot Urlaub, um die Familie zu versorgen. Es war das erste Mal, dass ich seit der Heirat länger von zu Hause fort war. Ich habe es genossen, einmal ohne die häuslichen Verpflichtungen wieder mit anderen Menschen reden zu können und den Tag zu planen.

Am 14. November gebar ich wieder ein kleines Mädchen. Schon vier Wochen vorher verlor ich Fruchtwasser und lag ungefähr eine Woche im Krankenhaus. So muss ich bei der Anpflanzung im neuen Garten sicher nur Handlangerdienste verrichtet haben. Doch mich körperlich zu schonen hat mir nie gelegen, obwohl ich um das Ungeborene schon viele Tränen vergossen hatte, weil der Arzt bei der Notaufnahme das zu erwartende Kind als nicht lebensfähig bezeichnet hatte. Als 7-Monats-Kind musste die kleine Angela intensiv betreut werden. Das kleine katholische Krankenhaus in Köln-Kalk war nicht gerade auf dem letzten medizinischen Stand. Auch Orlando ist dort geboren. Ich hatte den Arzt gebeten, das Baby möglichst nicht auf eine Frühgeburtenstation (Kalk hatte keine) wegzugeben, da ich alle Kinder lange gestillt hatte und mich gerne selbst um das kleine Wesen kümmern wollte. Das Kind machte trotz nur 4 1/2 Pfund Geburtsgewicht einen ausgereiften Eindruck und wurde erst einmal „versuchsweise“ dagelassen, damals natürlich im Säuglingszimmer, Rooming-in gab es noch lange nicht. Nach Orlando Geburt war übrigens morgens die Säuglingsschwester nicht rechtzeitig zur Schicht erschienen. So erfuhr ich, dass damals nachts überhaupt kein Personal nach den Babys guckte – heute unvorstellbar! Uns Müttern lief die Milch aus dem

übevollen Busen – hinter der verschlossenen Tür schrien die Neugeborenen. Irgendwann muss ein Schlüssel aufgetrieben worden sein. Ich denke, wir haben unserer Empörung schon Ausdruck verliehen! – Ein Kollege meines Mannes, der im Vincent-Pallotti-Hospital in Bensberg gelegen hatte, schwärmte von der schönen Lage dieses Krankenhauses. So fuhr ich zu den nächsten Entbindungen dort-hin. Als ich vor der zehnten Geburt den Chefarzt aufsuchte, um mich untersuchen zu lassen, war mir dieser eher schweigsame Mann nicht auf Anhieb sympathisch. Doch ich habe ihn schätzen gelernt. Er hatte in den USA gearbeitet und von dort moderne medizinische Methoden mitgebracht. Manches ist heute schon wieder überholt wie z. B. die absolute Bauchlage der Babys. Mir war das damals sehr sympathisch, weil meine Babys alle so viel gespuckt hatten und mein Schwiegervater als Kinderarzt erleben musste, wie eins seiner eigenen Kinder erstickte, als eine Praktikantin es in Unkenntnis der verordneten Bauchlage auf den Rücken gedreht hatte.

Als Angela geboren war und ich mit ihr nach Hause kam, ging ich ins Zimmer, als die einjährige Elfrun vom Mittagsschlaf erwacht war. Die Hauspflegerin war völlig überrascht, wie sich die Kleine verhielt. Ich empfand ihr Verhalten wie 10 Tage vorher, doch diese Frau hatte das Kind nur ganz still und zurückhaltend erlebt. Nicht alle meine Kinder vermissten so offensichtlich die Mutter. Als Sven klein war, wurde er von Tante Käthe (die Schwester meines Schwiegervaters) betreut, als mich Tante Eva zu einer Reise nach Cattolica in Italien eingeladen hatte. Als ich zurückkam, schien mich das Kind kaum mehr zu kennen.



mit. Ich spüre Me
 möchte ihn auch.
 wie im Spiel k
 einen selbstgebr
 beiden eingetrit
 das Bes. is wolle re
 + konnte g
 hin auf + lief me
 behoffenden. N
 ... la

Mein Mann steckte Angela im Alter von ca. 2 Monaten mit seiner Bronchitis an. Sie bekam eine Lungenentzündung, die gleich mit Penicillin behandelt wurde. Mein Nachbar fragte mich, ob da überhaupt Überlebenschancen seien. Ich war sprachlos über seine Herzlosigkeit, hatte ich doch keine Lebensgefahr gesehen, die wohl in der Tat nicht bestand, sonst wäre das Baby in die Klinik eingewiesen worden. Wegen der ungünstigen Jahreszeit hatte ich das Baby kaum auf den Balkon gestellt. Ich machte mir nun Vorwürfe und versuchte Angela nach Möglichkeit den ganzen Tag draußen zu haben. Mit 4 Monaten bekam das kleine Wesen ein laufendes Öhrchen. Die sehr liebe Ohrenärztin versuchte, mit Rotlichtbestrahlung zu heilen, um der Kleinen Penicillin zu ersparen. Doch das Kind bekam nach einigen

Tagen Fieber und musste doch stärkere Medikamente bekommen werden.

Um die Weihnachtszeit 1960 schnitt ich mir morgens beim Brotschneiden die Fingerkuppe vom kleinen Finger fast ab. Es blutete fürchterlich. Odilo rief mir ein Taxi für die Fahrt zu unserem Hausarzt. Ich entschuldigte mich dort wegen der Jeanshose, die ich trug – so ein Kleidungsstück war damals in meiner Gesellschaftsschicht noch nicht üblich. Der Arzt erklärte mir, dass man die Fingerkuppe nicht annähen könne, wickelte sie fest an und schiente den Finger. Am nächsten Tag wollte er kommen, das Ergebnis zu begutachten! Seit dieser Verletzung weiß ich, was Fingerspitzengefühl ist. Beim Stillen musste ich die Hand unter das Baby legen. Ich litt Höllenqualen und war überzeugt, das abgeschnittene Stück würde abgestoßen. Bevor der Arzt kam, nahm ich eine Schmerztablette, solche Angst hatte ich vor der Berührung der Wunde. Doch der Arzt stellte erfreut fest, dass der Finger heile. Ich habe mir große Mühe gegeben, das Haus trotzdem vorweihnachtlich zu putzen und erinnere noch die Schwierigkeiten, den Aufnehmer mit einer Hand auszuwringen. Ich konnte die Kleine nicht baden und fand das ganz schlimm. Heute badet man die Babys nur noch einmal in der Woche und findet sie gut versorgt. Ganz sicher würde eine Mutter mit geschientem Finger auch heute kein Bett machen. Ich kann mich nicht erinnern, jemals die Betten ungeordnet gelassen zu haben. Im Bett, in dem ich das Jüngste stillte – ich hatte mir bei den Zwillingen angewöhnt die Babys dort zu versorgen, weil man sie dort bei Notsituationen gefahrlos ablegen konnte – wurde das Bettzeug akkurat über die hintere Lehne gelegt und das Babybadetuch, auf das ich das Kind legte, jeweils nach dem Vorgang wieder glatt aufs Kopfkissen dekoriert; möglichst passte es in den Farben zur Bettwäsche. Auch mit dem Finger in der Schiene wollte ich meinen Haushalt in leidlicher Ordnung sehen. Es muss aber alles für Weihnachten zu richten gewesen sein.

Orlando ist am 17. Dezember 1961 geboren. Ich erlebte eine Weihnachtsfeier im Krankenhaus. Die Patienten mussten alles von ihren Nachtschränken wegräumen, die dann mit Weihnachtspapier und Gestecken dekoriert wurden. Ein Christkindchen wurde durch die Station gefahren. – Am Heiligabend wurde ich entlassen mit Brustentzündung und Fieber. Ich blieb stundenweise im Bett. Es war klirrend kalt. Der Weihnachtsbaum – im nagelneuen Zinkeimer frisch gehalten – war so festgefroren, dass Gernot ihn raushacken musste, wobei der Eimer ein Loch bekam, so dass er nur noch für Gartenabfälle verwendet werden konnte und so 40 Jahre überlebte. Ich selbst hatte nichts vorbereitet und kann mich nicht erinnern, was auf den Tisch kam. Aber der Eisenbahnaufbau verursachte dieselben Probleme wie jedes Jahr.

Irgendwann stellten wir unser privates „Christkindlein“ Orlando für kurze Zeit unter den Weihnachtsbaum, weil er so schön in diese Rolle passte. Ich hätte gern wieder ein Mädchen gehabt und war ein bisschen enttäuscht, als ich erfuhr, dass

ich einen Knaben geboren hatte. Als die Hebamme das Bübchen brachte, hat er mir aus seinem süßen Mädchengesichtchen einen herzerreißenden Blick zugeworfen, als wollte es mich fragen: Willst Du mich nicht? Mir kamen vor Mitleid die Tränen und ich hatte ihn besonders lieb (wie jedes neue Baby!!). Interessant ist, dass er wirklich lange Jahre wie ein Mädchen aussah, was besonders in den 70er Jahren, wo die Buben allgemein langes Haar trugen, bei Fremden zu Verwechslungen führte. Verzweifelt lief z. B. bei einem Besuch auf der Wartburg die Klofrau hinter ihm her! Tante Hede, die Schwester meines Vaters aus den USA rief aus, als ich ihr das Baby zeigte: Was hat das für ein mitleidiges Gesichtchen! Ich habe Tante Hede und Onkel Fritz einmal in Bremerhaven mit abgeholt vom Schiff. Bei ihrem ersten Besuch wohnten wir noch in Essen und gingen mit ihnen in ein Restaurant. Onkel Fritz steckte sich die Serviette über die Krawatte hinter den Hemdkragen. Ein anderes Mal verließen wir ein Lokal wieder, weil der Ober nicht wunschgemäß die Tische zusammenrücken wollte. Damals waren Besucher aus Übersee noch ein großes Ereignis.

Bei Svens Geburt 1963 hatte ich zu Hause schon Fruchtwasser verloren. Der Arzt ließ mich noch ein ganze Nacht liegen, in der die Schwestern ständig die nasen Unterlagen wechseln mussten, bis er morgens nach einer genauen Untersuchung den Muttermund öffnete. Trotz Wehenmittel tat sich erstmal nichts. Ich las einen kompletten Roman aus der Patientenbibliothek und ließ mir gegen 15.00 Uhr ein neues Buch bringen. Der Arzt kam vor der Nachmittagsvisite vorbei und verordnete ein stärkeres Wehenmittel. So schnell konnte das Personal kaum das Rollo herunterziehen und den Chefarzt notrufen lassen, wie plötzlich das Baby ans Tageslicht wollte. Ich machte ein paar höllische Minuten mit. Doch der Neugeborene war mit ca. 7 Pfund gesund und ansehnlich. Im Krankenhaus wurde zugefüttert, weil das Baby mehr verlangte, als es bei der Mutter bekam. Doch lehnte der Kleine die nachgereichten Fläschchen zu Hause immer ab.

Als Sven 4 Monate alt war, hatte ich beim Wickeln gemeint, einen Leistenbruch zu sehen und fragte bei der Mütterberatung nach. Doch die Ärztin fand nichts. Am selben Abend wunderte ich mich, dass der Kleine völlig apathisch im Bettchen lag und nicht trinken wollte. Als ich ihn auszog, war der Darm in der Leiste eingeklemmt. Mein Mann und ich haben das Kind in die Universitätsklinik gebracht, wo man den Bruch zurückdrückte. Die Wartezeit für eine OP wäre dort 14 Tage gewesen. In Bensberg konnte er tags darauf operiert werden. Ich war sehr erleichtert, denn ich hatte große Angst vielleicht nicht rechtzeitig ein erneutes Heraustreten des Darmes zu bemerken. Ich brachte die Muttermilch nach Bensberg ins Krankenhaus. Die Kinderschwester legte mir das Kind unerwartet in den Arm. Ich hielt es wohl etwas ungeschickt, weil ich fürchtete, die Wunde würde schmerzen. Der Kleine begann zu weinen, was aus den Umständen zu erklären war. Obwohl ich das sachlich gesehen hatte, schoss beim abendlichen Milchabpumpen

die Milch nicht ein. Ich drückte mir blaue Flecken. Wie wenig sich unsere Psyche von Vernunftgründen beeinflussen lässt!!

Tante Eva hatte mich im Sommer 1965 eingeladen, mit nach Cattolica an die Adria zu fahren. Ich muss noch erzählen, dass die ehemalige Wirtin von Gernot sich nach ihrer Pensionierung (sie hatte in der Musikschule in Münster als Lehrerin gearbeitet) von ihrem Bruder – er war Architekt – ein Haus am Bodensee in Unteruhldingen hatte bauen lassen. Ihr Bruder wohnte in Überlingen. Mit ca. 66 Jahren zog sie um. Unsere Familie fand am Bodensee jederzeit Ferienquartier. Natürlich half Gernot ihr auch dieses und jenes Handwerkliche zu richten. Sie war und blieb äußerst sparsam. So durften Neuanschaffungen oder Reparaturen möglichst wenig kosten. Manches Mal haben wir über ihre ostpreußische Sparsamkeit gelacht. Als sie einmal 200g Schinken gekauft hatte, erklärte sie, dass das Stück nur halb so viel gekostet hatte wie sonst geschnitten 1/4 Pfund. Die alte Dame hat lange Jahre alle Ausgaben aufgeschrieben und addiert und ärgerte sich, wenn Pfennigbeträge nicht stimmten. Ich selbst führte auch ein Haushaltsbuch bis zu Varunas Geburt. Danach erklärte ich, dass ich eine Putzhilfe engagieren müsse, um die Zeit für die Buchhaltung zu erübrigen. Wir hatten die Abrechnungen aber großzügiger gehandhabt und nicht wegen Pfennigbeträgen recherchiert. Um einen Überblick zu, haben wieviel Geld man für Lebensmittel, Kleidung und fixe Kosten wie Miete, Strom, Telefon etc. braucht, ist es wirklich die Mühe wert die Ausgaben aufzulisten. Ich habe dies nach dem Tod meines Mannes wieder eine zeitlang versucht durchzuhalten. Doch erfordert das große Disziplin.

Tante Eva hatte mich also zu einer Italienreise eingeladen, damit ich mit ihr ein Doppelzimmer teilte. Von der Adria aus machte ich eine Tagestour nach Florenz und nach Venedig. Zusammen fahren wir mit dem Zug einen Tag nach Ravenna. Natürlich haben wir gewissenhaft alle Sehenswürdigkeiten erwandert und besichtigt. Ich hatte einen gewaltigen Bildungshunger und wusste Jahrzehnte später noch alles, was ich gesehen hatte und auch welche Kulturdenkmäler mich besonders beeindruckt haben. Mein Vater war in meiner Jugendzeit vom Gardasee aus ohne uns Kinder in Ravenna gewesen und hatte von den Mosaiken geschwärmt. Vom Sternenhimmel in der Taufkapelle war ich dann auch sehr beeindruckt. An das Hotel und das Strandleben in Cattolica kann ich mich gar nicht erinnern. Doch der Ausflug nach Ravenna ist mir noch so gegenwärtig, als wäre es gestern gewesen. Obwohl ich Jahre später nochmals dort war, blieben die Schwierigkeiten des ersten Besuches greifbar. Tante Eva sprach leidlich italienisch. Sie hatte im Krieg auch gedolmetscht. Trotzdem muss es mit der Zugverbindung Missverständnisse gegeben haben, denn wir mussten lange am Bahnhof warten und waren wegen des geplanten Besichtigungsprogramms recht ärgerlich. In der ersten Woche war es in Cattolica recht kühl gewesen, für Juni ungewöhnlich. Wir zogen Strickjacke und Mantel übereinander an. Aber an diesem Tag kam die

Sonne richtig durch und brachte uns zum Schwitzen. In der Mittagszeit waren die Sehenswürdigkeiten geschlossen. Wir hatten vom Hotel ein Lunchpaket mit und nagten im Park an einem kalten Hähnchenschenkel. Schwierigkeiten hatten wir das Grabmal des Theoderich zu finden. Es liegt außerhalb. Für mich war bei diesem ersten Besuch klassischer Kultstätten besonders faszinierend das Alter der Gebäude. In Deutschland findet man keine so alten Kulturdenkmäler. Das Grabmal des Theoderich starrte ich fassungslos an. Ich fand, es sah aus wie eine Gebäude der Neuzeit. Soweit ich mich erinnere, war auch Tante Eva erst unschlüssig, ob wir am Ziel waren. Bei den Busfahrten nach Florenz und Venedig lernte ich Eliane kennen, die als Hostess diese Fahrten begleitete. Sie wurde Patentante bei meinem 12. Kind. Sie selbst adoptierte später 2 Bangladesch-Kinder. Ich bewundere Frauen, die es schaffen, wildfremden Kindern Mutter zu sein. Eliane hat mir ausführlich von den Schwierigkeiten der Adoption erzählt, als sie Gedi abholte, die einmal 5 Wochen im Sommer bei uns war. Ihr erstes Adoptivmädchen war schon 9 Jahre alt, als das Ehepaar es bei sich aufnahm.

Venedig hat mich damals begeistert. Bei strahlendem Sonnenschein – aber nicht zu heiß – hat diese Wasserstadt einen Charme, dem man sich nicht entziehen möchte. Bewusst lief ich durch Nebengässchen, um die Vergänglichkeit der Gemäuer zu erkunden, die Abfälle im Kanal dümpeln zu sehen. Doch weltweit liegt Glanz und Elend dicht beieinander, wie der Clochard am Seineufer.

Unsere finanziellen Verhältnisse hatten sich gebessert. Ich ging zur Fahrschule, weil wir endlich ein privates Auto kaufen konnten. Wenn ich in den trüben Novembertagen von einer Fahrstunde nach Hause kam, stand der kleine Orlando mit Rotznäschen im Garten. Die älteren Geschwister hatten auf ihn aufgepasst, doch seinen Protest beim Nasesäubern nicht riskiert. Einparken hatte ich nicht geübt, nur rückwärts um die Ecke gefahren war ich mit dem Fahrlehrer, als ich zur Prüfung zugelassen wurde und scheiterte prompt bei den Bemühungen, das Gefährt in eine Parklücke zu bugsieren. Nach zwei Fahrstunden durfte ich in der nächsten Woche wiederholen. Ich hatte großes Glück, denn einparken kann ich bis heute nicht wirklich.

Wir holten einen Opel-Caravan, der als Vorführgewagen gelaufen war, beim Händler ab. Ich lenkte das Auto heil nach Hause, denn mein Mann musste ja den Firmenwagen, mit dem wir gekommen waren, wieder zurückkutschieren. Die ersten Fahrten sind mir als Alpträume in Erinnerung. Bei totalem Glatteis fuhr ich z. B. von Gisela Koletzko aus der Gegend von Hagen nach Köln zurück und das noch mit einem Haufen Kinder im Auto. Mein Schutzengel muss aus dem Schwitzen nicht mehr herausgekommen sein. Dass ich das Auto im Parkhaus seitlich eindrückte, beruhte auf Unkenntnis. Ich dachte, Blech sei viel härter. Dass das Auto manchmal nicht ansprang, lag nicht an meinen Fahrkünsten. Das Problem mit der Feuchtigkeit im Vergaser hatten auch andere Leute, besonders wenn das

Fahrzeug in einer Betongarage stand. Die Industrie brachte ein Spray auf den Markt. Ich kannte mich aus, die Haube zu öffnen und das Mittel an die richtige Stelle zu platzieren.

Ansonsten liefert eine kinderreiche Familie zum Schieben die passenden Antriebskräfte. Als das Auto meines Mannes einmal nicht ansprang, riefen die Kinder „Lass Mutti ans Steuer, die kann das besser“. Komplimente hört man gern, wenn auch in diesem Fall das Fahren eines fremden Wagens nicht gerade eine Belohnung war. Aber angesprungen ist er! Es war schön, nun unabhängig Ausfahrten machen zu können. Für diesen Opel-Caravan (so hieß damals ein Kombi) gab es eine spezielle Kindersitzbank. Für wie viele Personen das Fahrzeug laut Fahrzeugbrief zugelassen war, weiß ich nicht. Damals sah man das nicht so eng. VW machte ja Reklame damit, wie viele Leute in einen Käfer hineinzustopfen waren! Kleinkinder waren eben eine halbe Person.

Zu Kais Entbindung bin ich erstmals mit dem eigenen Auto gefahren. Bei der Geburt gab es keine Probleme. Um einer Thrombose vorzubeugen, lief ich gleich am Nachmittag durch den Krankenhauspark ungefähr 2 km, was sicher etwas übertrieben war, mir aber nicht geschadet hat. Kai hatte fast 8 Pfund gewogen und war ständig hungrig. Die Schwestern trugen einen Mundschutz. Das hungrige Baby biss schon in den Stoff, wenn es geschultert angereicht wurde. Kai behielt seinen gesunden Appetit und hatte später keine Essprobleme. Er war als Kleinkind sehr ungeschickt. Als er mit dem Fahrrad auf eine Bahnschranke auffuhr, meinte Ronald wohl mit Recht, dass der Junge durch sein Schielen Schwierigkeiten hatte. Er trug eine Schielbrille und war in augenärztlicher Behandlung. Damals wies der Arzt mich darauf hin, dass sich in der Pubertät das Auge total umstellen könne. Bei Kai war das tatsächlich der Fall. Er ist heute kurzsichtig. Kurz vor Kais Geburt starb der Mann unserer Bekannten Gisela Koletzko an Magenkrebs. Als ich mit dem Auto zur Beerdigung fuhr, bemerkte ich ein merkwürdiges Fahrverhalten des Wagens auf der Autobahn. Wieder einmal spät dran, hatte ich keine Zeit, unterwegs anzuhalten. Ein Reifen hatte eine große Beule und hätte jeden Moment platzen können, musste ich dann am Friedhof feststellen. Wie vielen Gefahren im Leben man nur um ein Haar entrinnt!!! Die Bereifung dieses Autos stammte mit Sicherheit einer „Montagsproduktion“, denn einen weiteren Reifen ließ ich einige Wochen später bei einer Tankstelle wechseln, weil er ein ca. 2 cm großes Stückchen aus dem Profil verloren hatte. Mir war aufgefallen, dass der Wagen beim Fahren ein traktorähnliches Geräusch machte. Als ich sah, wie klein die Beschädigung war, habe ich mich gewundert, dass mir die Veränderung akustisch aufgefallen war – ich hatte 10 Kinder im Auto!!

Mit Lichtsignalen, Hupen und Gestikulieren machten vorüberfahrende Autofahrer auf den Defekt des dritten Reifens aufmerksam. Damals hatte ich gerade Gernot und Orlando zum Flugplatz gebracht, weil sie an der Hochzeit von

Farigunt, der jüngsten Schwester meines Mannes, teilnehmen wollten. Ich glaube, die Autowerkstatt hat diesen Reifen mit Erfolg reklamiert, und ich bekam den neuen zumindest preisreduziert.

Ich habe auch mehrere DDR-Besuche mit Kindern zu der Zeit gemacht, wo man nur mit dem Zug über die Grenze durfte. 1964 hatte ich Odilo und Elfrun mit. In Weimar spielte Tilo (der Mann von Gernots Schwester Gothilt) damals Geige im Orchester. Mit meinem ältesten Sohn ging ich in eine Aufführung. Wir haben noch ein weißes Hemd vom Kusine ausgeliehen, weil die Verwandten darauf hinwiesen, wie traditionell Besucher in diesem Teil Deutschlands noch gekleidet waren. Im Westen hatte sich damals schon der „Leger-Look“ durchgesetzt. Gothilt wohnte in einer älteren Villa in der Nähe des Stadtparks in Weimar. Eine Mitbewohnerin hatte Schwierigkeiten mit der kleinen Elfrun, die abends in der fremden Umgebung aufgewacht war.

Meine Schwägerin hatte in der Zeitung gelesen, dass jemand Weinbergschnecken gegen Bezahlung suchte. Sie hatte einen großen Karton voll gesammelt, doch mit der Abnahme hat es nicht geklappt. In der großen Küche, in der auch eine Badewanne Platz fand, machten sich nachts die Schnecken aus dem durchgeweichten Karton selbstständig und hinterließen ihre Schleimspuren auf dem Kachelfußboden. Wir haben die mangels Nachfrage unnützen Tiere dann im Park „entsorgt“. Ob es in dieser oder in der nächsten Altbauwohnung war: Ich erinnere uns Erwachsene noch gemeinsam das heiße Wasser in der Wanne nutzen!! Damals besuchte ich auch den Schwiegervater in Bautzen. In der Küche spülte ich Geschirr und Töpfe für unseren Gebrauch. Vato kochte Kakao immer im selben ungespülten Topf. Auf allen Stühlen lagen Zeitungshaufen mit Artikeln, die der rührige Mann zur Bearbeitung aufgehoben hatte. (Manch Eingabe an die Regierung und die Ämter hat er gemacht. Ich erwähnte schon, dass rauchfreie Warteräume für Mütter mit Kindern von ihm erreicht wurden.) Seine Wohnung war alles andere als gemütlich. Wie ich mit dem Kochen zurecht kam, erstaunt mich heute. Doch die fehlende Alternative ließ mich mit Verhältnissen zurecht kommen, die ich mir nicht ausgesucht hätte. Als ich Reis gegart hatte, war der Topfdeckel konservengleich zugemacht. Der Feuerwehrmann im Obergeschoss hatte Werkzeug zum Öffnen. Mit einem dicht schließenden Topfdeckel ist mir das später auch zu Hause noch einmal passiert. Mit meinem Schwiegervater bin ich zu



positiv auf + re
den befehlenden
ein fein der me
p & wohl heute
eben diesem S
für gelbe M
ein Bier, etc
to von seiner P
seine Rücken a

einem Krankenbesuch mitgegangen, habe aber im Vorraum gewartet. Doch bekam ich einen ausreichenden Eindruck von den primitiven Zuständen in den unsanierten historischen Gebäuden der Altstadt. Seit dieser Zeit sehe ich die Touristenidylle historischer denkmalgeschützter Häuser mit ganz anderen Augen. – Obwohl die Reise in den Osten mit der Bahn und später mit dem Auto mühselig und langwierig war, genoss ich die Besuche. Schwer ist zu sagen, warum dort das Privatleben ruhiger und trotz dem Anstehen für Lebensmittel, vergeblichem Laufen und Anrufen wegen Reparatur- und Bauteilen nicht so hektisch war. Die Verwandten, die teils auf künstlerischem Musik-Sektor berufstätig waren, hatten zwar auch unter regimebedingten Repressalien zu leiden, doch lebten sie „unpolitisch angepasst“ wie der größte Teil der nichtkommunistischen Bevölkerung. Meine Tochter Elfrun ist bei einem längerem Besuch mit dem etwa gleichaltrigen Kusine in die Schule gegangen. Es hat aufgeschlossene Lehrer gegeben, die keinesfalls fürchteten, ein Westkind würde die Klasse verderben. Damals haben wir uns gewundert, dass Elfrun sogar in einem Diktat weniger Fehler hatte als der Kusine, obwohl die westlichen Schulen weniger Wert auf Rechtschreibung legten.

Gernots Schwester Thorgunt wohnte einige Zeit in Halle. Ihre Familie hatte einen Schrebergarten gepachtet. Wir fuhren im Spätherbst bei meinem Besuch mit der Straßenbahn hin um abzuräumen. Von der Endhaltestelle aus musste man noch ca. 1/2 Std. laufen. Rückzu waren wir total durchgefroren und genossen die heiße Holundersuppe. Das letzte Mal, als ich mit dem Zug in der DDR war, gab es viele Schikanen für Besucher. Wenn man in einen anderen Ort weiterreisen wollte, musste man eine Erweiterung des Visums beantragen. Das wurde mir damals in Weimar nicht gewährt. Die Angestellte hatte mir schon den Stempel geben wollen, als der Vorgesetzte das verbot – eine ganz offensichtliche Schikane. Ich bin damals doch nach Halle weitergefahren und nahm Ronald bis Leipzig zu seinem Patenonkel mit. Ronald – sonst kein allzu eifriger Schüler – nahm ausgerechnet im Zug sein Griechischbuch zum Lernen aus der Tasche. Humanistische Gymnasien gab es im Osten nicht mehr. Ich wollte ohne gültige Papiere natürlich möglichst vermeiden aufzufallen. Wir fielen sowieso als Westler auf, auch wenn man meinte, total unauffällig gekleidet zu sein. Ein bestimmtes modernes Material, ein modischer Schnitt machte den Besucher kenntlich. Ich hatte für Garderobe nie viel Geld ausgegeben, doch Wert auf Art und Weise der Kleidung gelegt. Man konnte sich im Westen mit ein bisschen Geschmack modisch ausstaffieren, ohne in teure Geschäfte gehen zu müssen. – Wir hatten jedoch bei diesem Besuch keinen Ärger wegen des illegalen Abstechers. Ich nahm mir in Halle sogar ein Taxi. Es war bitterkalter Winter. In der Altbauwohnung der Schwägerin hatte man alle Ritzen zugestopft und mit Fenstermänteln zugehängt. Nachts war es stockdunkel im Wohnzimmer, wo ich schlief. Mit meiner Klaustrophobie meinte ich erst kein Auge zutun zu können, doch schlief ich ein und erwachte erst um 5:00 Uhr, als Walter,

Thorgunts Mann, den Ofen wieder anheizte. Ich vermeide aber nach wie vor stockdunkle, geschlossene Räume. In Saigon hatte ich vor zwei Jahren ein fensterloses Hotelzimmer. Der Reiseleiter konnte wahrscheinlich meine Empörung nicht nachvollziehen. Für ihn war der Fernseher wichtiger als der Blick nach draußen.

In Weimar hatte mein Schwager Flecken (Kuddeln) gekocht. Ich hatte so etwas zu Hause nie gegessen, denke aber, im Krieg in Bad Rothenfelde im Hotel gab es dienstagsabends Eingeweide in Soße. Ich aß bei den Verwandten dieses Gericht ohne Ekel, obwohl beim langen Kochen ein übler Geruch durchs Haus zog. Nachts bekam ich schlimmen Durchfall. Die anderen, die mitgegessen hatten, hatten keinerlei Probleme. Am nächsten Morgen stand der schon erwähnte illegale Besuch in Leipzig und Halle an. Ob die Darmprobleme psychisch bedingt waren?

Wir hatten für unsere Familie ein gebrauchtes Militärzelt gekauft. Es war ein großer Rundling. Unser erster Ausflug mit dieser Neuerwerbung fiel buchstäblich ins Wasser, denn wir brachen wörtlich „die Zelte ab“, weil es nur regnete. Wir waren in der Nähe am Rhein bei Mühlheim gewesen. Ein weiterer Ausflug führte uns nach Scheveningen, wo wir lange im Wochenendstau standen. Varuna setzten wir im Auto während der Fahrt aufs Töpfchen. Der Zeltplatz in Holland lag direkt am Strand. Unsere Zwillinge verliefen sich und fanden nicht zurück: Erst der eine, dann der andere. Wir mussten sie nacheinander bei der Strandpolizei abholen. Dort glaubte man uns nicht, dass der zweite Junge nicht derselbe war. Elfrun war noch ein Baby und sollte ihr Fläschchen mit ungekochten Haferflocken trinken. Sie merkte aber den Unterschied und wollte die Nahrung nicht nehmen. Wir hatten einen kleinen Spirituskocher, auf dem wir Wasser für eine Tütensuppe heißmachen konnten. Das blieb auch in späteren Jahren unser einziges Ausrüstungsstück für Mahlzeiten.

Anfang der 60er Jahre hat meine Schwester mit ihren Kindern im Sommer einmal vierzehn Tage lang meine jüngsten Sprösslinge im Kölner Haus versorgt, damit Gernot und ich mit den 3 ältesten nach Belgien, Frankreich und in die Schweiz fahren konnten. Aus finanziellen Gründen ernährten wir uns mehr oder weniger von Brot, Wurst und Hefestückchen o. ä. In Ostende kauften wir auf dem Fischmarkt frische Krabben. Ich erinnere mich noch, wie ich sie unterwegs im Auto aus der Schale gepellt habe. In Frankreich hatten wir oft schlechtes Wetter. Ich ärgerte mich, dass mein Mann nicht aufs Duschen verzichten wollte und wir auch noch nasse Handtücher verstauen mussten. Auf einem Campingplatz hängte Gernot die Badewäsche an einem ungenutzten Wohnwagen auf die Leine zum Trocknen, wo wir sie prompt vergaßen. Ca. 100 km sind wir damals zurückgefahren, weil wir ausrechneten, dass das billiger sei als neue zu kaufen. Ich habe mich auf Zeltplätzen nie richtig gewaschen, weil mir alles zu unhygienisch war. Damals gab es meist nur kaltes Wasser in den sanitären Einrichtungen, die auch oft sehr verschmutzt waren. Als wir in der Schweiz in Zweisimmen gezeltet haben, ging

nachts die Temperatur auf 0° C zurück. Wir sind abends im Auto herumgefahren, um uns zu wärmen. Das bekam einer Schweizer Schokolade nicht so gut, die vor der Windschutzscheibe lag. Unsere Schlafsäcke waren billig und nicht warm. Ich habe immer fürchterlich gefroren. Meine Kinder sagten, ich müsse alles ausziehen, dann erwärme sich der Schlafsack schneller. Auch das probierte ich ohne Erfolg. Damals holte ich mir erstmals eine Blasenentzündung, die ich dann immer wieder bekam. Es war ein Fehler, diese Krankheit nicht gründlich behandelt zu haben. Durch meinen Schwager hatten wir große Vorräte an Medikamenten, die ich nahm, bis die Symptome abgeklungen waren. Später stellte sich heraus, dass ich gegen das gängige Mittel resistente Keime hatte. Ich habe zweimal eine Nierenbeckenentzündung während einer Schwangerschaft gehabt. Als ich vom Urologen später sorgfältig längerfristig behandelt wurde, traten diese schlimmen Blasen-schmerzen – unberufen! – nicht mehr auf. Schlechte Erfahrungen mit gängigen Mitteln hatte ich grundsätzlich nicht. In der Kölner Zeit hatte ich zweimal allergische Reaktionen auf gängige Medikamente. Von einem Präparat wurde mir sofort übel, vom anderen schwoll das Gesicht an. Ich versuche, die Namen der Tabletten zu behalten, um sie nicht wieder verschrieben zu bekommen.

Während meiner Abwesenheit wurde meine Schwester wurde trotz ihrer kurzen Haare von Nachbarn, vom Gemüsehändler und Eiermann für Frau Schnabel gehalten. Nach meiner Rückkehr fragte der Gemüseman vorsichtshalber, ob ich es nun wieder selbst sei! Meine jüngsten Kinder haben zu ihrer Tante „Mutti“ gesagt, als ich wiederkam. An dieser Stelle möchte ich mich bei meiner Schwester nochmals bedanken, dass sie diese Urlaubsvertretung für mich übernahm. Heute wo ich – „gesättigt“ vom Rundschauen in vieler Herren Länder – zurückdenke, staune ich, welche Strapazen ich auf mich genommen habe die Welt zu entdecken. Reiselust ist beinahe wie eine Sucht. Doch ich glaube, wo man heute durch Film und Fernsehen über alle Länder so viel weiß, würden viele Menschen solche Entbehrungen nicht mehr auf sich nehmen, wie ich musste, weil das Reisen möglichst billig sein sollte. Doch auch meine Kinder wandern z. T. noch mit Rucksack, Zelt und Verpflegung! Nie wieder habe ich später jede Sehenswürdigkeit so intensiv beguckt und in Einzelheiten bemerkt wie bei diesen ersten Bildungsreisen.

Als ich mit Orlando schwanger war, verbrachten wir in den Sommerferien zwei Wochen im CVJM-Heim in Borkum. Das Haus Viktoria ist eines der wenigen viktorianischen Gebäude, die an der Wasserfront dieser ostfriesischen Insel noch erhalten sind. Die großen Jungen fuhren mit dem Zug und wir gaben Gepäck auf. Damals hatte mein Mann einen Opel Rekord. Angela war ein 8 Monate altes Baby, für die wir noch den großen Korb-Kinderwagen mitnahmen. Meine Schwester mit Mann und den 3 Kindern und mein Großkusin mit Familie nahmen auch an dieser Freizeit teil. In der ersten Woche war ziemlich schlechtes Wetter. Die Trainingshosenbeine und -ärmel der Kleinen waren trotz Hochkrepeln ständig

nass. Es gab im Keller einen Raum zum Aufhängen. Erfahrene Seurlauber wissen, dass mit Salzwasser getränkte Kleidungsstücke ganz schlecht trocknen. Am ersten Morgen wollte ich Angela das Fläschchen geben. Es war nur halb voll, weil Elfrun von ihrem Bettchen aus die Nahrung erwischte hatte. Ihr war erst einige Wochen vorher die Flasche abgewöhnt worden. Ich musste dem Baby morgens zusätzlich ein Aletegläschen geben. Angela war das erste meiner Kinder, das solche Fertignahrung zumindest dann und wann bekam. Ich glaube, auf der Reise haben wir auch Wegwerfwindeln benutzt. Doch die wurden noch in Gummihöschen gelegt. Ich sehe mich noch mit rechts und links einem kleinen Kind an der Hand die große Freitreppe hinaufgehen. Freundliche Frauen wollten helfen, doch meine Mädchen ließen sich nicht von anderen anfassen. Ich war sehr beeindruckt, dass vormittags schon die Fischfilets für mittags in der Großküche gebraten wurden. Damals waren über 300 Gäste zu betreuen. Das Essen war sehr gut und abwechslungsreich. Es wurde eine Morgenandacht gehalten. Kleine Kinder wurden während der Zeit betreut. Nachmittags gab es Spiel- und Bastelstunden oder Kinderbelustigungen. Mein Mann hat den drei Ältesten Schwimmen beigebracht in dem großen Priel, der bei Ebbe dem Ufer vorgelagert zurückblieb. In Borkum verändert sich ständig der Küstenverlauf. Z. Z. erinnert die Situation mit diesem breiten Priel an 1961. In der zweiten Woche unseres damaligen Aufenthaltes war gottlob schönes Wetter, was noch anhielt bei Rückreise und Schulanfang. Varuna konnte das Autofahren schlecht vertragen und hat unterwegs erbrochen. Bei der Säuberungsaktion verloren wir eines der niedlichen Halbschühchen von Elfrun. Wie „gestresst“ müssen wir zurückgekommen sein! Doch damals benutzte man dieses Wort noch gar nicht. Noch ein lustiges Erlebnis von diesem Ferienaufenthalt auf der Insel: Von dem Seeseiten-Fenster aus beobachtete ich schwimmende Seehunde und wollte die unten vorm Haus stehende Nichte Ragnhild darauf aufmerksam machen. Sie hörte wegen des Wellenganges nicht. So klopfte ich so heftig ans Fenster, dass die Scheibe zerbrach. Es war noch ein einfach verglastes Fenster aus der Vorkriegszeit und solchem Naturenthusiasmus nicht gewachsen. Natürlich hatte ich den Schaden (für den wir ehrlich bezahlten) und brauchte für Spott nicht zu sorgen. Doch ich erzähle diese Geschichte gern, denn meine Begeisterung für die Natur ist gleichgeblieben – für Nachtigallen, Orchideen, Delfine und Berggorillas! Der erste Krokus und die Weihnachten vollerbblühte Zaubernuss lassen mich jährlich wieder staunen wie über den großen Wagen am Sternenhimmel, der mir in klaren Nächten immer wieder wie ein großes Wunder erscheint. Die Farbenspiele der Blüten im Garten möchte ich festhalten und versuche es mit der Kamera – meist enttäuschend als Foto. Für wirklich perfekte Bilder müsste ich in eine ganz andere Ausrüstung und mehr Zeit investieren. Dann wäre die Begeisterung ausgelöscht durch die Handhabung der komplizierten Technik.

Ich hatte zwar ab Weihnachten 1963 nun das eigene Auto, doch konnte ich meist keine längeren Reisen machen, weil ich ein Baby stillte. Ich fuhr zu meinen Eltern nach Münster grundsätzlich am selben Tag hin und her. Ich weiß, wie traurig ich war, wenn ich spät abends noch bis Köln fahren musste, während Mutter und Schwester ins Bett gehen konnten. Da ich nachts nicht gut sehe, versuchte ich oft hinter einem Auto herzufahren, was etwa meine Fahrgeschwindigkeit hatte. Gerade fällt mir ein, wie ich auf dem Rückweg von Münster mit einem Wagen voll Kinder noch ein fremdes Kind zu Kölner Nachbarn mitnahm. Auf der Autobahn streikte plötzlich meine Batterie. Das Licht wurde immer dunkler. Doch gottlob kam gerade eine Tankstelle, in die ich mit dem letzten Strom einfuhr. Die Batterie wurde mit einem Schnellladegerät aufgeladen. Nach Mitternacht erreichte ich unser Zuhause im Marbergweg. Die Kinder haben alle ruhig geschlafen. Heute hätte man mit Handy Bescheid gesagt. Aber ich glaube, von der Raststätte aus konnte ich telefonieren. – Wir kauften eine neue Batterie, doch blieb ich kurz danach in Köln auf der Auffahrt zum Kaufhausparkhaus liegen und das bei Hochbetrieb zur Weihnachtszeit! Ausnahmsweise hatte ich auch noch eine Bekannte mitgenommen. Die Polizei hat dann die Wagen hinter mir zurückgeleitet, damit ich das Auto rückwärts herunterrollen lassen konnte. Mit Starthilfekabel sprang es dann an. Es war jedenfalls eine Situation wie ein schlimmer Albtraum! Die Werkstatt stellte später fest, dass der Regler zwischen Lichtmaschine und Batterie defekt war, der mir dann beim Bosch-Kundendienst eingebaut wurde. Ich sehe mich noch in einer Autoschlange dort warten. Vor mir bastelte ein Mann an seinem Wagen herum. Damals hat man auch Hüfthosen gehabt: Beim Bücken konnte man seinen weißen Hintern sehen.

Wieviel Zeit seines Lebens verbringt man mit Warten auf irgendetwas. Fast nie kann man diese Zeit sinnvoll nutzen. Ich habe mit fünf oder sechs kleinen Kindern einmal stundenlang beim Orthopäden gesessen, um dann doch am nächsten Tag wieder zu kommen, weil ich das zu Hause gelassene Baby dringend stillen musste. Ich errechnete, dass die von mir auf Flugplätzen verbrachte Zeit sicher einen Monat in Stunden addiert ergibt.

In den 60er Jahren hatte ich noch nicht einmal selbst ein Flugzeug betreten. Meine Eltern flogen unsere Verwandten in den USA besuchen. Ich glaube es war 1962. Damals war das noch ein Ereignis, wenn jemand zu einem Überseeaufenthalt startete. Meinen Eltern hat es gut gefallen. Mein Vater hatte als Junggeselle mit dem Schiff seine Schwester in den USA besucht. Als meine Eltern vor dem Abflug bei uns Zwischenstation machten, erinnere ich uns bei Dauerregen nach draußen starren. Es muss ein total verregneter Sommer gewesen sein. Ich beneidete meine Eltern, diesem Wetter entkommen zu können. So sehr ich meine Familie liebte: Gerade in solchen Situationen, wo jemand abreiste in die weite Welt, hätte ich frei sein mögen wie ein Vogel – – –!

Mit meinen Zwillingen Arrigo und Allard, die gerade in die Schule gekommen waren, fuhr ich nach Sierksdorf an der Ostsee, wo meine Schwester mit Familie Urlaub machte. Ihr Mann arbeitete bei einer Firma, die für Firmenangehörige in diesem Ort ein Ferienheim unterhielt. Das Hauptgebäude war historisch reetgedeckt. Es war schon dunkel, als ich mit den Kindern auf dem Campingplatz eintraf. Es wehte ein kräftiger Seewind. Die schwachen Buben konnten die Zeltleine nicht halten. Ein Italiener bemerkte unsere Probleme und half uns tatkräftig, unsere Behausung wetterfest zu verankern. Die nächsten Tage trafen wir uns mit meiner Schwester und deren Familie nach deren Abendmahlzeit. Ihre Kinder liefen uns mit den Resten ihres Abendessens entgegen. Es muss für uns noch gereicht haben und war sozusagen „Überraschungs-Menü“, was natürlich mehr oder weniger aus Brot und Belag bestand. Es war ein relativ kühler Sommer. Die Ostsee hatte nur 14° C. Ich bewunderte Utes Tochter Gudrun, die sich in die Fluten wagte, während wir uns im Strandkorb vor dem starken Wind schützten. Wir haben auch Touren in die Umgebung unternommen. Für mich war Seeaufenthalt bisher immer mit Borkum verbunden gewesen. Heidespaziergänge und Waldwanderungen gehörten nicht dazu.

Doch die reetgedeckten alten Häuser haben mir gefallen.

Als ich mit meiner Tochter Elfrun gestern über die Autoprobleme von damals sprach, erinnerte sie sich an die



Handwritten notes in German:
 h = ...
 = ...
 über ein ...
 in ...
 nfer, ...
 Daniels ...
 ed ...
 den. Eine ...
 ...
 ...

Angst, als ich mehrere Kinder auf der Autobahn allein im Wagen lassen musste um Benzin zu holen. Wir hatten ca. 30 km im Stau gestanden und durch das ständige Stopp and Go den letzten Sprit verbraucht. Ein Polizei-Auto nahm mich ein Stück zur Tankstelle mit, doch zurück musste ich mit dem Kanister laufen. Die Beamten erklärten mir natürlich, dass ich eigentlich hätte Strafe zahlen müssen – das hatte ich gewusst. Jahrzehnte danach bin ich immer mit Reserve-Kanister unterwegs gewesen. Übrigens wollten wir bei dieser Fahrt meinen Vater in Bad Oehnhäusen besuchen, der nach seiner Ohrspeicheldrüsen-Operation dort in Begleitung meiner Mutter zur Kur weilte. Der Aufenthalt fiel dann ganz kurz aus. Die Kinder sind gar nicht mit im Zimmer gewesen, weil es dem Opa nicht gut ging. Er hat sich nicht mehr erholt, denn der Krebs wuchs weiter. Er lag auch mit Herzproblemen länger im Krankenhaus. Meine Mutter besuchte ihn täglich, versuchte ihn zum Essen zu bewegen und musste mit ansehen, wie er nach und nach geistig verfiel, weil der Tumor aufs Gehirn drückte. Wenn ich Vater besuchte, war ich

traurig, dass er ein Fremder geworden war. Sein reges Interesse an der Stammbaumforschung, für das ich mich von ihm noch Monate zuvor hatte begeistern lassen, war erloschen. Seine Kraft reichte nur noch zum Überleben. Es war schmerzlich seine Erleichterung zu sehen, wenn ich mich verabschiedete -. Das erste Mal, als mein Vater in meiner Gegenwart etwas erzählte, was nicht stimmen konnte, erinnere ich noch genau, denn er schilderte seinen Besuch in einer Porzellanfabrik. Ich wusste natürlich, dass er zu Hause gewesen war. Er bemerkte mein Stutzen und sagte dann: „Ach, das habe ich wohl nur geträumt.“ Da ich selbst oft auch markante Träume hatte und habe, konnte ich gut verstehen, wie leicht man diese als Realität nehmen kann. Im Februar 1969 ist mein Vater dann seinem Leiden erlegen, kurz vor der Geburt meines 14. Kindes Carena. Meine Mutter hatte ihn abends zuvor im Krankenhaus auf sächsisch „Der Mai ist gekommen“ singen hören. Odilo hatte am Abend der Beerdigung eine Tanzveranstaltung, zu der ich ihn gern gehen ließ, weil ich gewusst habe, mein Vater hätte es ihm gegönnt.

Meine Mutter brauchte fast ein Jahr sich von den Strapazen der Pflege zu erholen. Sie gehörte noch zu der Generation der Frauen, denen der Mann das Portemonnaie trug und alle bürokratischen Angelegenheiten regelte. Ich schilderte schon, dass ich in der Kriegszeit für die Familie auf die Ämter ging. Meine Mutter fühlte sich immer als Frau nicht anerkannt. Ich selbst setzte da auf die Geheimwaffen der Frau: Charme und Sexappeal, als ich aus dem Alter des naiven Mädchens herausgewachsen war. – Da meine Mutter außer zu uns Kindern und den wenigen Verwandten in den Jahren der Krankheit ihres Mannes kaum Kontakt mit Menschen gehabt hatte, brauchte sie Zeit, ihr Leben mit neuen Inhalten zu füllen. Doch bald erwachte ihre Reiselust wieder. Mit der Schwester meines Vaters aus den USA, die auch Witwe war, traf sie sich öfter in Alassio an der italienischen Riviera und machte mit ihr Touristik-Reisen durch Frankreich und die Türkei. Meine Eltern waren – nachdem sie in Borkum zwei verregnete Sommer erlebt hatten – zusammen viele Jahre an die Riviera gefahren. Meine Mutter nahm diese Gewohnheit wieder auf, solange diese lebte, mit der Schwägerin. In ihrem Hotel verbrachten auch andere Stammgäste ihren Urlaub. Meine Mutter freute sich jedes Jahr diese wiederzusehen. Als ich später einmal eine Woche dort hinkam, machte mir das Haus und der Service nicht so einen imponierenden Eindruck. Ich habe allein dann andere Hotels gesucht. In den Osterferien 1970 sind Mutter und ich mit Odilo und Ronald durch ganz Italien bis Paestum hinunter mit dem Opel-Kombi gefahren. Odilo und Ronald zelteten, wir Frauen schliefen im Hotel. Meine Mutter hat in Rom ein Hotel gekannt, wo wir auch Platz bekamen. Es lag direkt neben dem Pantheon, hatte uralte Aufzüge und Etagen-WC, was damals durchaus noch Standart war. Wenn jemand über den Flur ging, schwang der ganze Fußboden mit und das Bett hatte „Seegang“. Wir hatten wegen der Campingplätze vorher recherchiert. Unser erstes Etappenziel war der Vierwaldstädter-See. Mutter

und ich fanden ein sehr schönes Hotel direkt am See, in dem ich ca. 15 Jahre später nochmals gewesen bin. Vorher hatten wir Eliane Schnetzler in Basel besucht. In Basel habe ich einem LKW die Vorfahrt genommen, ein Schock! Am Gardasee ist bei nassem Wetter der Wagen gerutscht, das Profil der Reifen war total abgefahren. Auf so etwas hatten wir leichtsinnigerweise beim privaten Wagen gar nicht geguckt. Ich hatte natürlich geglaubt zu schnell bei dem feuchten Wetter gefahren zu sein. Odilo hatte gerade den Führerschein gemacht: ich sehe ihn noch auf der Autobahn beim Schauen in eine Baustelle das Steuer verreißen. Noch 15mal ließ ich mich von meinen Kindern als Anfänger chauffieren – aber nie mit körperverletzenden Überraschungen. Odilo hat damals wahre Wunderleistungen im Parken vollbracht, was vor allem in Rom wichtig war. Ich bewunderte ehrlich seine Künste, denn ich lernte nie gut Einparken. Damals kaufte man limitiert für die Reisetage an der Grenze Benzingutscheine, weil der Kraftstoff in Italien teurer war. Diese und meine anderen Papiere verlor ich beim Schauen nach einem Hotel in Pisa, weil ich sie auf dem Schoß abgelegt hatte. Als ich beim Einchecken in der Herberge das Fehlen bemerkte, hat Odilo die Straße noch wieder gefunden, wo wir gehalten hatten. Die schwarze Brieftasche lag unbemerkt in der Dunkelheit dort auf dem Boden. Die Reise war gerettet. Die Aufregung kann sich jeder leicht vorstellen, zumal das schon die zweite Unachtsamkeit war. Ich hatte – für mich ungewohnt – alle Papiere und Devisen etc. in einer Umhängetasche verstaut, die ich prompt beim ersten Stopp an einer Autobahnraststätte vor der Schweizer Grenze am Tisch im Freien hängen ließ. Ich habe nach kurzer Fahrt den Verlust registriert. Wir nahmen die nächste Abfahrt und fuhren zurück. Die Tasche hing einsam am Tisch. – Ich habe noch öfter so unwahrscheinliches Glück gehabt, aber mit Geldbörsen und Checkkarten auch noch negative Erfahrungen machen müssen.

Damals sind wir über den Brenner mit einem Huckepack-Zug gefahren, weil der Pass noch geschlossen war. Ob der Gotthard-Tunnel noch nicht existierte? – Am Gardasee war eine große Baustelle an der langen Tunnelstrecke. Im Auto hörten wir „Sugar Sugar“, stiegen aus und tanzten während der Zwangspause. Snoopy war damals Modetanz. Ronald hatte ihn in der Tanzstunde gelernt. Auch ich konnte diese Schritte, weil Gernot und ich mit einem Ehepaar aus der Nachbarschaft einen Erwachsenen-Tanzkurs besuchten.

Florenz haben wir erst auf der Rückreise besucht. Hinzu erreichten wir Rom von Pisa aus ohne nochmals zu übernachten. In Pisa war es ganz mild und hat morgens Bindfäden geregnet, so dass wir nur den schiefen Turm besichtigten. Ich habe noch einmal diesen Ort besucht und keine andere Touristenattraktion bemerkt. In Rom waren wir mehrere Tage und bemühten uns wirklich, alle Sehenswürdigkeiten abzuklappern. Vom Petersdom abgesehen und der Sixtinischen Madonna habe ich an keine Kirche mehr eine spezielle Erinnerung. Doch jahrelang konnte ich von fast jeder etwas erzählen. Wir haben auch die römischen

Paläste besucht und sind die Via Appia mit dem Auto abgefahren. Wir diskutierten interessiert über die Römerzeit, fotografierten uns vor der Villa Hadriani. Die Jungen hatten einen zentralen Campingplatz gefunden. Eine Art Kellerrestaurant neben dem Trevi-Brunnen war preiswert und gut, so dass wir es zum Stammlokal erkoren. Wir mussten immer sehr lange warten bis kassiert wurde, doch hatten wir keinen Programmpunkt mehr am Abend hinterher. Tagsüber aßen wir nur Baguette mit Obst. Meine Mutter bot unterwegs auf der Fahrt an, uns zum Essen einzuladen. Doch wir hatten immer so lange Fahrstrecken eingeplant, dass mir ein längerer Zwischenstopp nicht sinnvoll erschien. Rückschauend bemitleide ich meine Mama, denn ich mag heute auch nicht gern den ganzen Tag ohne eine Mahlzeit zwischenrein durchstehen. Leider kann ich aber Autofahren besonders als Beifahrer von Magen her nicht so gut vertragen und beschränke mich daher tagsüber auf ein Brötchen oder Baguette. Morgens kauften wir Brot, Milch und Obst. Wir lachten, als wir eine weniger gute Qualität Äpfel mit dem italienischen Wort „mele“ als „mehlig“ passend deklariert fanden. Einmal – ich glaube es war in Padua – gab es einen Streit mit Odilo, ansonsten war es eine fröhliche, interessante Fahrt. Wir waren nicht verwöhnt und neugierig auf die Welt. Ein in Italien häufiger Streik der Angestellten im öffentlichen Dienst veranlasste uns unseren Sorrent-Aufenthalt zu verlängern. Wir bestiegen den Vesuv, und ich erinnere die vielen Müllberge in der Stadt an seinem Fuße wegen der streikenden Abfuhr. Einen Tag kurvten wir um die Amalfi-Bucht im Osterverkehr. Stundenlang standen wir in einer Kolonne und konnten nicht vor- oder rückwärts, weil sich – wie wir später sahen – ein Wohnwagen in einer Ortsdurchfahrt verkeilt hatte. Die beiden Jungen stiegen aus und liefen zum Campingplatz zurück. Wir haben aus dem Autofenster heraus ein Eishörnchen gekauft. An dieser Landspitze um Neapel herum das Freizeitverhalten der Italiener zu beobachten hat uns amüsiert. Auf einer kleinen Verkehrsinsel stiegen sie mit Klappstühlen, Kind, Oma, Opa und Kanarienvogel im Käfig aus und picknickten mitten zwischen den Autos mit laufendem Motor. Für mich war diese Enge – alles mit Häusern oder Orangenhainen am Steilhang fast ohne Freifläche zugebaut – beängstigend. Wir fuhren nach Capri mit einem Tragflügelboot, italienisch „aliscafi“. Ein Großteil der Leute war seekrank – scheußlich. Rückzu nahmen wir ein normales Schiff und saßen bei sinkender Sonne auf dem Oberdeck. Capri selbst fand ich sehr schön, wenn auch nicht so romantisch, wie ich es mir bei dem Nachkriegsschlager „Wenn bei Capri die rote Sonne im Meer versinkt ...“ vorgestellt hatte. Doch genoss ich den traumhaften Blick übers Meer bei strahlendem Sonnenschein.

Endlich hatten die italienischen Angestellten sich wieder geeinigt, zu arbeiten und wir konnten Herculaneum und Pompeji besuchen. Mir haben diese antiken Ausgrabungen einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Leider habe ich nicht die körperliche Konstitution stundenlang zu stehen und zu schauen. So

mussten wir vieles auslassen. – Die Tempelruinen von Paestum sind wirklich die eindrucksvollsten aller antiken Relikte (ich konnte später viele Vergleiche anstellen), was auch darauf zurückzuführen ist, dass die Bauwerke auf einem so riesigem Gelände von allen Seiten und aus der Weite sichtbar und zugänglich sind. Damals wurde gerade ein Film gedreht und vom Hubschrauber der Kameramann mit einer Strickleiter heruntergelassen, was mich faszinierte. Der niedrige Wasserstand bei Pozzuolli war damals archäologische Sensation.

In Sorrent erinnere ich noch den Portier eines für unsere damaligen Ansprüche guten Hotels, wie er unser Auto mit ausgebreiteten Armen auf der Uferstraße aufzuhalten versuchte. Odilo der chauffierte, stoppte sofort und nahm das Radio vom Dach. Er hatte es beim Einsteigen dort abgestellt. Die Jungen waren auch hier auf dem Campingplatz, wo ich sie bei dem milden Wetter beneidete. Abends legten wir ihnen ein spezielles Ostergebäck vor den Zelteingang und haben sehr gelacht, als die beiden am nächsten Tag erzählten, dass dieses hefezopfähnliche Gebilde nicht wie erwartet süß, sondern salzig schmeckte. Karfreitag ist in Sorrent Prozession. Die ganze Nacht hindurch laufen dunkle maskierte Gestalten mit Kapuzen zu monotonen Trommelrhythmen. Ich war davon sehr beeindruckt, während Odilo spöttisch Ku-Klux-Klan oder Karneval assoziierte. Der besonders in Süditalien noch so selbstverständliche Umgang mit der Religion rührte mich, da ich selbst gern aufgefangen wäre von einer altertümlichen Gläubigkeit mit festen Regeln ohne hinterfragen zu müssen.

Das Wetter schlug um. Hatten wir es in der ersten Woche italienisch frühlingswarm gehabt, gingen die Temperaturen bis an den Gefrierpunkt zurück, als wir in Florenz die Kirchen und Sehenswürdigkeiten intensiv bewunderten. Mit meiner Mutter fuhr ich bei leichtem Schneefall durch den Pinienwald, damit wir uns im Auto aufwärmen konnten.

Übrigens hielten bei dieser Reise zweimal Italiener meinen zweitältesten Sohn für meinen Lover. Meine jüngsten Kinder meinten, als sie Fotos betrachteten, mein Kleiderrock, den ich damals trug – aus einer Lederjacke meiner Schwester gebastelt – sei eine Weste, so kurz war er. Offensichtlich haben meine Krampfadem meinem Sexappeal nicht geschadet. Ich hatte jedenfalls nichts dagegen, als Frau anziehend zu wirken. Mit meinem Spiegelbild war ich meist eher unzufrieden.

Auf dem Weg nach Deutschland zurück besuchten wir noch Tante Mimi und Onkel Kurt in Abano Terme, die dort zur Kur weilten. Wir haben auch in diesem Ort übernachtet. Ich war sehr beeindruckt von dem warmen Kachelfußboden, unter dem die heißen Thermen hergeleitet wurden. Landschaftlich fand ich diesen Kurort total langweilig gelegen, so dass ich beschloss, niemals dorthin zu fahren.

Wir kamen spät abends über den Brenner zurück und fuhren, weil wir nicht österreichische Schillinge eintauschen wollten, bis Deutschland durch, wo wir in Oberaudorf eine Pension fanden, von der ich noch die altertümlichen enorm

dicken Federbetten erinnere. Dass der tolle Anblick der schneebedeckten Berge und Tannen im Frühjahr zum Albtraum werden konnte, wurde mir richtig bewusst.

Die Urlaubsreise mit den meisten Strapazen, die ich als alleiniger Fahrer mit dem Auto unternahm, war eine Tour nach Schweden und Norwegen. Hinzu übernachtete ich mit Torulf, Varuna, Elfrun und Orlando bei Christa und Gernand in der Lüneburger Heide. Christa ist eine Kusine meines Mannes, die mit 14 Jahren durch eine verschleppte Mittelohrentzündung ertaubt ist. Ich machte öfter dort auf Reisen Station. Das Geräusch der Kühlanlage der Saatzuchtstation – dort arbeitete ihr Mann – störte meine Nachtruhe. Zusätzlich hatte ich abends schwarzen Tee getrunken, der mir auch heute noch Schlafprobleme verursacht. Ich fand im Bücherschrank ein Nesthäkchenbuch, was ich frühmorgens schon durchlas. In meiner Kindheit hatte ich nur die Pucki-Bände gehabt und war auf die Konkurrenz gespannt. Möglichst viel erfahren, im Vorübergehen noch ein bisschen Jugend nachgeholt, ergänzt und gleichzeitig die Lesesucht befriedigt: Ein bisschen von diesem „Unersättlichen“ ist mir bis heute geblieben. Ich kann mir schwer verzeihen, etwas nicht mitzumachen, früher fortzugehen oder das Unmögliche doch zu versuchen.

Nach dem Frühstück fuhren wir in Hasselhorst los Richtung Puttgarden. Man ließ uns noch bis zum Fährschiff hoch. Doch dies war mit dem Wagen vor uns besetzt. Ich durfte mein Auto die lange Serpentinrampe wieder rückwärts herunterfahren! Wie ich rückwärts fahren gehasst habe! Ich weiß nicht mehr, wie lange wir auf die nächste Fähre warten mussten. Wir erreichten Kopenhagen am Abend. Der Himmel sah bedrohlich schwarz aus. Wir beeilten uns mit dem Zeltaufbauen und wurden gerade rechtzeitig vor dem Einsetzen des sintflutartigen Regens fertig. Auf ging's zum Tivoli, wo wegen der hohen Preise nur der kleine Orlando mit dem Riesenrad fahren durfte, was Elfrun und Torulf ihm bis heute neiden. Doch der Bevorzugte behielt den Genuss bis heute in Erinnerung. Bei der Rückkehr versuchten wir die Zeltwände nicht zu berühren, um das Durchnässen zu vermeiden. Ganz gelang es nicht. Nachts löste sich am Eingang die Plane, und ich versuchte nachzudichten. Morgens beim Abbau mussten wir feststellen, dass Orlando in der Apsis des 4 Personenzeltes auf einer Kindermatratze buchstäblich auf dem Wasser gelegen hatte. Doch der Unterboden war bis auf die Nähte trocken geblieben. Gottlob schien die Sonne am Morgen, so dass wir während des Stehfrühstücks unsere Zeltplane auf dem Auto ausgebreitet wenigstens provisorisch trocknen konnten. Gerade fällt mir ein, dass diese Behausung ja aus Ober- und Unterzelt bestand. Plötzlich sehe ich das ganze Procedere wieder vor mir, als hätte ich gestern alles auf- und abgebaut. Fast jeden Abend und jeden Morgen wurde das Standort gewechselt. Nur in Grännar am Vätter See in Schweden blieben wir 2 Nächte. Es war nicht lange nach der Sommer-Sonnenwende. Ab 3:00

Uhr wurde es schon hell. Ich rückte mit der Matratze nach draußen um mich zu wärmen, genoss unbedarft die Sonne den ganzen Tag und holte mir den schlimmsten Sonnenbrand meines Lebens. Abends meinte ich, es sei noch so toll warm, dabei glühte nur meine Haut. Wahrscheinlich hatte ich die Kinder mit Sonnenöl eingerieben oder sie bewegten sich mehr auch im Schatten, denn ich erinnere mich nicht, dass sie klagten. Elfruns Badeanzug war vergessen worden. Sie musste ein rotes Höschen ersatzweise nehmen. Torulf schnitzte unermüdlich aus einem Holzseicht einen Löffel zum Kakaorühren. Ich denke, es gab schon Nesquik. Jedenfalls holten wir frische Milch auf dem Zeltplatz. Brot und Aufschnitt haben wir gegessen, manchmal Hefestückchen. Ich wundere mich heute, dass ich so anspruchslos leben konnte unterwegs. Der Erlebnishunger war größer. Im See war eine Insel. Die Kinder schwammen, doch mir war das Wasser zu kalt. Am zweiten Morgen starteten wir früh, erreichten Stockholm um die Mittagszeit. Ich kann mich an eine Sightseeing-Runde mit dem Auto erinnern, an charakteristische Häuserzeilen. Nie wieder war ich bislang dort. Ich parkte das Auto in einem Parkhaus am Hafen, wo die damals geborgene Wasa, ein Prachtschiff aus dem 16. Jahrhundert, besichtigt werden konnte. Das Holz dieses

Wracks wurde ständig mit Wasser berieselt. Es war sehr beeindruckend. Als wir zum Wagen zurückkamen, waren von der sengenden Sonne die Kunststoffsitze so heiß, dass man sich nicht in kurzer Hose hinsetzen konnte. Keiner der Kinder konnte die Straßenkarte lesen. Torulf als



Handwritten notes in German:
 konplösen K
 über von dbe
 fudaktorin p
 belebt und
 eben. Da eue
 auf volles
 benke betrieb
 sehen wir
 ich ihen Brigg
 melize. Schulfr

Gymnasiast saß zwar mit dem Atlas auf dem Schoß neben mir, doch eine Hilfe war er nicht. Irgendwie haben wir doch dem Rush-hour-Stau der Ausfallstraßen dieser Großstadt Richtung Norwegen entkommen können. In Mittelschweden fanden wir dann bei Dämmerung einen Campingplatz, der aber unbewirtschaftet war. Ich hatte kurze Zeit vor der Ausfahrt am Wegrand eine Imbissbude gesehen. Nach dem Zeltaufbau fuhr ich mit Torulf wieder los und fand den Shop. Wir mussten uns mit Zeichensprache verständigen. Das, was ich zu nehmen riskierte, erwies sich als von allen begehrte braune Zwiebeln und Kartoffelbrei. Ich war heilfroh, dass ich den Kindern noch Essen beschaffen konnte. An diesem Abend begann schon meine Lippe zu spannen. Ich bekam den ersten Herpes meines Lebens. Meine Unterlippe war Tage später so geschwollen, dass ich nur mit Mühe essen konnte. Ich war die ersten Wochen mit Carena schwanger und habe in der Folgezeit durch die Strapazen dieser Reise besonders unter Übelkeit gelitten.

Tags darauf erreichten wir Oslo. Es war schwierig, auf dem felsigen Boden des Campingplatzes die Heringe in den Boden zu kriegen. Morgens waren die Toiletten wegen Reinigungsarbeiten geschlossen. – – Das Schiff über den Skagerak zurück von Helsingör nach Helsingfors ging um Mitternacht. Abends zuvor sind wir in Oslo in der Innenstadt und am Hafen gewesen. Die Stadt ist im 19. Jahrhundert vollkommen abgebrannt und ohne große Sehenswürdigkeiten. Ich staunte über die Frauen, die bei der Hitze im Bikini über die Hafenstraße gingen. Auch in Stockholm hatte ich mich schon gewundert über eine Erwachsene, die im Unterrock mitten in der Großstadt Eis holen ging. Die Frisuren der Frauen im Norden würde heute niemanden auffallen. Damals war Deutschland noch sehr konservativ, was mir durch diese Reise bewusst ist. In Schweden trugen Frauen Zöpfe oder loses Haar mit Zopfspannen an den Seiten. In Deutschland wurde man so frisiert angestarrt. Ich habe das später ausprobiert – nicht um aufzufallen, sondern weil ich Veränderung wollte.

Spätnachmittags erreichten wir das Hafentädtchen. Ich hatte nicht gewusst, wieviel Zeit wir auf den Fjordstraßen brauchen würden bis zum Zielort. Da wir noch lange Zeit hatten bis zur nächtlichen Abfahrt des Fährschiffes, haben wir außerhalb des Ortes das Auto geparkt, alles ausgeladen und wieder ordentlich gepackt. Als wir in der Autoreihe vorm Einschiffen standen, fiel mir der größte Wohnwagen auf, den ich bis dahin gesehen hatte. Ich fragte mich, wie der Fahrer um die Steilkurven an der Küste mit diesem Gefährt gekommen ist. In der Wartezeit hatten die Kinder schon geschlafen. Ich hatte gehofft, sie würden auf dem Schiff im Auto liegen bleiben können. Doch das ist bei Hochseefahren strengstens verboten. Damals lag ein schlimmes Führungsglück erst kurze Zeit zurück. Varuna wurde es schon schlecht vom Dümpeln der ruhenden Fähre. Ich besorgte uns eine Sitzecke, habe dann selbst die Nacht oben auf dem Deck verbracht, da ich die stickige Luft und den Essenseruch unten nicht vertragen konnte. Orlando bekam immer ein Medikament gegen Reiseübelkeit. Das hat ihm auch gut geholfen, während die Geschwister unter Seekrankheit litten. Der Skargarak hat seinen berüchtigten Seegang vorgeführt. Im Bordrestaurant schepperten die Tassen. Auf Deck sah ich fassungslos das Schiff 4 Stock hohe Wellen herabsinken und wieder aufsteigen. Ich war total durchgefroren. Mir haben die Zähne so aufeinander geschlagen, dass ich morgens kaum sprechen konnte. Ganz sicher war es eine der schlimmsten Nächte, die ich je durchgemacht habe. Die Sonne ist kaum untergegangen. Es blieb bis ca. 1:00 Uhr hell, und ab 2:00 Uhr graute schon der Morgen. Den Ausdruck konnte man bei dem Sturm wörtlich nehmen. Der Seegang muss wirklich außergewöhnlich gewesen sein, denn hinter unserem Auto hatte sich eine Fischladung losgerissen und den Wohnanhänger des nachfolgenden Wagens plattgedrückt. Wegen der Havarie mussten die Autos drehen und das Schiff auf der anderen Seite verlassen. Das Ausfahren dauerte entsprechend lange.

Meine Kinder waren wieder guten Mutes. Ich hatte von der christlichen Seefahrt gestrichen die Nase voll und hätte damals nicht gedacht, dass meine Abenteuerlust mich Jahrzehnte später nochmals auf das Fährschiff nach Island locken würde. Eine Schifffahrt im Süden Chiles hat aber dem Schrecklichem noch einen Superlativ gegeben. Doch davon später. – Damals hatten wir nun wieder eine sichere Straße unter den Rädern. Doch ich war todmüde. Auf einem Parkplatz versuchte ich zu schlafen. Wir haben einen Blick auf den Ort Vorupør in Dänemark geworfen, wo meine Schwester schon ein- oder zweimal Urlaub gemacht hatte. Ich hatte keine Lust, nochmals zu zelten. Dass ich so übermüdet immer weiterfuhr, laste ich mir heute als unverantwortlichen Leichtsinn an. Ich habe um 4:00 Uhr morgens einen Kaffee an der Raststätte Lichtenberg getrunken und bin um das Rasthaus gelaufen. Um ca. 5:00 Uhr legte ich mich neben meinen schlafenden Mann ins Ehebett. Er hatte mich noch nicht zurück erwartet und ist nicht erwacht. Ich hatte gemeint, nun könne ich ruhig 12 Stunden schlafen. Doch ich bekam wochenlang keine richtige Ruhe. Ich habe nachts immer die dunkle Autobahn mit den Rücklichtern der Trucks vor meinen Auge gehabt und wie mich schon wieder ein LKW überholt. Tatsächlich konnte ich zuletzt so übermüdet nur noch ganz langsam fahren. Übrigens hatte ich nachts um 1:00 Uhr bei Hannover ein Strafe bezahlen müssen, weil ich in einer Baustelle zu schnell fuhr!! Die Familie wunderte sich, dass ich statt 2-3 Wochen zu bleiben, schon nach 8 Tagen zurückkam. Immer wieder denken Bekannte, ich würde je länger je lieber reisen. Doch meine ureigene Erfahrung ist Heimweh, das dem Fernweh kräftig Paroli bietet. Ich überforderte mich damals mit meinen Zielvorgaben und suchte zu Hause Erholung von den Reiseerfahrungen.

Mit mehreren Kindern bin ich in Brüssel gewesen. Odilo saß mit dem Stadtplan vorn. Das Manneken Pis mussten wir natürlich unbedingt finden – – – In unendlichen Variationen steht es in Parks und Gärten, doch das Original muss man gesehen haben, zumal damit das Kunstverständnis von Kindern nicht zu sehr strapaziert wird. Tatsächlich erreichten wir nach Irrwegen unser Ziel. Mit einem langen Blick aus dem Autofenster im Vorüberfahren hatten wir es gewürdigt und strebten nun „wissenschaftlich Erkenntnisse“ an beim Besuch des Atomiums. Das Einbahnstraßensystem führte uns überraschenderweise nochmals zu dem pinkelnden Knaben, gerade als Odilo verkündet hatte, wir würden das riesige Monument des Atomiums gleich zu sehen bekommen. Das haben wir aber nach einer entsprechenden Ehrenrunde doch noch geschafft und bewundert.

Inzwischen waren schon viele Kinder im Schulalter. Nie hätte ich gedacht, dass mein Nachwuchs ernsthaft Probleme in der Schule bekäme. Das Wort Legasthenie lernte ich kennen als Auslöser der für mich nicht nachvollziehbaren Lese- und Rechtschreibschwäche. Ein falsch geschriebenes Wort fällt mir selbst wie „markiert“ auf. In der Kölner Zeit hat die Überwachung und Nachhilfe bei den Schul-

arbeiten oft genau so viel Zeit erfordert wie die Essenzubereitung. Trotzdem widmete ich mich auch dem Garten intensiv. In den ersten Jahren mit dem Handmäher, dann mit dem Elektromäher, zog ich wöchentlich über eine gepflegte Rasenfläche ohne „Zöpfe“ an den Kanten und penibel von breitblättrigem und anderen unerwünschten Kräutern befreit. „Englischen Rasen“ zu haben blieb das Traumziel. Die Rasenmiere bildete dichte Teppiche, denen ich mit dem Messer versuchte beizukommen. Warum sind uns manchmal solche Dinge so wichtig, denen wir nachträglich keine große Wertschätzung mehr einräumen? Trotz immenser Hausarbeit sehe ich mich fünfmal die Blumenvase wechseln, weil das Stillleben-Kunstwerk nicht meinem Geschmack entsprechen wollte. So sollte auch der Garten als „Gesamtkunstwerk“ meinen Ansprüchen genügen. Nach wie vor mussten wir sparen. Ich bemühte mich, ohne große Neuanschaffungen einen optimal blühenden Garten zu haben. Ich habe nie wieder so schöne Chrysanthemen im Herbst gehabt wie Mitte der 60er Jahre. In Gartenbüchern las ich, dass diese Pflanze öfter den Standort wechseln möchte. Wenn ich Fotos aus vergangenen Jahrzehnten betrachte, staune ich oft, wie der Hausgarten sich im Lauf der Jahre wandelte. Einmal legte ich in Köln ein Gartenstück nach Plan an mit Festuca-Gräsern (sie haben heute eine andere Nomenclatur), Macleaya, Thymian und einer Mädchenkiefer. Bei einem Einkauf in der Samenhandlung in Köln-Kalk betrachtete ich ein merkwürdiges Pflanzengebilde in einer Schachtel auf dem Tresen. „Das sind schon ausgetriebene Herbstzeitlosen“ sagte der Geschäftsführer und schenkte sie mir. Ich versenkte die bleichen Gebilde in meiner Neuanlage und strahlte sie an einem milden Abend mit der extra draußen installierten Wohnzimmer-Standlampe an. Es hat so unwahrscheinlich gut ausgesehen, dass ich das Arrangement erinnere als hätte ich es auf einem Blitzlichtfoto. Doch dafür hatten wir damals noch nicht die kameratechnische Ausstattung. Wir leisteten uns in dieser Zeit nur ab und an einen Farbfilm. Die Entwicklung der Colorbilder war damals noch sehr teuer und die Abzüge nie größer als 6x9. Trotzdem freue ich mich, Bilddokumentationen aus dieser Zeit zu haben.

Wir schafften ein neues Klavier an. Odilo, Ronald und Torulf bekamen Klavierunterricht. Der Lehrer kam ins Haus. Ronald hat zusätzlich eine zeitlang Geigenunterricht bekommen. Odilo lernte als Zweitinstrument Fagott, Torulf hatte später Schlagzeugunterricht beim Schlagzeuger des Kölner Sinfonie-Orchesters. Dieser suchte uns auf, weil er meinte Torulf solle Berufsschlagzeuger werden. Mein Mann und ich hielten das für eine vorzügliche Lösung, weil der Junge wegen seiner Legasthenie große Schwierigkeiten in der Schule hatte. Wir hatten ihn auf das neuingerichtete Musikgymnasium gegeben. Nach Wiederholung der Quinta schulte ich ihn auf die Aufbaurealschule um. Unser Sohn erklärte uns aber, dass er auf keinen Fall so viel üben wolle, wie er als Berufsmusiker müsse. Er sträubte sich vehement, Klavier zu üben, so dass wir ihn für diesen Instrumentalunterricht

abmeldeten. Um die Abiturzeit setzte er sich dann mit einem Male wieder an das Instrument und spielte und spielte. Meine Mutter als Klavierlehrerin war entsetzt, dass er ohne die erforderliche Technik Chopin übte. Doch letztthin ist nicht die Perfektion entscheidend, sondern die Freude an der Musik. Das Schlagzeugspielen behielt Torulf aber mit Erfolg bei, so dass er in einer Band während seiner Studienzeitszeit Geld verdienen konnte zur Aufbesserung des Bafög.

Wir haben in Köln Noten der Kindersinfonie angeschafft. Meine Mutter schenkte uns die Kinderinstrumente wie Kuckuckspfeife u. ä. Ich spielte Klavier, Gernot Geige und die Kinder Trommel usw. Es hat viel Spaß gemacht. Schade, dass wir später keine Zeit mehr zum Musizieren fanden. – Die Zwillinge fingen in Köln Zeit an Tuba und Trompete zu lernen. Wegen ihrer Schwierigkeiten in der Schule hatten wir sie nicht so früh mit Instrumentüben belasten wollen. Ich erwähnte schon, dass Torulf große Rechtschreibprobleme in der Schule hatte. Bei den Zwillingen traten gleiche Schwierigkeiten auf. Damals begannen Schulpsychologen erst, sich mit dieser Materie zu befassen. Die betreffenden Kinder wurden getestet, denn nur bei hohem Intelligenzquotienten ist eine Lese- und Rechtschreibschwäche ungewöhnlich. Ich meldete die drei Jungen zu diesem Test an. In der Kölner Zeit bescheinigte man zwar die Legasthenie, doch es gab keinen Förderunterricht wie später für die jüngeren Kinder. Als erstes sagte man mir damals, ich solle nicht mit den Kindern üben, sondern nur spielen und führte indirekt die Rechtschreibschwäche auf den Familienstand (kinderreiche Familie) zurück. Das hat mich sehr getroffen, denn ich kümmerte mich angelegentlichst um das Schulfortkommen meiner Sprösslinge.

Als nach dem Tod meines Schwiegervaters sein Haushalt aufgelöst wurde, fanden sich Briefe, die er seiner späteren Frau in der Verlobungszeit korrigiert hatte. Sie muss auch eine erhebliche Lese- und Rechtschreibschwäche gehabt haben, was meine Vermutung unterstützt, dass Legasthenie genetisch bedingt ist. Wahrscheinlich sind intelligente rechtschreibschwache Kinder früher durch das viele rein mechanische Abschreiben in der Grundschule doch so trainiert gewesen, dass dieser Mangel nicht so gravierend ihr Fortkommen in der Schule erschwerte.

Natürlich mussten auch Vokabeln abgefragt werden und andere Hausaufgaben kontrolliert werden. Lateinübersetzungen waren mir eine Herausforderung. Mein Nachwuchs war faul und nahm den Service der ehrgeizigen Mutter in Anspruch, der es eine Genugtuung war, einen Text zu bearbeiten, der im 9. Lateinjahr des humanistischen Gymnasiums vorgelegt wurde, während Sie selbst nur das kleine Latinum hatte. Keine Frage, dass mich auch die Lektüre im Deutschunterricht brennend interessierte. Torulfs Klasse sollte „die Blechtrommel“ von Günther Grass lesen. Die Lehrerin wusste wohl selbst nicht, worauf sie sich einließ und hat das Buch unvollendet für den Unterricht „gecancelt“. Ich war auf den Geschmack gekommen und las alle folgenden Bücher dieses Autors. Ich wurde oft gefragt,

wann ich denn noch zum Lesen kam. Im Wochenbett war dafür Zeit. Man blieb damals nach Entbindungen mit Dammschnitt in der Regel 10 Tage im Krankenhaus, Zeit für eine wahre Leseorgie, wäre da nicht die Bettgenossin gewesen, mit der ich mich ausführlich unterhielt – an Menschen und Schicksalen interessiert! Doch natürlich las ich mehr als einmal im Jahr. Da wurde schon manchmal die Nacht zum Tage gemacht. Eine Klassenkameradin nannte es einmal die „Lesesucht“. Ich habe nicht darunter gelitten, sondern dieses Laster genossen, wenn auch die Müdigkeit nach der nächtlichen Leserei eine Strafe war. Ich habe damals so ziemlich „alles“ gelesen, denn ich leistete mir keinen Bucheinkauf, sondern lieh mir im Regelfall die Bücher von Bekannten und Verwandten aus. Ich kann mich nicht erinnern, in der Kölner Zeit aus einer Leihbücherei entliehen zu haben. Später in Langenhain gab es viele Jahre einen Bücherbus, den ich fleißig frequentierte. In Köln versorgte mich eine Nachbarin mit Bestsellern, deren reißerisch sexorientierte Titel ich bei den Arztvisiten im katholischen Vincent-Pallotti-Hospital auf dem Nachttisch abzudecken pflegte. Nach und nach wurde ich allerdings wählerischer und fand die Zeit zu schade, Schundliteratur zu lesen. Warum und weshalb ein Buch schlecht ist, wäre für mich ein interessantes Dissertationsthema. Doch vielleicht hat sich schon jemand der Mühe unterzogen, das zu untersuchen. Da gibt es Grenzfälle, zu denen ich z. B. Simmel rechne, dessen reißerische Romane ich begeistert las. Im gesellschaftlichen System hatte er auftretende Probleme schon erkannt, ehe sie publik wurden und setzte sie für die Oberschicht literarisch um, wie heute das Fernsehen das Zeitgeschehen für den „kleinen Mann“ mit der „Lindenstraße“ aktualisiert. Doch man muss einmal Uta Danella gelesen oder als Fernsehfilm gesehen haben, um zu erkennen, wo ich eine Grenze guten Geschmacks ziehe. Wie schwer das zu definieren ist! Sachbücher müsste ich dafür lesen, doch denen mag ich mich nur in Ausnahmefällen widmen, obwohl ich öfter mit Penetranz versuche, bestimmten Thematiken auf den Grund zu gehen. Auf das Thema Literatur muss ich noch zurückkommen.

Bei fast allen Kindern werden die Eltern irgendwann mit dem Wunsch konfrontiert, ein Tier zu halten. So wurde „Jakob“, der Wellensittich, als Weihnachtswunsch von Torulf Familienmitglied. Nur Männchen dieser Vogelart sollen sprechen lernen können. Diesem Tierchen Reden beizubringen war Torulfs Absicht gewesen. Eines Tages fanden wir jedoch ein Ei im Käfig, das ja nur vom weiblichen Geschlecht produziert werden konnte. Wir kauften einen Partner. Es dauerte lange, bis gebrütet wurde in einem extra angeschafften Brutkasten. Mehrmals saß der arme Vogel auf unfruchtbarem Gelege. Doch irgendwann ist ein Vogel mit fast weißem Gefieder geschlüpft und groß geworden. Leider hat einmal das Fenster offen gestanden, als die Vögel fliegen durften und Vater und Kind entzogen sich unserer Beobachtung. „Jakob“, die Mutter, wurde nie richtig zahm, obwohl wir sie immer im Zimmer fliegen ließen. Es war und blieb schwierig, „ihn“ einzufangen.

Eines Tages war der Ring am Füßchen eingewachsen. Wir mussten ihn vom Tierarzt durchschneiden lassen, der erinnerlicherweise auch ein Problem hatte, das Tier für die Operation einzufangen. Wir hatten den Vogel im Käfig transportiert. Nach und nach wurde Jakob zutraulicher, bis er morgens plötzlich tot im Käfig lag – ausgerechnet an dem Tag, an dem Elfrun die Polypen entfernt wurden. Sie musste tagsüber im Krankenhaus bleiben und weinte sehr. Ich durfte Varuna zum Trösten hinbringen, weil ich selbst ja nicht stundenlang im Krankenhaus verweilen konnte. Dass in diesem Dilemma auch noch der kleine Hausgenosse verschied, blieb mir in Erinnerung. Mir liefen wirklich die Tränen. Der Vogel war ein geliebtes Lebewesen für uns geworden. Dass wir Menschen im Regelfall die Haustiere überleben, war mir als vorprogrammierter trauriger Verlust schon vorher bewusst und ein Vorbehalt gegen jegliche Tierhaltung. Zu diesem Zeitpunkt müssen wir auch schon Puck, unser erstes Meerschweinchen, gehabt haben. Tante Feli, eine Schwester meiner verstorbenen Schwiegermutter hatte sich immer sehr für unsere Familie interessiert und die Kinder lieb gewonnen. Sie wurde Varunas Patentante und lud diese und Arrigo einmal in den Ferien nach Idstein ein. Sie rief uns an und fragte, ob Arrigo ein Meerschweinchen mitnehmen dürfe, was er dann geschenkt bekam. Das mochten wir nicht ablehnen. Mein Mann nagelte ein Freigehege aus Drahtgeflecht und Holz zusammen. Damit wurde das Tier zum Grasenerwerb auf dem Rasen verschoben und war im Sommer mehr oder weniger Selbstversorger. Nachts und in der kalten Jahreszeit blieb es im Käfig im Keller oder Garage und wurde mit Salat und Gemüseresten gefüttert. Als wir ein angeblich auch männliches „Gastschweinchen“ in den Ferien verwahrten, musste es sofort als Weibchen umdeklariert



*gemeinsam mit
"Minille"
gab es
eine kleine
ran auf ab
lebt viele
wohl denn
entfernt vor.*

werden, so eindeutig war das Paarungsverhalten der Tiere. Der Tierhalter wünschte keinen Nachwuchs. Wir versuchten, die Käfige in entfernte Ecken zu stellen um das klägliche verlangende Quietschen der Meerschweinchen nicht ertragen zu müssen. Irgendwann gaben mein Mann und ich auf Drängen der Kinder die Genehmigung für die Haltung eines Weibchens, um Nachwuchs zu ermöglichen, der neue Probleme brachte. Die Jungen waren winzig, drollig und niedlich, mussten aber im Alter von 6 Wochen an die Tierhandlung verkauft werden, da wir uns schon auf zahlreichen menschlichen Nachwuchs festgelegt hatten. Einmal verstieß die Meerschweinchenmutter ein schwächliches Tierchen aus dem Wurf. Natürlich hatte es keine Überlebenschance, als ich Varuna zuliebe versuchte, es mit der Pipette zu füttern. Eines der Nachwuchstiere ist in den Garten entkommen und wurde noch mehrmals in dem niedrigen Wald hinter unserem Grundstück gese-

hen. – – In Folge gab es noch eine Tanzmaus, einen Hamster, ein Kaninchen und ein Huhn, jeweils mit anders gelagerter Problematik. Der „Stallhase“ ist mir noch als besonders lästig im Gedächtnis, weil er sich abends nicht einfangen ließ. Als Mutter für alle Schwierigkeiten zuständig, verpasste mir dies heranwachsende Tier eines Tages einen großen blutigen Kratzer längs über dem Arm. Ich glaube, das Kaninchen ist – ohne mein Zutun aber zu meiner Erleichterung – entlaufen. Der Hamster erwies sich als Entfesselungskünstler und zwang zu Suchaktionen unter der Heizung, der Kartoffelkiste und unzugänglichen Kellerregalen. Wir konnten ihn verschenken. Dem todgeweihten Huhn mussten Kai und Sven als mitleidige Pfleger den Gnadentod geben. Manche harten Erfahrungen, die wir als Kinder machen, helfen uns vielleicht später im Leben leichter zurechtzukommen. Meine Eltern hatten versucht die Grausamkeit der Natur, die Schlechtigkeit der Menschen von uns Kindern fernzuhalten. Auch in solchem Bereich muss die Widerstandskraft gestärkt werden, um wie der Körper durch die Auseinandersetzung mit den Krankheitskeimen ein Immunsystem aufbauen. Doch den Kindern Leid zu ersparen, wird immer der Wunsch der Eltern bleiben.

Kurz vor der Geburt von Elke 1966 erkrankte Sven an azetonemischem Erbrechen. Der Hausarzt wollte das Kind ins Krankenhaus einweisen, weil sein Körper zunehmend mehr Flüssigkeit verlor. Mein Schwager Bodulf als Kinderarzt erklärte uns telefonisch eine Medikation mit Kochsalzlösung und Traubenzucker, mit der wir zu Hause den Kleinen durchbringen könnten. Dieser lag hauptsächlich schlafend zwischen uns im Ehebett. Die Geschwister schlichen möglichst geräuschlos durchs Haus, um das schwerkranke Brüderchen nicht zu stören. Elfrun klopfte leise an die Tür. Als ich öffnete, flüsterte sie: „Sven darf den „Löwen Lips“ haben!“ und hielt mir das geliebte und behütete Buch entgegen. Mir kamen die Tränen. Am nächsten Mittag hörten wir beim Essen ein Geräusch im Flur. Sven hatte im kleinen Bücherregal im Flur seine Lektüre gegen andere getauscht. Sein an sich robuster Körper hatte die Krankheit überwunden. Seine Lebensgeister waren wieder erwacht, so dass ich tags drauf beruhigt zur Entbindung fahren konnte, die auf einen Aschermittwoch fiel nach dem Albtraum der Kölner Zeit: die Karnevalinsolvenz der Ärzte.

Tante Käthe war nach dem Tod ihres Mannes Mitte der 60er in den Westen gekommen. Sie hat während meines Krankenhausaufenthaltes den Haushalt versorgt und gewissenhaft Svens Diät überwacht. Ich hatte die gute Tante schon erwähnt, als sie mich vertrat während meines Italienaufenthaltes. Sie war auch Kais Patentante. Zu dessen Taufe brachte ein Kölner Nachbar Jordanwasser von seiner Israelreise mit. Er hatte es vorsichtshalber abgekocht. Wir hatten in der Gemeinde eine neue Pastorin. Erst viel später erfuhr ich, dass es die erste Taufe war, die sie vollzog und dabei mit der Tatsache konfrontiert wurde, dass die Eltern das Taufwasser mitgebracht hatten. Ein Kind, was ebenfalls zur Taufe gebracht

wurde, weiß bis heute nicht, dass es mit Wasser aus dem Jordan getauft wurde. Die Pastorin wurde nach und nach meine Freundin. Carena, mein 14. Kind, wurde ihr Patenkind. Wir müssen uns also nach 5 Jahren in derselben Gemeinde schon sehr gut gekannt haben. Doch das „Du“ habe ich ihr – ich war älter – erst angeboten, als mein Mann schon tot war. Wir standen damals vor dem Kölner Dom, wo wir uns getroffen hatte. Sie war inzwischen Pastorin in Hilden und ich lebte schon lange in Langenhain. Sie bekam Brustkrebs mit Rezidiv. Bald griff die Krankheit auf den ganzen Körper über. Ich besuchte die Freundin einmal in Badenweiler, wo sie zur Kur weilte. Es war wunderschöner blauer Himmel. Drachenflieger schwebten über uns. Wir aßen Kuchen im Cafe. Ihre Diät verbot ihr diesen Genuss, doch sie wünschte sich bei unserm Treffen einmal nicht an ihre Krankheit denken zu müssen. – – Einige Stunden vor ihrem Tod sah ich sie auf der Durchreise im Krankenhaus in Bad Godesberg. Mit leuchtenden Augen wünschte sie mir alles Gute für die Fahrt nach Belgien. Ich fragte, ob sie an ein Weiterleben nach dem Tode glaube. Mit fester Stimme sagte sie: „Ich hoffe es“. – Sie hat glücklich ausgesehen und hat mir selber alles Gute für mein weiteres Leben auf Erden gewünscht. Wir haben nicht viel Zeit miteinander verbringen können. Doch erinnere ich viele Situationen, an denen unsere Wege sich trafen. So haben wir in Köln zusammen den Film „Spiel mir das Lied vom Tod“ gesehen. Für die Kirchenzeitung habe ich eine Kritik dieses umstrittenen Kunstwerkes geschrieben. Schade, dass ich diese Zeilen nicht mehr habe. Mich würde sehr interessieren, wie ich damals das Oeuvre beurteilte. Mit der Freundin konnte ich jedenfalls viele Gedanken teilen. – Für ihre beiden Patenkinder hatte Ilse eine Lebensversicherung abgeschlossen, als sie von ihrer Krankheit wusste. Diese Versicherung wurde erst 10 Jahre nach ihrem Tod ausgezahlt. Carena hat von diesem Geld ihre dreimonatige Australienreise mitfinanziert, doch hätte sie lieber den lebenden Menschen gehabt. Sie kennt ihre Patentante nur aus meinen Erzählungen.

Nach drei Jungen bekam ich mit Elke wieder ein Mädchen. Merkwürdig war die „Blockbildung“ bei den Geburten: 5 Jungen, 3 Mädchen 3 Jungen, 5 Mädchen und als letztes noch 1 Junge. Bei den nicht ausgetragenen Schwangerschaften weiß ich das Geschlecht der Föten nicht. – Elke hatte bei der Geburt recht langes Haar, so dass ich ihr nach einigen Wochen schon zu ihrem blauen Kleidchen mit kleinen Spangen winzige „Zöpfchen“ (ungeflochten) zum „Vorzeigen“ machen konnte. Der Chef von Gernots Firma war Pate, der Stadtdirektor von Bensberg übernahm die Ehrenpatenschaft des 12. Kindes, weil sie dort in der Klinik geboren wurde. Bevor ein großes neues Hallenbad in dieser Stadt eröffnet wurde, lud der Stadtdirektor unsere ganze Familie zum Schwimmen in das sonst leere Bad ein. Ich machte dort einen Kopfsprung vom 5m-Brett. Anschließend gab es Kaffee und Kuchen. Elke hat im Kinderwagen dabeigestanden. Leider starb dieser prominente Mann nicht lange danach ganz plötzlich an einem Herzinfarkt.

In der Mütterberatung wies man mich darauf hin, dass Elke möglicherweise eine Hüftpfannendysplasie hätte. Ich meldete sie beim Orthopäden an. So trug sie monatelang eine Spreizhose. Alle Vierteljahr wurde sie beim Arzt wieder vorgestellt, der manchmal gar nichts weiter untersuchte. Als er eines Tages meinte, Elke solle Einlagen für die Schuhe verschrieben bekommen, reagierte ich irritiert „Wieso denn?“ Er sagte: „Dann lassen wir das erst einmal.“ Ich wurde misstrauisch und ging mit der nächstgeborenen Maleika und ihr zu einem anderen Orthopäden, der nach dem Röntgen die Gelenkstellung von Elke normal fand und dem neuen Baby nur vorsichtshalber für 2 Monate eine Spreizhose verschrieb. Das war übrigens der Arztbesuch, den ich wegen der langen Wartezeit schon einmal erwähnte. Diesen Arzt empfahl mir ein Kölner Nachbar. Wieso wir als Privatpatienten so lange warten mussten, fragen mich heute oft Leute. Damals wurden Privatpatienten normalerweise nicht bevorzugt. Wir haben immer stundenlang gewartet, auch beim praktischen Arzt, der uns gut kannte und meine volle Sympathie hatte.

Varuna als ältestem Mädchen vertraute ich Elke besonders an, sozusagen als stellvertretende Mutter. Ich meinte, ein Mädchen hätte somit eine Puppe zum Spielen. Elfrun hat sich dann besonders um Maleika gekümmert, Angela um Carena und Orlando um Dunja. Einmal, als Varuna die kleine Elke im Sportwagen auf dem Bürgersteig vorm Haus schob, wurde die Kleine von einer Wespe in die Lippe gestochen. Als einige Tage später das Mündchen entzündet war, ging ich zum Kinderarzt. Er diagnostizierte Mundfäule. Der Gaumen wurde mit Kaliumpermanganat bepinselt. Elkes niedliches Kleidchen bekam auch davon ab. Die Flecken sind aber bei der Wäsche heraus gegangen. Ob Orlando bei dieser Gelegenheit die Mundfäule bekam oder sie schon hatte, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls kann ich mich bei ihm noch besonders an sein Jammern erinnern. Er aß sowieso sehr, sehr schlecht und durfte morgens ein Plätzchen essen, um überhaupt etwas zu schlucken. Gottlob hatten wir nicht so viele Krankheiten, doch die immer wiederkehrenden Magen- und Darminfekte, die trotz großzügigen Verbrauchs von Desinfektionslösungen meist keins der Kinder ausließen, lösten solchen Ekel bei mir aus, dass ich selbst tagelang nicht mehr richtig essen mochte. Manchmal war ich selbst infiziert. Ich weiß noch, wie ich einmal unter Tränen versuchte, Muttermilch für ein Brustkind durch fortwährendes Anlegen herauszupressen. Schwarzer Tee hat dann geholfen. Mir half der auch bei Brustentzündungen. Wenn die Ärzte meinten, ich solle die Milch zurückgehen lassen, probierte ich als Rosskur, die Brust anschwellen zu lassen, dass dann die Milchkanäle durchgespült wurden. Es hat höllisch weh getan, aber wohl immer geholfen. Ich mochte nie ein Kind abstillen wegen einer Entzündung. Der Arzt konnte mir noch so sehr die Unbedenklichkeit von Ersatznahrung herausstellen – meist waren die Babys schon älter – ich wollte die enge Verbindung zu dem Kind nicht gewaltsam

lösen. Meine Liebe zu diesen kleinen mit Lust empfangenen oft mühsam im Leib getragenen und unter unerträglichen Schmerzen Geborenen war intensiv und innig. Ich selbst habe sie manchmal spöttisch als äffisch charakterisiert. Kopfschüttelnd sehe ich wie Mütter aus fadenscheinigen Gründen ihre Babys abstillen. Ich kann das absolut nicht nachvollziehen, wie man einem so hilflosem Wesen nicht das Beste geben will. Bei den heranwachsenden Kindern vollzog sich der Ablösungsprozess so natürlich wie bei Tiermüttern. Ich freute mich darüber, wie die Söhne und Töchter nach und nach selbstständiger wurden. Manche Kinder beklagten sich, dass sie zu wenig Zärtlichkeit bekommen hätten. Sie erinnern sich nicht mehr an die Zeit, wo sie geknuddelt wurden. Ab einem gewissen Alter empfinde ich körperliche Zärtlichkeit den Kindern gegenüber als albern und meinte auch, die Kinder fänden das peinlich, wie ich in meiner Jugend beim Verabschieden das Küsschen der Tante. Ein besonderes Wort oder eine bestimmte Geste oder Verhalten kann viel Liebe ausdrücken, wenn man den Code kennt. Den Begriff „Streicheleinheiten“ gab es in meiner Jugend nicht. Körperliche Nähe verband sich für mich mit sexuellen Empfindungen. Ich bin noch nicht vollständig „umerzogen“.

Nach Elkes Geburt fragte ich den Gynäkologen, ob er für weitere Schwangerschaften und Entbindungen aus ärztlicher Sicht zu große Risiken sähe. Er sagte, dass für mich keine größere Gefährdung bestünde als für jede andere werdende Mutter. Mir war das sehr wichtig gewesen. Er beruhigte mich ungemein. Nach Kais Geburt hatte ich Hämorrhoiden gehabt und ließ sie bei einer Hautärztin, die damals als Expertin für Venenleiden galt, in Köln-Kalk wegspritzen. Ich wollte auch meine vielen Krampfadern an den Beinen wegmachen lassen. Sie erklärte mir, ich hätte zu viele, dies wäre medizinisch nicht möglich. So hatte ich besonders Sorgen wegen dieser Bindegewebsschwäche. Wie schlimm meine Beine gerade während einer Schwangerschaft ausgesehen haben, weiß ich durch den Aufschrei einer Kundin, der meine Beine unter dem kurzen Sommerkleid während der Wartezeit beim Fleischer auffielen. Ich habe zwar manchmal eine rote Stelle am Bein gehabt, die sich auch ein bisschen heiß anfühlte, doch bekam ich nie eine Thrombose. Ich habe mir irgendwann Stützstrümpfe gekauft. Es gab sie in Baumwolle mit Gummifäden. Die haben mir gute Dienste geleistet, obwohl ich überzeugt war von der Meinung meines Schwiegervaters, dass das Gewebe die Haltefunktion dadurch evtl. einbüße. Lange Zeit hatte ich verschorfte Ellbogen. Der Arzt vermutete eine verkappte Schuppenflechte. Die Ellbogen stützte ich ja beim Stillen stundenlang jeden Tag. Nachdem ich keine Babys mehr hatte, war das Problem nicht mehr existent. Auf der Kopfhaut und in der Ohrmuschel sind in den letzten Jahren immer wieder verkrustete Stellen – mal mehr mal weniger. Meine Mutter litt auch darunter. Odilo, als praktischer Arzt, meinte, dass auch eine Allergie gegen ein Haarwaschmittel vorliegen könnte. Ganz sicher war das bei

einem Bio-Shampoo der Fall, was der Frisör als besonders gut empfahl. Ich schrieb auch schon von dem Schweißkzem, was ich in der Essener Zeit zwischen den Fingern und zwischen den Brüsten hatte. Ganz unstrittig muss das mit irgendeinem Stoff in Luft oder Wasser zu tun gehabt haben, denn nach dem Umzug nach Wuppertal bekam ich es nie wieder, was mir erst in der Rückschau bewusst wurde. Ich hatte immer großes Mitleid mit meinen Kindern bei Windpocken, weil ich selbst Juckreiz oft erleiden musste.

In den 60er Jahren erlitten viele Männer in Spitzenpositionen einen Herzinfarkt. Das Wirtschaftswunder erforderte eine enorme Leistung. Freizeit gab es kaum. Erst mit der steigenden Lebenserwartung schenkte man dem plötzlichen Herztod mehr Beachtung, wobei der steigende Zigarettenkonsum als ein Risikofaktor identifiziert wurde. Geraucht haben wir an der Uni eigentlich alle. Die Kriegsteilnehmer hatten mit dem blauen Dunst ihr Hungergefühl betäubt. Wir Mädchen empfanden uns – infiziert vom Kino – mit der Zigarette in der Hand weltgewandt. Mein Mann beobachtete sich genau. Er schenkte seiner Gesundheit viel Beachtung, was er aber nie zugab. So meinte er, eines Tages Symptome einer Herzinsuffizienz bei sich zu beobachten. Er wurde genauestens untersucht. Es war keine krankhafte Veränderung am Herzen festzustellen. Die Diagnose deutete eher darauf, dass seine Beschwerden psychisch bedingt waren. Ich las damals einen wissenschaftlichen Artikel darüber. Der Tenor war, dass Patienten mit diesen Symptomen nie an einem Herzinfarkt sterben würden. Das glaubte ich damals. – Gernot jedenfalls hörte auf zu rauchen. Ich hatte ja wegen der Schwangerschaften und des Stillens sowieso nur noch selten zur Zigarette gegriffen. Ganz sicher haben mein Mann und ich nie in der Küche beim Kochen oder Abwaschen gepafft.

Gespült haben wir bis zu Elkes Geburt im Becken. Die größeren Kinder hatten abzutrocknen, jüngere Kinder wurden als Mithelfer angelernt. Das Frühstücksgeschirr stand nie ungespült. Die Küche war zwischen den Mahlzeiten aufgeräumt. Auch beim Kochen musste bei mir möglichst alles ordentlich aussehen. Ich habe mich oft selbst ausgelacht, dass ich die Margarine schon wieder in den Kühlschrank gestellt hatte, wenn ich die nächsten Schnitzel anbraten wollte. Unsere Küche in Köln war klein und schmal. Unter dem Fenster an der Längsseite war eine Tischplatte mit Schlitz für die Heizungsluft. Dort standen die Kinder beim Frühstück. Ein Hocker mit Klapptritt war unter den Tisch geschoben zum Erreichen der Hochschränke. Zum Sitzen war kein Platz, doch der Durchgang zum Esszimmer war quasi neben dem Kühlschrank. Ursprünglich war eine Durchreiche vorgesehen. Doch diesen baulichen Lösungen konnte ich nichts abgewinnen und beobachtete diese Konstruktionen bei anderen Familien meist zugestellt. An der Stirnseite der Küche war die Arbeitsfläche. Bei größeren Zubereitungsaktionen saß ich am Esstisch wie auch heute. Manchmal entschuldigen Hausfrauen ihre unaufgeräumte Küche damit, dass sie zu wenig Arbeitsfläche hätten. Ich lache unver-

hohlen über diese Einlassung. Denn auf mehr Flächen steht auch mehr herum.

Bei Elkes Taufe war die Küche noch nicht für den Geschirrspüler umgebaut, denn ich erinnere unseren alten Elektroherd noch freistehend. Mir war eine Jenaer Glasschüssel mit heißer Tomatensoße kurz vor dem Festtag gesprungen. Meine Klassenkameradin Ilse, die Patentante wurde, half mir den Herd vorzuziehen, damit ich die heruntergelaufenen Speisereste an der Wandseite abwaschen konnte. Um Platz für eine Spülmaschine zu bekommen, wurden Backofen und Kühlschrank übereinandergebaut. Edelstahlkochfeld und Spülbecken in einem Stück kamen damals auf. So war die Küche auf den neusten Stand gebracht. Die glatte Edelstahlfläche auf Hochglanz zu bringen missfiel mir, so dass ich gehämmerten Stahl in die nächste Küche nahm. In Köln ließen wir in das kleine seitliche Fenster einen Ventilator einbauen, der die Funktion eines Wrasenabzugs übernahm. – Die Geschirrspüler waren in Deutschland damals noch nicht technisch ausgereift. Wir mussten ständig den Kundendienst bemühen. Eines Abends kam ich aus dem Garten in die Küche, die voller Qualm war. Wegen des Geräusches wurde die Tür zum Wohn-Esszimmer geschlossen, so dass man im Haus nichts gerochen hatte. Theoretisch hätte natürlich die Sicherung herauspringen müssen!

– Irgendwann bekamen wir auf dem Kulanzweg gegen Zuzahlung eines nicht zu hohen Betrages eine Austauschmaschine. Dass sich mit nur einem Geschirrspüler nicht doch zwischenzeitlich schmutzige Teller und Töpfe stapelten, erforderte eine küchentechnische Umplanung. Während der Mahlzeit lief die Maschine schon mit Pfannen und Töpfen, die für die Zubereitung der Mahlzeit benötigt waren, additiv zum Frühstücksgeschirr.



Bei der Gartenarbeit leerte ich im Vorgarten einmal einen Torfsack, in dem sich Mäuse versteckt hatten. Torulf erwischte eines der Mäuschen unter einem vorm Grundstück abgestellten Auto. In einem Einmachglas wurde das Tierchen in der Küche zur Schau gestellt und mit Haferflocken gefüttert – die Maus entwischte! Ich stand abends in der sterilen aufgeräumten Küche und amüsierte mich, dass dort ein lebendiges Wesen versteckt gefunden hatte. 2 Tage dauerte es, bis wir die Falle so gespannt hatten, dass das hungrige Nagetier nicht entweichen konnte. Als später einmal die Spülmaschine zu Wartungszwecken hervorgezogen wurde, fand sich in dem weichen Abdeckungsfilz auf dem Spüler ein kleines Nestchen mit winzigen Knödelchen.

Als ich meine Klassenkameradinnen in der Kölner Zeit einmal zu einem Treffen empfing, sagte eine, dass meine Küche so labormäßig steril sei, dass man versucht sei, dort Unordnung zu machen.

Manchmal saß ich in Köln spätabends auf dem Tisch in der total aufgeräumten Küche und ließ relaxt die Beine baumeln. Nur ein möglichst ordentliches Umfeld gibt mir den Raum für eigene Gedanken und Ruhe. Mein Ideal ist italienisches Design: Ein riesengroßer leerer Raum mit nur einem Sessel darin, so erkläre ich anderen meine Idealvorstellung vom Wohnen. Ganz sicher ist Ordnungsliebe ererbt. Nicht jeder kann nachvollziehen, warum Wäsche auf dem Ständer nach Unterwäsche, T-Shirts, Hosen sortiert aufgehängt werden muss. Ich sehe noch das fassungslose Gesicht unserer Gemeindeschwester Meta, die mir beim Anklammern helfen wollte. „Halt, halt!“ rief ich, als sie wahllos aus dem Wäschekorb nahm und durcheinander hängte. In der ganzen Gemeinde erzählte sie, dass eine Frau mit mehr als 10 Kindern noch Zeit findet und Wert darauf legt, die Wäsche ordentlich auf die Leine zu hängen. Zu meiner Verteidigung muss ich aber sagen, dass man die getrocknete Wäsche schneller legen kann, wenn Passendes nebeneinander ist. Das betrifft vor allem Strümpfe. Diese sind im Übrigen wohl in allen Familien ein Problem, weil aus rätselhaften Gründen immer Einzelexemplare übrig bleiben. Einer Waschmaschine sind wir aber auf die Schliche gekommen. Sie hatte wirklich Strümpfe gefressen. Ich sehe die großen Jungen noch vor den auseinandergenommenen Einzelteilen des Gerätes stehen. Die Waschkugel war nicht mehr rund. Ich denke, ich hatte die Maschine wohl oft überladen. Dadurch wurde die Dichtung überdehnt. Nur wer so viel Wäsche waschen musste wie ich, kann das als Entschuldigung anführen!! Ein typisches Beispiel für Sparen am falschen Fleck kann man nachträglich gut sagen. Ich lasse heute wirklich 2 Teile zurück, wenn farblich eventuell ein Risiko besteht. Verfärbte Wäsche war natürlich ein Ärgernis, was immer wieder vorkam. Dafür muss man nicht unbedingt eine große Familie haben, doch die potentielle Wahrscheinlichkeit erhöht sich logischerweise mit der Zahl der Waschgänge. Praktisch jedes Mal, wenn ich zur Entbindung im Krankenhaus war, präsentierte mein Mann mir kleinlaut verfärbtes Waschgut. Doch mir ist solches Missgeschick natürlich viel öfter passiert, da ich normalerweise ja für Wäsche zuständig war. So erklärte ich meinen Kindern auch zu ihrer Überraschung einmal, dass ich das meiste Geschirr fallen ließe. Arrigo hatte eines Tages den klugen Spruch an seine Zimmertür geklebt: „Wer viel arbeitet, macht viele Fehler, wer keine Fehler macht, ist ein fauler Hund.“ Mir hat dieser Spruch sehr gefallen. Er sprach mir aus der Seele. Was das zerschmissene Porzellan anbetrifft, war mein Volltreffer wohl ein schiefgepackter Berg von ca. 12 Esstellern. Wir haben übrigens lange Jahre Plastikteller für das Frühstück und Abendbrot benutzt. Es gab ein wirklich gutes Fabrikat, das geschmacksfrei war und auch weitgehend schnittbeständig im Gegensatz zu den DDR-Fabrikaten, die bei den

Verwandten, besonders bei den kinderreichen, in Gebrauch waren. Die Schwägerin hatte Extra-Tassen für Pfefferminztee. Doch im Ernst kann man auch eine Thermoskanne, die immer für Kaffee benutzt wird, nicht für Tee verwenden. Plastikteller ließen sich herrlich auf einen großen Tisch in Jongleurmanier durch Weitwurf platzieren. Das faszinierte Besucher wie auch das geschickte Zuwerfen des Tischlappens auf Zuruf, wenn einmal wieder eine Kakaotasse übergeschwappt war. Solche Dinge fielen Freunden auf. Wir waren daran gewöhnt, dass alles möglich fix geregelt wurde. Der abendliche Tischdeckdienst wurde im Wechsel geleistet. Es gab normal nur kaltes Nachtessen. Nesquik wurde in Literkannen mit Milch angerührt, auf den Tisch gestellt, Brot geschnitten (erst in Langenhain hatten wir eine elektrische Brotschneidemaschine) und Aufschnitt auf eine Platte ausgelegt. Abdecken musste jeder sein Geschirr selbst und später auch in die Maschine einräumen. In der Kölner Zeit wurde das Geschirr auf den Teewagen gestellt, da wegen der Enge nicht jeder in die Küche laufen konnte. Zwischen Wohn- und Esszimmer ließen wir in Köln eine große Glastürwand einbauen, um wegen des Hausaufgabenmachens und Übens eine akustische Trennung zu haben. Es gab noch ein Arbeitszimmer mit Schreibtisch, unserem kompletten Mustering-Bücherschrank-Programm und dem Klavier. Auf die Schränke ließen wir später noch deckenhohe Aufsätze fertigen. Da auch Klavier geübt werden musste und ich quasi täglich Briefe schrieb, mein Mann den Schreibtisch natürlich auch benutzte (ich glaube, ich hatte meine Schreibutensilien später im ausklappbaren Schreibschrank), durften die Kinder im Regelfall diesen Raum nur zum Instrumente üben benutzen. Wir hatten 3 Kinderzimmer, von denen das eine winzig war. Durch die wachsende Familie mussten immer mehr Kinder in einem Zimmer untergebracht werden. In dem größten Raum standen 3 Doppelstockbetten (und der Vogelkäfig). In der Mitte war ein Tisch und 6 Stühle. Jeder hatte ein Plastiknachtskästchen über dem Bett und eine kleine Lampe. Jeder hat ein Fach für Kleidung und Schulsachen im Schrank gehabt. Wenn ich das beschreiben will, halte ich es für schier unmöglich. Doch es war so. Wir bauten in den letzten Kölner Jahren im Keller noch einen Raum als Wohnraum aus. Wir kauften ein Regalsystem und recht teure schöne Umbauliegen, Teakholz furniert mit roter Matratze. Die Holzverkleidung hat vor allem Odilo angebracht. Dabei lief das Tonbandgerät vor allem mit „Tom Dooley“. Ich hielt mich gern dort bei den Jungen auf und genoss das Heimwerken. Das Zimmer auszubauen war eine Arbeit, die „produktiver“ war als Essen kochen, Waschen und Saubermachen. Der Lohn der Arbeit bleibt sichtbar. Damals gab es ganz große Differenzen zwischen Vater und ältestem Sohn. Odilo war immer ein nicht einfaches Kind gewesen. Gernot und ich hatten auch sehr oft erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Ich habe sehr darunter gelitten. Es war ein Problem meiner Frauengeneration, die noch geheiratet hat mit dem kirchlichen Versprechen: Die Frau sei dem Manne Untertan. Oft habe ich darüber nachge-

dacht, dass ich theoretisch „vertragsbrüchig“ wurde. Mein Mann, der aus einer sehr autoritären Familie kam, wie ich schon schilderte, war zwar intelligent genug, die Gleichberechtigung der Frau einzusehen und die Rolle der Hausfrau mit Putzen, Kochen und Kindererziehung in der volkswirtschaftlichen Bedeutung hoch zu loben, doch ließ er mich immer wieder fühlen, dass derjenige, der das Geld heimbringt, nicht nur gesetzlich der Haushaltsvorstand ist, sondern im Zweifelsfalle auch zu bestimmen habe, wofür es ausgegeben wird. Wenn jemand so viel gearbeitet hat, wie ich als Mutter von 17 Kindern, ist es bitter einen Ausspruch zu hören: „Das ist schließlich MEIN Überstundengeld“. Das war, als mein Mann seinem ersten Sohn großzügig 300 DM zum Abitur schenkte. Es sollte wohl so eine Art Wiedergutmachung sein, eine Friedenspfeife nach den vielen Missverständnissen – das fand ich im Prinzip verständlich, doch unsere damals sehr angespannte Partner-Beziehung wurde dadurch belastet. Der Geldverdiener kann sich die Liebe der Kinder erkaufen, so sah das damals für mich aus. Wenn man unsere finanzielle Situation mit so vielen Kindern bedenkt, waren die Kinder logischerweise „käuflich“. Das hört sich mieser an, als es realiter ist. Liebe mit einem Geschenk zu zeigen, ist viel, viel einfacher, als sie in bewegten Worten darzustellen. Die Erziehungsfunktion macht es den Eltern oft schwer zu beweisen, dass sie aus Liebe strafen. Autoritäre Erziehung geriet mehr und mehr in Misskredit. Man musste reden und reden, um das Kind vom Guten zu überzeugen. Ich weiß noch, wie mein Fräulein Tochter einmal schnippisch sagte: „Du brauchst gar nicht so viel zu reden. Wir hören da sowieso nicht mehr hin.“ – Eine Belohnung macht vieles leichter und überzeugt ohne Worte.

Mitleidig beobachte ich die Eltern der jüngsten Generation, wie sie sich von ihren Kindern programmieren lassen, ja wörtlich: Mit dem Computer können diese das schnell besser. Doch manchmal bin ich ein bisschen traurig, weil die Welt, in die sie hereinwachsen, sie wahrlich nicht mit Glacéhandschuhen anfassen wird – doch wer trägt heute noch Glacéhandschuhe?

Wir hatten nun ein Klepperboot. Natürlich wollte der Vater diesen Sportartikel unbedingt haben, letztendlich hat sich dieser Kauf freizeitmäßig amortisiert. Mit Außenbordmotor und Segel war das Objekt nicht gerade billig und ganz sicher nicht lebensnotwendig. Wann wir damit das erste Mal „in See gestochen“ sind, weiß ich nicht. Doch ein Foto von mir mit Maleika hochschwanger im Segelboot auf dem Rasen dokumentiert zumindest, dass es im Sommer 1967 schon vorhanden war. Meistens benutzte es Gernot im Urlaub am Bodensee, wo es dann ca. 3 Wochen am Liegeplatz bleiben konnte. Aufbau und Transport waren aufwändig. Doch wir fuhren mit dem aufgebauten Boot auf dem Dachgepäckträger des VW-Busses auch zum Rhein. Es war schwierig abzuladen und einzusetzen.

Als Gernot im Sommer 1967 mit den größeren Kindern am Bodensee war, bekam ich schlimme Schmerzen mit Übelkeit. Der Fötus hatte einen Harnleiter

vorübergehend abgeklemmt. Ich wusste nicht, was ich machen sollte und traute mich wohl nicht, jemanden um Hilfe zu bitten. Die direkten Nachbarn waren im Urlaub. Ob ich telefonisch Rat beim Arzt einholte, kann ich ebenso wenig erinnern, wie das Alter des ältesten zu Hause gebliebenen Kindes. Ein bisschen müssen sich die Daheimgebliebenen haben helfen können. Ich fand schließlich eine leidlich erträgliche Haltung auf dem Stuhle sitzend und war noch eine Woche lang sehr auf der Hut. In jenem Sommer ist auch die 13jährige Tochter unseres Nachbarn durch die Scheibe einer Zimmertür gefallen, als deren Eltern abends einen Stadtbummel machten. Eine Bekannte aus der Siedlung hatte den Krankenwagen gerufen und mich geholt. Das arme Mädchen hatte ca. 1/4 ihres Blutes verloren, als der Krankenwagen kam. Ich sehe mich noch bei den Nachbarn mit meinem dicken Bauch Scherben aufkehren und -wischen in Zimmer und Flur, damit die Eltern nicht durch die Blutlachen bei der Rückkehr schockiert würden. Die andere Nachbarin zitterte und weinte. Ich behalte in Notsituationen eher die Nerven und bekomme erst später den Schock.

Ob es im gleichen Jahr war, wo ein Gewitter mit Wolkenbruch die Keller mit Rückstau unter Wasser setzte, weiß ich nicht. Wir hatte vorher nie Probleme gehabt. Durch die Bautätigkeit in der Nähe waren plötzlich die Kanäle überlastet. Wir ließen ein paar Wochen später ein Rückstauventil einbauen. – Wir hatten gerade begonnen, den Keller auszubauen. In der Ecke des betreffenden Raumes lag ein Schutthaufen, dessen Dreck sich im Wasser verteilte. Der Kellerfußboden fiel leider nicht – wie man erwarten könnte – zum Waschküchenabfluss hin ab, sondern das Wasser sammelte sich eher in den äußersten Ecken des Kellers, so dass man geschickt und kraftaufwändig gegenschrubben musste. Elfrun hatte etwas aus dem Keller holen sollen und sagte mit vor Aufregung noch mehr piepsigem Stimmchen: „Der Keller steht ganz voll Wasser. Das Meerschweinchen schwimmt schon!“ Jedes Kind hatte ein Paar Gummistiefel, die am Kellerausgang deponiert waren. Die Hälfte der Schuhe hatte natürlich nicht senkrecht gestanden und war voll Wasser gelaufen. Der Schuhputzschrank, auf dem die Schuhputzmaschine stand (Schwager Bodulf hatte sie uns geschenkt) war bis zur zweiten Schublade nass. Unglaublich, was in einem an sich ordentlichen Keller alles auf dem Boden herumsteht. – Ich sah dann auch noch im Nachbarhaus nach dem Rechten, denn es war Urlaubszeit. Dass ich barfuss dort in den überfluteten Keller ging, wo eine Kühltruhe im Wasser stand, kann ich mir nachträglich nicht – wegen des Stromschlagrisikos verzeihen. Der Nachbar hatte unten alten Teppichboden lose ausgelegt. Mit Hilfe seines herbeigerufenen Bruders zogen wir die vollgesogene zentnerschwere Auslegware durch das Kellerfenster zum Trocknen in den Garten. Am nächsten Tag standen Berge von nassen Sachen bei dunstigem Wetter desolat am Kellerausgang – deprimierend. Gerade zählte ich die Seiten, die ich heute Nacht schaffte, und höre mich im Kölner Dialekt denken: „Isse nich vell“ – so betrete ich

auch akustisch den Ort der Vergangenheit.

Ich erwähnte schon das Problem der geplatzen Jenaer Glasschüssel. Immer wieder gibt es im Haushalt solche kleinen Katastrophen. Kurz vor Angelas Geburt fiel mir eine riesige grüne Glasschüssel (wegen ihrer Farbe „Grablichtschüssel“ von uns genannt) mit gemischtem Kompott in der Küchentür aus der Hand. Wir hatten an dieser Tür einen Türschließer angebracht, der die Tür jedesmal ins Schloss zurückfallen ließ, was in dieser Situation zu dem erwähnten Missgeschick führte. Die Scherben verteilten sich von der Küche über den Flur bis ins Wohnzimmer und wurden noch Wochen später aufgefunden. Die Schwierigkeiten, Scherben vermischt mit süßen Früchten zu beseitigen kann sich jeder ausmalen. Ein anderes Mal rutschte mir eine fertig garnierte Buttercremetorte vom Teller, als ich sie zum Kühlstellen in den Keller bringen wollte. Damals fiel mir die Bauersfrau ein, der der Einsatz vom Einkocher mit sterilisierten Fleischgläsern heruntergefallen war. Ich hatte sie entsetzt gefragt, wie sie reagiert habe. Sie entgegnete trocken: „Die Tür zu!“ Die Ruhe zu bewahren ist das einzige, was uns in so einer Situation helfen kann, weitere unnötige Arbeit zu vermeiden. – Weniger aufwändig war es die Scherben von zwei kompletten Gedecken des besten Geschirrs aufzusammeln, als eine Nachbarin nach Angelas Geburt den Teewagen zusammenklappte, ohne das Geschirr auf der untersten Platte zu bemerken – damals aber ein ärgerlicher finanzieller Verlust. Ob kleiner oder großer Haushalt: jede Hausfrau kann da Storys erzählen.

Ich hatte mir von einem Versandhaus Umstandskleidung schicken lassen. Solche Spezialkleidung kam erst in den 50er Jahren auf. Ich trug erstmalig den grauen Wollrock mit einer Spezialklappe mit verstellbarem Gummiband, als ich einen Kuchen aus der Form kippte, den ich fertig gebacken vermutete. Er war aber noch flüssig, der Teig lief vom Tisch auf die ausgefertigte Kleidung. Ansonsten trug ich bei Küchenarbeit immer eine Schürze oder gar einen Kittel. Letzteres Kleidungsstück kaufte ich mir, als solche Objekte in Vollkunststoff aufkamen und man darauf Flecken mit einem nassen Tuch wegwischen konnte, vielleicht sogar nach diesem Küchenmalheur, weil der Leibesumfang einer Schwangeren Verschmutzungen eine größere Angriffsfläche bietet. Die Gefahren dieser Plastikverhüllung waren damals noch nicht publik. An der heißen Kochplatte schmilzt der Stoff, was mir auch passierte. Doch ich fasste nicht instinktiv mit der Hand nach, was eine Bekannte tat, deren Finger operativ von der heißen Kunststoffumwicklung befreit werden mussten. Ich reduzierte danach die Schutzmaßnahmen wieder auf eine Halbschürze. Die Oberbekleidung musste sowieso ständig gewaschen werden und war meist kochfest. Ich muss in der Küche relativ geschickt jongliert haben, denn heute nehme ich eine ganze Schürze, wenn ich ein Schnitzel in das heiße Fett „werfe“. Ich hatte schon geschrieben, dass die Fettspritzer auf dem Wollrock der befreundeten Pastorin mir so störend in Er-

innerung sind, dass ich lieber meine Kleidung schützte. Ich war immer eitel. Es war mir durchaus nicht egal, wie ich bei der Arbeit ausgesehen habe. Trotzdem wirkte ich nach Stunden intensiver Gartenarbeit mit meinem zerzausten Haar und entsprechend verdreckt wohl nicht gerade attraktiv, denn einer meiner Söhne hörte die Freundin seiner Schwester bemerken, dass ich aussehe wie eine Hexe. Ich rechne ihm hoch an, dass er diese Bemerkung dem Mädchen sehr übel nahm, seltener Beweis von Anerkennung hausfraulicher Tätigkeit! Meine Älteren Kinder erklärten mir, dass die Sauberkeit und Ordnung, die ich verlange, nur für mich wichtig sei. Damit haben sie zu einem gewissen Teil sogar gehabt: die Bemerkung hat mich betroffen gemacht. Es galten damals ganz andere Normen für einen gepflegten Haushalt. Doch auch heute entschuldigen sich die meisten Menschen für Unordnung in ihrer Wohnung oder präsentieren diese mit einem gewissen Stolz für großes berufliches Engagement. Ich selbst kann nur an einem überschaubaren Arbeitsplatz wirken und versuche mir den notfalls auch in einer fremden Umgebung einzurichten. Überschaubar muss auch Arbeitspensum und die dafür benötigte Zeit sein. Oftmals stellten andere Frauen meine Ordnungsliebe und mein Organisationstalent als bewundernswert heraus. Ich selbst beneidete manchmal Frauen, die alles stehen und liegen lassen können, um spontan etwas zu tun, was Spaß macht. Von einer Kusine hieß es, dass sie am unabgedeckten Frühstückstisch sitzen blieb, wenn ihre Kinder in die Schule oder Kindergarten gegangen waren, um einen Kriminalroman zu lesen. Wahrscheinlich hat sie auch noch das Mittagsessen auf den Tisch bekommen, vielleicht weniger aufwändig gekocht. Ich habe das nicht gesehen. Die Kinder sind ja von klein an eine bestimmte Art von Haushaltsführung gewöhnt und müssen nicht ungeputzte Fenster, Krümel auf dem Boden und Kalkringe in der Badewanne als abträglich empfinden. Wie ich schon sagte, lasteten mir meine Kinder eher die Ordnungsliebe als übertrieben an. So eng bemessen, wie der Lebensraum für jede der vielen Personen im Kölner Haus war, könnte ich mir nicht vorstellen, wie es ohne strikte Ordnung möglich gewesen wäre, Hausaufgaben zu machen, saubere Wäsche im Fach zu finden und jeden Tag für jeden ausreichend Essen zu bevorraten und zu kochen.



un
ber
alle' au
e er
sibe, u
auf der
viele
deuclig
at von
il t

Natürlich hat sich im Lauf der vielen Jahre, in denen ich einen Großhaushalt führte, der Speiseplan modernisiert. Mit dem Wirtschaftswunder kamen mehr tropische Früchte, vorher in Deutschland unbekannte Gemüse wie z. B. Paprika und neue Salatsorten auf den Tisch. Wir konnten uns teuren Aufschnitt leisten, exklu-

sive Brotsorten und zur Milch das von den Kindern bevorzugte Nesquik. Auch Spargel kam in den späteren Jahren als volle Mahlzeit auf den Tisch, wobei den kleineren Kindern ein anderes Gemüse gereicht wurde. Es wurde alles konventionell frisch zubereitet bis auf wenige Ausnahmen: Konserven mit Leipziger-Allerlei in der Anfangszeit unserer Ehe, Ananasdosen, später Tiefkühlspinat, als interessante Abwechslung die heute verpönten Eierravioli in Dosen, als die auf den Markt kamen und ein Familienstammgericht: Yano-polnisches Schweinefleisch in Dosen mit Bohnen und Kartoffeln durcheinander, was ich vornehmlich erinnere als Schnellgericht bei Arztbesuchen o. ä. Ich schrieb schon von den Schwierigkeiten in der Studentenzeit unserer Ehe, wo ich aus stundenlang gekochtem Euter verschiedene Fleischgerichte herstellen musste. Ansonsten versuchte ich mit winzigen Portionen Fleisch trotzdem ein komplettes Menü zu erstellen, wobei ich – ähnlich meiner Mutter – mehr den Geschmack des Fleisches brauche, als das große Stück. Natürlich war Hackfleisch mit seinen Verlängerungsmöglichkeiten (den schwäbischen Ausdruck Fleischpflanzerl kannte ich damals nicht) in allen Variationen das meist gekaufte Metzgerprodukt. Kohlrouladen, Königsberger Klopse, Hackbraten und Frikadellen sind für mich bis heute attraktiv, und sie waren es auch besonders für kleine Kinder. Zähes Fleisch empfinde ich noch heute wie in meiner Kindheit als Strafe. Nudeln gab es mit Tomatensoße oder mit in Butter geröstetem Paniermehl als Variante. Bratkartoffeln mit Spiegelei und Salat war das Gericht, was vornehmlich aus Restkartoffeln abends gegessen wurde. Ich erzählte schon, dass ich seit der Fahrschülerzeit keine üblichen Butterbrote mehr mochte. Auch aus finanziellen Gründen – der Aufschnitt war schon immer relativ teuer – aßen wir Anfang unserer Ehe immer warmes Essen. In den Ruhrgebietsjahren kochte ich zum Nachtmahl abwechselnd Haferflocken-, Grieß- oder Puddingsuppe, zu der wir noch eine Brotschnitte aßen. Es gab immer eine Nachspeise, wobei diese auch aus rohem Obst bestehen konnte. In der Essener Zeit war das Dessert auch einmal in der Woche „Studentenfutter“, bestehend aus Haselnüssen, Walnüssen und Rosinen. Ich kaufte die Zutaten einzeln und mischte sie selbst, weil ich so viel preiswerter eine hochwertige Mischung zusammenstellen konnte. Im Müsli kamen diese bewährten Zutaten in den 80er Jahren wieder auf den Tisch. – Eine Schlangengurke war damals etwas Besonderes und wohl nur in der wärmeren Jahreszeit auf dem Markt. Die preiswerten Hollandtreibhausprodukte kamen erst in späteren Jahren ins Angebot. Kleingeschnittenes Kalbfleisch war billig bis in die 70er Jahre. Hühnerragout und Kalbsragout brachte ich gerne auf den Tisch, weil ich einen empfindlichen Magen habe. Als nach Erfindung des Ultraschall festgestellt wurde, dass ich einen großen verkapselten Gallenstein habe, ist mir klar, warum ich Probleme mit fetten, geräucherten Gerichten und Torten habe und schaue fassungslos zu, wenn Menschen mehr als zwei Gebäckstücke zum Kaffee vertilgen können. Dass es jeden Sonntag Kuchen

gab, war damals in Familien Usus. Bei festlichen Anlässen, wenn das Mittagmahl spät und genussvoll verzehrt wurde, war die Hausfrau mit dem Abwasch gerade rechtzeitig fertig, den Kaffeetisch hübsch zu decken. Als meine Schwester in den 60er Jahren die Verwandten in den USA besucht hatte, war sie besonders angetan davon, dass man dort den Nachmittagskaffee nicht zur Regel machte. Ich verteidigte damals den Brauch noch, der für mich gerade im Winter so ein Stück deutscher Gemütlichkeit darstellt. Besonders in den ersten finanzschwachen Jahren unserer Ehe gab es im Herbst Zwetschgen- und Apfelkuchen, ansonsten meist Marmorkuchen. Nach und nach erforderte die Familiengröße mehrere Kuchen. Es gab aufwändige Tortenvarianten über Buttercremetorte, verschiedene Sahnetorten bis zur Kaiserin-Friedrich-Torte (mit Zitronat, was die Kinder nicht mochten). Oft hatten wir am Wochenende Besuch, was dann der Anlass für besonders zeitaufwändige Backerei war. In der Zeit, wo die Familie auf ungefähr 15 Personen angewachsen war, buk ich meist zwei bis drei Hefezöpfe für das Sonntagsfrühstück und zwei bis drei andere Kuchen und Torten für nachmittags. Oft gab es Obsttorte mit Dosenfrüchten belegt. Die Tortenböden produzierte ich selbst, wobei ich erinnere, wie oft die Ränder dieser Mürbeteiggebilde mühsam zusammengelegt werden mussten, weil wieder einmal das Backwerk in der Form festgeklebt war. Ich glaube nicht, dass ich in der Kölner Zeit jemals einen Tortenboden fertig gekauft habe. Die jüngeren Kinder erinnern sich gar nicht mehr an die kuchenbackende Mutter, weil in den Langenhainer Jahren Allard mehr und mehr die Familienkuchen produzierte, Spitzenprodukt Baumkuchen. Dass ich selbst schon in der Kölner Zeit diese heikle Schichttorte herstellte, weiß ich genau. Apfel im Schlafrock habe ich später gar nicht mehr gemacht - doch sehe ich mich noch die Teigplatten ausrollen und den Tisch kleben. Auch Spritzgebäck habe ich manchmal in Köln in großen Mengen hergestellt und hatte dafür den Fleischwolf am Tisch festgeschraubt. Diese Plätzchen wurden dann noch zur Hälfte in flüssige Kochschokolade getaucht. Für mich waren und sind auch heute noch Kekse mit Schokolade interessant. - Noch bis in die 70er Jahre stellten wir Weihnachten riesige Mengen Lebkuchen und sächsischen Stollen nach dem Rezept der Keller-Uroma her. Ich mochte eigentlich nie gern dieses Weihnachtsgebäck. Doch es war halt sächsische Familientradition wie der Karpfen zu Heiligabend oder Silvester, der nicht nur der Gräten wegen bei den Kindern unbeliebt war. Dass ich die Schnabelsche Traditionen so hoch hielt - von meiner Seite brachte ich als Erinnerung an die Evakuierungszeit in Höxter den weihnachtlichen Heringssalat ein, dessen Herstellung ich schon beschrieb - lag wohl daran, dass ich von meinem Elternhaus keine bestimmten Gebräuche kannte. Ich erwähnte schon, dass meine Eltern mit uns nicht einmal am Heiligen Abend in die Kirche gingen. Ich hoffe, dass meine Kinder ein bisschen Weihnachtsromantik erinnern, doch da sind es wohl mehr die in späteren Zeiten üblichen Eierbrote am Heiligen Abend und die für sie eher lang-

weilige Prozedur des nacheinander Auspackens der Geschenke, weil ich nur so eine Kontrolle hatte über Gaben von Paten o. ä., für die gedankt werden musste, aber auch, weil ich die Freude der Kinder über ihre Geschenke genießen wollte. Ich gab mir äußerste Mühe, jedem wenigstens ein besonderes Teil auszusuchen. Eine Kölner Nachbarin erinnerte mich daran, dass ich immer schon im November das meiste ausgedacht und besorgt hatte, um weitgehend den Weihnachtstrubel zu vermeiden. Durch Musikvorspiele und andere Veranstaltungen war aber der Stress in dieser Zeit auch für mich noch groß genug, vor allem in den Tagen direkt vorm Fest wegen der Essensvorbereitungen. Als meine Eltern noch rüstig waren, sind sie auch manchmal über die Feiertage gekommen. Heiligabend selbst blieben sie bei meiner Schwester, die in Münster wohnte. Sie hat alle ihre Kinder in der Zeit bekommen, wo ihre Familie über den Zimmern der Eltern nur Wohnküche, kleines Schlafzimmer und Bad unter der Schräge hatte. Wenn ich zurückdenke, in welch engen Wohnverhältnissen meine Schwester und ich lange gewohnt haben, kann ich mir nicht mehr vorstellen, wie man das ertragen konnte. Wie es möglich war, die Vielzahl der Handtücher im Bad zu trocken, die Zahnbürsten zu stellen oder zu hängen (wir hatten anklemmbare Halter) bleibt mir ein Rätsel. Doch nie haben bei uns Waschlappen oder Handtücher „gemüffelt“, wie ich von anderen Familien erinnere. Ich habe selbst alles nacheinander auf den Heizkörpern getrocknet, bzw. auf den Stangen eines Wäschetrockners sorgfältig auseinandergelegt. Wir hatte in Köln ein riesiges ausziehbares Gestell über der Badewanne, was wir nach dem Umzug noch lange Jahre in Langenhain im Keller benutzten. In der Waschküche in Köln haben wir später neben dem Waschbecken noch eine Dusche eingebaut. Wir hatten dort auch einen zusätzlichen elektrischen Durchlauferhitzer wie in der Küche. Als wir 1960 einzogen, war so etwas modernste Technik, galt aber im Verbrauch als teuer. Das Gerät in der Küche versorgte auch das Bad im Geschoss darüber. Irgendwann wurde die Heizung auf Öl umgestellt. Anfänglich hatten wir mit Koks geheizt. Der Tank wurde im Heizkeller eingebaut. Neben dem Tank bekam Odilo später vorübergehend einen Arbeitsplatz, ehe der Ausbau im Keller für ihn fertig war und die Zwillinge den Platz bei der Heizung nutzten. „Raum ist in der kleinsten Hütte“ – – fällt mir dazu nur noch ein. Ich glaube, in der Erinnerung leide ich mehr als damals unter den beschränkten Wohnverhältnissen. Um immer wieder neue Unterbringungsmöglichkeiten zu finden, wurde z. B. die schmale Stellfläche vorm Etagenbett an der Tür noch für ein Bücherregal ausgenutzt, das ich in irgendeinem Versandhaus in genau der passenden Breite und Tiefe bestellen konnte. Den riesigen ausziehbaren Konferenztisch bezog mein Mann über seine Firma, nachdem er – aus welchen Gründen auch immer – sich lange gegen diese Anschaffung gewehrt hatte. Für manchen Ehestreit sieht man im Nachhinein keinen Grund mehr. Da ich kein Geld verdiente, fühlte ich mich oft als Mensch zweiter Ordnung. Ich erbrachte eine zumindest

ebenbürtige Leistung, doch anerkannt wurde die Tätigkeit des berufstätigen Partners, die das Geld einbrachte. Letztendlich entschied er bei allen größeren Einkäufen und ließ sich – wie bei dem Tisch – auch noch als Initiator feiern. Damals haben die großen Jungen schon die Diskussion der Eltern verfolgt. So habe ich noch Ronalds total erstauntes Gesicht vor Augen, als der Vater den Tischkauf als seine tolle Idee ausgab. Ich behielt so etwas, weil ich immer das Gefühl hatte, nur die Arbeit zu verrichten, die nicht gewürdigt wurde. Gernot wurde in seiner Firma anerkannt, indem er Prokura bekam und später zum Geschäftsführer avancierte. Darüber hinaus zahlte sich seine Tätigkeit finanziell aus. Obwohl er die wirtschaftliche Bedeutung der Hausfrau hervorhob, blieb er manchmal kleinlich eifersüchtig, wenn meine Leistung – selten genug – einmal herausgestrichen wurde. Eine Bekannte, die bei ihrem Besuch miterlebte, wie der Ehepartner bei Tisch an allem herummeckerte und mich schlecht machte, fragte bestürzt nach dem Grund. Vielleicht hatte mein Mann den Minderwertigkeitskomplex kleiner Menschen (insb. kleiner Männer) besser sein zu wollen als andere im Kampf ums Überleben. Kleiner zu sein, bedeutet im Regelfall, körperlich schwächer zu sein. Jahrhunderte hatten in Deutschland die Männer das Sagen. Sie hatten die bessere Schulbildung und galten als klüger. Ich erzählte schon, dass ich selbst so erzogen war, zu Männern meiner Sozialschicht aufzublicken. Obwohl nur fünf Jahre Altersunterschied zwischen uns waren, wirkte der Partner eher eine Generation älter. Seine Schulzeit hatte er im dritten Reich abgeschlossen. Der sehr autoritäre Vater hatte meinen Mann und seine Geschwister zu einer ebensolchen Rolle erzogen. Das führte später öfter zu absurden Situationen, da jedes autoritäre Familienmitglied sich auch Mitspracherecht in den Angelegenheiten der Geschwister anmaßte. Mit allen seinen Schwächen war mein Schwiegervater eine Persönlichkeit. Er hatte Charakter, was auch immer das heißt. Wenn ein Elternteil eine herausragende Rolle spielt, haben die Kinder es oftmals schwer, sich mit einer untergeordneten Rolle zufrieden zu geben. In ihrer Wichtigtuerei, mehr gelten, zu wollen wirken sie lächerlich. Doch manches durchschaut man erst im nachhinein und konnte es in der Akutsituation nicht deuten. Dass mein Mann – wie beschrieben – manchmal meine unbefriedigende Hausfrauenrolle sozusagen noch gegen mich ausspielte, tat weh. Ganz sicher wurde das meinerseits von der gleichen Menge Fehlverhalten erwidert. So war dann der Ehestreit da. Wie traurig, dass wir uns so viele Stunden damit verderben mussten. Unrecht einfach still hinzunehmen, war nicht meine Sache. Ich hasse Zank und Streit und mich durchsetzen zu müssen, möchte mich aber auch nicht unterordnen. Ich schätze mich heute als schwierigen Partner ein. In der Kölner Zeit bewunderte ich die Frau meines Schwagers, die seine autoritäre Art und seine Schrullen mit Humor ertrug, ihm immer Recht gab und machte, was er verlangte. Ich selbst machte mir oft Vorwürfe so rechthaberisch zu sein.

Der Alltag in dieser Zeit als immer mehr kinderreiche Mutter war von der täglich wiederkehrenden Hausarbeit geprägt. Den enormen Arbeitsaufwand konnte ich nur meistern, indem ich nach einem bestimmten System putzte, kochte und vorbereitete. Ein Besucher wie mein Schwiegervater mit seinen interessanten wissenschaftlichen Abhandlungen und die dann noch zum Zuhören geopfert Schlafenszeit konnte mich leicht an die Grenze der Leistungsfähigkeit bringen. Heute erscheint es mir beinahe unmöglich, so viel geschafft zu haben. Meine Kinder werfen mir vor, nicht oft genug mit ihnen gespielt zu haben. Ganz sicher war das nicht Mangel an Zeit. Spielen = jedenfalls das Spielen mit Gesellschaftsspielen, ist für mich vertane Zeit = uninteressant. Natürlich kümmerte ich mich bei Baby und Kleinkind um die ersten Erfahrungen mit Spielzeug. Gern beobachtete ich die Kleinen, wie sie mit den Fingern am Körbchenbehang zupften oder ungeschickt versuchten, ein Schäufelchen mit Sand zu füllen. Die Älteren beim Rollenspiel zu beobachten war mir hochinteressant. Wenn sie Vater, Mutter und Kind spielten, wusste das etwa 2jährige Kind, dass es jetzt das Kind der in Vater und Mutterrolle agierenden Geschwister war. In die Kreativität der Kids nicht einzugreifen, war für mich bewusste Pädagogik. Heute lässt mich das ständige Programmieren der Aktivitäten beim Nachwuchs manchmal ein bisschen Mitleid fühlen mit den kleinen Wesen, die nicht sie selbst sein dürfen und später auf Animation durch Fernsehen und Computer angewiesen sind. Der Partner Mensch bietet nicht die Perfektion der Technik und wird überflüssig, soweit er nicht Dienstleistungen wie Essenkochen, Putzen, Reparieren liefert. Meine Kinder hatten die Geschwister als Spielpartner. Natürlich habe ich mich beim ersten Kind zum „Mensch ärger Dich nicht“ spielen mit hingesetzt. Ich selbst spielte dann mit der Anspruchshaltung, möglichst perfekt zu sein. Die Art und Weise, wie bei einer Spielrunde geschummelt, geschwätzt und gealbert wird, hat mir das so genannte Gesellschaftsspiel verleidet.

Ich beschrieb, dass in der Nachkriegszeit Vater, Mutter und wir Zwillinge Doppelkopf spielten. Für mich war das eine ernsthafte Angelegenheit wie Vokabeln lernen. Dass man bei diesem Spiel auf einen x-beliebigen Partner und dessen Fehler angewiesen war, fand ich schlimm. Nie ging es bei der Partnersuche ohne versuchte Blickkontakte oder ähnliche Tricks ab, was mir als Betrugsversuch zuwider war. Damals war diese Abendunterhaltung beinahe ein Ritual im Wechsel mit zur Gitarre singen, was ich vorzog.

Meine Kinder spielten also ohne mich in den Kölner Jahren. Mein Mann beteiligte sich manchmal, wenn nichts handwerklich zu richten war. Spielen bedeutet bei Kindern, ununterbrochen Streitereien anzuhören. Als Monopoly aufkam, wurde dieses lehrreiche Spiel von den Großen sehr ernsthaft gespielt. Das machte mir Eindruck. Doch ich behielt das Problem, dass Spielen im Wohnbereich eine andere Tätigkeit ausschloss oder störte.

Doch zurück zu dem festen Arbeitsrhythmus: Ich putzte damals täglich Staub, saugte und wischte ca. zweimal in der Woche den Boden. Natürlich machte ich alle Betten und säuberte täglich die Badezimmer. Problematisch blieben die Duschen, deren Kachelwände nach und nach Kalk ansetzten. In Köln war die Dusche im Keller wohl nur mit Ölfarbe gestrichen. Jedenfalls war dieser Bereich nicht in meinen täglichen Service einbezogen. In den vielen Jahren ohne Geschirrspüler spülte ich jedenfalls das Frühstücksgeschirr vor der Vorbereitung des Mittagessens. Aber ein oder zwei Kleinkinder mussten bei der Hausarbeit beaufsichtigt werden. Erst ab dem 8. Kind gingen die Kleinen in den Kindergarten. Damals bekam man nur einen Kindergartenplatz, wenn die Mutter arbeiten ging. Eine Nachbarin wurde – wohl eher ohne mein Zutun – vorstellig in dieser Einrichtung, dass eine kinderreiche Mutter doch auch entlastet werden müsse. Ich war sehr zurückhaltend, meine Kinder zur Betreuung wegzugeben. Ich fürchtete den Einfluss nicht adäquater Spielpartner. Mit diesem Vorurteil der eigenen Mutter aufgewachsen, war ich sehr skeptisch. Allein vom Dialekt und Sprechen her sind Fremdeinflüsse unvermeidlich. Mit drei oder vier Jahren sind die Kleinen mehrere Stunden unserer Kontrolle entzogen und werden sozusagen fremdgesteuert. Da sind Bedenken berechtigt. Ich tröstete mich damit, dass Angela und Orlando jetzt jeden Tag 3 Stunden spielen durften ohne auf ein Geschwisterchen Rücksicht nehmen zu müssen und das Aufräumen ihrer Spielsachen nun in die Verantwortung der Kindergärtnerin fiel. Die ersten Wochen bedeutete es eine Umstellung für mich, morgens die kleineren Kinder ohne größere beim Spielen beaufsichtigen zu müssen. Meist legte ich ein ca. 1 oder 2 jähriges Kind um 11:00 Uhr zum Schlafen hin und konnte so in der Küche zügig arbeiten. Wie ich das um 10:00 Uhr mit dem Stillen und Baden des Babys handhabte, versuche ich vergeblich zu erinnern. Aber ich benutzte ja auch einen Laufstall. Problematisch war, dass die Kinder an die Mitwesenheit der Geschwister gewöhnt waren und allein weinten.



Zum Kartoffelschälen schafften wir eine Maschine an, die mit Wasserdruck arbeitete. Die Schale wurde von Korundkristallen durch Drehbewegung abgerieben und fortgespült. Die „Augen“ mussten ausgestochen werden. Auch in Köln war diese Maschine schon im Keller installiert, musste aber noch beiseite geräumt werden, weil das Becken anderweitig genutzt wurde. Die größeren Kinder schälten abends und lernten jeweils jüngere an. Die Kinder gruselten sich im Winter, im Dunkeln den Abfall zum Komposthaufen zu bringen, der unten im Garten in

der hintersten Ecke zum Acker, später Wald hin war. Wenn es Bohnen oder Spargel gab, habe ich abends auch selbst das Gemüse vorbereitet. Nach der Umgestaltung der Küche wegen des Geschirrspülereinbaus hatten wir einen Backofen mit Bratautomatik, den ich auch beim späteren Umzug wieder anschaffte (die Küche in Köln ließen wir eingebaut.) Da gab es oft Braten, der keine weitere Küchenarbeit erforderte außer dem Mehlanrühren für die Soße vor dem Servieren. Dienstags und freitags war in Köln-Vingst Markt. Dahin ging ich regelmäßig, bzw. fuhr später mit dem Auto hin. Damals war Fisch noch preiswert, den ich dort kaufte. Deswegen gab es zweimal wöchentlich Seelachsfilet. Dazu stellte ich Mayonnaise selbst im elektrischen Mixer her. Grünen Salat machte ich damals noch nach westfälischer Art mit Milch, Zucker und Zitrone an. Gurken- und Tomatensalat wurden wie heute mit Essig, Öl, Salz und Pfeffer serviert. Normalerweise mische ich heute verschiedene Salatsorten. Damals war das absolut nicht üblich. Ehe wir ein spezielles Wärmfach hatten, wurde das Mittagessen für die später von der Schule Heimkommenden auf Tellern bereitgestellt und vorsichtig auf der Elektroplatte gewärmt. Mancher Teller zersprang, doch ich wollte die Küche aufgeräumt und nicht noch alles voller Töpfe stehen haben. Niemand in meinem Bekanntenkreis handhabte das so. Heute ist das für die Mikrowelle selbstverständlich.

Nachdem ich um ca. 14 Uhr das Baby gestillt hatte, kümmerte ich mich um die Schularbeiten. Gottlob machten einige der Kinder ihre schriftlichen Aufgaben selbstständig und zeigten sie nur noch zur Korrektur. Bei den Legasthenikern war die Nachhilfe zeitraubend. War ich nicht anwesend, kamen diese Kinder nicht voran. Von Arrigo pflege ich zu erzählen, dass er schon aufsprang, wenn eine Stecknadel auf dem Vingster Ring hinfiel (ca. 300m entfernt), d. h. er fand ständig Ausreden, die Arbeit liegen zu lassen. Die Trödelei war für die leistungsorientierte Mutter schrecklich. Schließlich wartete noch Gartenarbeit. Doch es muss freie Zeit gegeben haben, denn ich fiel ja einmal durch den Liegestuhl, als der mürbe Stoff riss. Ich war auch im Vingster Freibad schwimmen, wenn ich ausnahmsweise einmal im Sommer nicht in Umständen war. Mit dickem Bauch ging man damals ja nicht in Strandkleidung in die Öffentlichkeit. Ich habe nach dem Schwimmen immer so gefroren, dass mir die Zähne aufeinander geschlagen sind. Hochsommer und Wasser-Vergnügen waren für mich seit der Kindheit untrennbar. Es ist doch auch nicht verwunderlich, dass man sich bei tropischen Temperaturen nicht noch durch Wanderungen zusätzlich erhitzen möchte. Als in den letzten beiden Sommern unserer Kölner Zeit das Vingster Freibad, auf das wir vom Haus aus schauen konnten, geschlossen war, weil der Wasserstand zu niedrig war, bin ich halbtäglich mit den Kindern in den Ferien in ein weiter entferntes Freibad gefahren.

Trotz des Impfens hatten damals die jüngeren Kinder Keuchhusten, was ich selbst diagnostizierte, weil nur die Kinder husteten, die bei der letzten Keuch-

husteninfektion noch nicht geboren waren. Interessant, dass einige Kinder das typische Keuchhusten-„Ziehen“ hatten trotz Impfung, andere Kinder gar nicht oder normal husteten. Odilo hatte ja den Keuchhusten aus dem Kinderheim während meiner Operation mitgebracht. Die nachfolgenden Kinder erkrankten, als Sven als Baby noch nicht den vollen Impfschutz hatte. Der hinzugerufene Arzt zweifelte an meiner Diagnose, doch der Kleine bekam einen typischen Hustenanfall als der Doktor gerade gehen wollte, womit die Krankheit dokumentiert war. Die Zwillinge und Angela erinnere ich noch als sehr stark hustend. Ronald hatte damals keinerlei Symptome.

Im Freibad setzte ich mich bei dem dritten Hustendurchgang mit meiner Kinderschar in jenem Sommer möglichst in eine separate Ecke. Die wochenlange Husterei ist für die Mutter schon peinlich. Als Elternteil findet man andere Eltern mit evtl. ansteckenden Kindern auch nicht sympathisch. Obwohl es damals hieß: die Kinderkrankheiten muss ein Kind sowieso durchmachen, wollte man das als Mutter allenfalls bei Geschwistern, wenn ein eigenes Kind sowieso erkrankt war. Da die ersten sieben Kinder keinen Kindergarten besuchten, brachte Odilo die Masern erst aus dem Gymnasium mit. Ich weiß noch, dass unser Hausarzt erstaunt war, bei seinem Hausbesuch die kranken Kinder in der Badewanne vorzufinden. Doch in einem geheizten Haus herumzulaufen sah er nach einigem Zögern auch als unproblematisch an. Damals hatten in unserem sozialschwachen Stadtteil die meisten Familien noch Ofenheizung in Wohnzimmer und Küche und kalte Schlafzimmer. Bei der nächsten Masernserie liefen die Kleinen im warmen Sommer im Garten. Carena, 1969 geboren, hatte Masern, Windpocken, Keuchhusten und Röteln als Kleinkind – alles ganz unproblematisch und mir nur deshalb besonders in Erinnerung, weil ihre Patentante, die Pastorin Heinemann, so betrübt war, wenn der kleine Schatz schon wieder einen Infekt durchmachen musste.

Röteln waren für mich ein Schreckgespenst. Nach den Aussagen meiner Mutter hatte ich keine Infektion als Kind gehabt. Erzählte also eines meiner Kinder vom Ausbruch dieser Krankheit in seiner Klasse, geriet ich in Panik, da ich ja quasi immer schwanger war und einen Schaden für das Ungeborene befürchtete. Als man Ende der 60er Jahre Antikörper nachweisen konnte, gab mir die Ärztin der Mütterberatung, die mich engagiert betreute, einen Termin für die Blutabnahme für einen Test, der kostenlos nur für schwangere Lehrerinnen durchgeführt wurde. Er war positiv: ich musste doch als Kind einen Infekt gehabt haben. Ich war sehr erleichtert. Kurz danach bekam eines der Kinder Röteln und entsprechend auch alle anderen. Heute, wo eine Schwangere nochmals auf Röteln getestet wird, wirken damalige Probleme antiquiert. – Ein Rätsel blieb mir, dass, als Carena 1974 an Mumps erkrankte (mein Schwiegervater als anerkannter Kinderarzt weilte zu Besuch und stellte eine gesicherte Diagnose) keines der Geschwister sich ansteck-

te. Besonders für Männer sollte eine solche Krankheit riskant sein. Man hätte Imunglobolin spritzen können, für uns damals immense Kosten. Ich erinnere Diskussionen in unserem Pool, wo Ronald emphatisch ausrief: „Jetzt wird gewürfelt: einer darf sich fortpflanzen!“ Ein gewisser Galgenhumor entwickelt sich schon durch den Konkurrenzkampf zwischen den Geschwistern. Eine gewisse familiäre Art von ironischem Umgang mit den alltäglichen Schwierigkeiten ist mir überhaupt erst bewusst geworden, als sich ein Außenstehender von unserer Kommunikation überfordert fühlte. Ich erklärte ihm verdutzt, dass man doch am Tonfall höre, was jemand ernst meint oder nur ironisch.

Bei Carenas Geburt hatte ich Spritzen bekommen, um die Wehen zu intensivieren. Bei Dunjas Geburt habe ich gleich gesagt, dass ich das unangenehm empfunden hätte. Diese Entbindung lief besser, wenngleich ich wie immer in den letzten Minuten vor der Geburt die Schmerzen als höllisch empfand. Da jedesmal der Damm genäht worden war und meine Neugeborenen sehr groß waren, hatte ich ein Gefühl, als risse mein gesamter Unterleib entzwei bei den letzten Presswehen. Kurz bevor ich die leichte Austrittsnarkosespritze bekam, hätte ich bei jeder Entbindung wahrscheinlich den Tod gewählt, wäre er als Alternative geboten worden. Ich sage das ganz ehrlich und weiß, dass nicht jede Frau so schlimm leiden muss.

Vor Carenas Entbindung bin ich übrigens zur Schwangerengymnastik und Geburtsvorbereitung nach Bensberg ins Krankenhaus gefahren. Damals wurde das schon angeboten. Mit dem Auto rutschte ich einmal auf der steilen Zufahrt zum Klinikgebäude bei Glatteis gegen die Bürgersteigkante. Wenn ich überdenke, wie überfrorene Straßen damals kein Hindernisgrund waren, das Auto zu benutzen, verurteile ich mich im nachhinein als verantwortungslos. Weil die öffentlichen Verkehrsmittel wegen eines plötzlichen Wintereinbruchs nicht fuhren, fühlte ich mich z. B. verpflichtet, meinen Ältesten zur Fahrstunde zu kutschieren, die der Fahrlehrer natürlich ausfallen ließ. Aus späteren Jahren erinnere ich Allard neben mir im Opel-Kadett-Kombi mit offener Tür sitzen und das Auto auf der spiegelglatten Fahrbahn immer wieder vom Kantenstein abstoßen!!

Von den Übungen in der Schwangerschaftsgymnastik merkte ich mir eine, die ich nicht konnte und probierte sie nach der Entbindung mit normaler Figur: Vergebens! Mir war wichtig gewesen, auf dem neuesten Stand der Geburtsvorbereitung zu sein. Doch bei den folgenden Kindern habe ich mir nicht mehr die Zeit genommen zu den Kursen zu fahren.

Während meines Krankenhausaufenthaltes betreute Tante Käthe oder eine Frau von einem Hauspflegeverband mein Haus und die Kinder. Ich meldete mich dort telefonisch für den voraussichtlichen Termin an. Wenn es möglich war, zeigte ich der betreffenden Person Küche, Maschinen etc. und informierte sie über den Tagesablauf. Einmal zeigte ich einem jungen Mädchen (sie hatte natürlich Schwie-

rigkeiten mit einem so großen Haushalt) im Keller die Waschmaschine und versuchte vergeblich meinem Ältesten, der dort der Dusche entstieg, zu signalisieren, sich zu bedecken. Unsere Kinder waren nach dem Vorbild meines Schwiegervaters völlig „frei“ erzogen. Von der jüngsten Tochter unseres katholischen Nachbarn erfuhren die jüngeren Kinder, dass man sich seiner Blöße schämen müsse. Schon damals war es nicht einfach, den Kindern zu erklären, dass nicht alle Erwachsenen die gleichen Dinge gut und richtig finden. Ich dachte da oft an meine kindliche Sehnsucht nach dem engelsgleichen Kommunionkleidchen. Doch meine Mädchen fanden die wohl eher doof. Aber mich bedrückte, dass ich plötzlich zusehen musste, wie sich die Töchterchen durch die Kritik von außen ihrer Nacktheit bewusst wurden und ich fürchten musste, sie würden so „verklemmt“ werden wie ich. Wir können unseren Kindern nur wenig dabei helfen, eine Welt zu verstehen, in der eine Vielfalt von Ethnien mit unterschiedlichen Sitten und Gebräuchen festlegt, was Recht ist. Oft bekommen wir gar nicht mit, welche Schwierigkeiten unsere wohlbehüteten Lieblinge in ihrem Hirn vergeblich versuchen zu verarbeiten. – Das katholische junge Mädchen, das bei der Hausbesichtigung errötete und verlegen wurde, hat hoffentlich keinen seelischen Schaden davongetragen. Sie ist auch mit dem Haushalt zurecht gekommen, wenngleich ihr meine Kinder noch jahrelang nachtrugen, dass es einmal „nur“ Milchreis mit Kompott als Mittagessen gab. Für unsere Familie war eine Süßspeise eben nur ein Dessert, was natürlich aus meinem eigenen mäkligen Essverhalten resultiert.

Nach Carenas Geburt hat im Haushalt nichts geklappt. Der Arzt sah meine Probleme und „erlaubte“ mir, zu Hause nach dem Rechten zu sehen. Ich fuhr ca. 30 km mit dem Auto hin und zurück. Ich sortierte daheim die Wäsche für die Maschine, räumte auf, schrieb Besorgungszettel. Eine Nachbarin erzählte mir später, dass sie morgens den Mädchen das Haar geflochten hat. Meine Töchter hatten damals alle lange Zöpfe. An die Hilfskraft selbst habe ich keinerlei Erinnerung. Sie kochte für das Wochenende Linsensuppe vor, die im geschlossenen Topf am nächsten Tag dann sauer war. So etwas ist mir selbst nie passiert. Auf der Rückfahrt zum Krankenhaus stand ich auf der Schnellstraße in der Rushhour im Stau. Ein Unfall hatte sich ereignet, bei dem ein Polizeiwagen stand, weswegen mir einfiel, dass ich nicht einmal meine Papiere dabei hatte. Die Stillzeit rückte näher, ich hatte die Säuglingsstation nicht über meine illegale Abwesenheit informiert. Total erschöpft erreichte ich das Hospital. Ich hatte nach dieser Geburt sehr starke Blutungen und natürlich keine Zeit mehr, die Vorlagen zu wechseln. Doch die Beruhigung, zu Hause wieder alles leidlich geregelt zu haben, war für die Erholung nach der Entbindung sicher gut. Der Adrenalinausstoß ließ die Milch einschießen für das geliebte Baby. Meine nach den Entbindungen nur ungenügend verheilten Dammnähte verursachten mir mehr oder weniger Beschwerden bei der Entlassung aus dem Krankenhaus. Die Restaurierung des Haushalts war die erste

Hürde, die daheim zu nehmen war. Das blieb für mich auch nach Reisen immer ein Problem, wenn der Haushalt ohne mich weitergelaufen war. Ich kann nur arbeiten, wenn das Umfeld seine Ordnung hat. Wenn meine Kinder die Haushaltsführung während meiner Abwesenheit übernahmen, gab es fast immer Ärger, weil ich unter Veränderungen jeglicher Art litt. Ich habe zur Verteidigung angeführt, dass ein Manager auch nicht jemanden seinen Schreibtisch umordnen lässt. Ich konnte mich jedenfalls nur dann entspannen, wenn alles wieder seinen normalen Gang ging. Die in der heutigen Zeit mögliche ambulante Entbindung wäre für meinen Haushalt ideal gewesen. Ansonsten habe ich aber genossen, dass die Schwestern im Krankenhaus das Baby wuschen und wickelten und habe gern das Essen serviert bekommen, was damals in Bensberg „herkömmlich gekocht“ gut geschmeckt hat. Die ersten Wochen nach der Entbindung waren ein Härtetest. Ich stillte die Kinder ja auch nachts. Meine Brust war zu klein, 8 Stunden Milchproduktion zu halten. Hatte das Baby verschlafen, weckten mich stechende Schmerzen oder ein nasses Kopfkissen.

Ich hatte bei Svens Geburt zu wenig Muttermilch für das Baby gehabt. Den nachfolgenden Neugeborenen habe ich auch zu Hause in den ersten Wochen Babynahrungsproben mit dem Fläschchen nachgefüttert bei Bedarf. Mit 6 Wochen begann ich dann Gemüse mit dem Löffel vor der Brustmahlzeit zu geben, da ich festgestellt hatte, dass die geliebte geschlagene Banane dazu führte, dass die Babys nachher verweigerten, was nicht süß schmeckte. Irgendwann haben alle Essen gelernt, doch mit welchen Schwierigkeiten: Arrigo, der die Nahrung auf der Zunge liegen lassen konnte ohne zu schlucken, Orlando, der einfach keine Kaubewegungen machte – und der heute genüsslich seine nach Frau Hessler-Rezepten gekochtes Menü verspeist.

An meinem Bett stand ein Flaschenwärmer, daneben in einem Babyfläschchen einige Gramm fertig angerührter Babynahrung um bei Bedarf nachzufüttern. Falls nicht benötigt wurde diese Menge wieder in den Kühlschrank gestellt. Ich wundere mich immer, wie vielen Müttern heute die für mich selbstverständliche Mühe zu viel ist. Ich legte bei jeder zugefütterten Mahlzeit das Kind auch an, damit die Milchproduktion nicht zurück ging. Ich habe sehr viel Zeit für das jeweils Jüngste gebraucht. Diese Zeit musste durch straffste Organisation aufgeholt werden. Doch im Bett fiel alle Mühsal von mir ab. Der Sexualtrieb erforderte sein Recht. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob bei anderen Frauen die körperliche Befriedigung auch an oberster Stelle steht. Ich habe mich für mein sexuelles Verlangen geschämt und sogar den Frauenarzt indirekt deswegen befragt. So verschlüsselt, wie ich gefragt hatte, muss auch seine Antwort gewesen sein. Er hielt eine Frau mit so vielen Kindern in einem gut funktionierenden Haushalt ganz sicher für normal. Für ihn als gläubigen Katholiken war Geschlechtsverkehr mit dem Ehemann geradezu Pflicht. Ich habe geraucht, wenn ich nicht schwanger war oder stillte, um mein

körperliches Verlangen zu betäuben. Ich weiß nicht mehr, wann der Film „Hiroshima Mon amour“ im Kino anlief. Die hochbrisante Anklage dieses Films gegen die Atombombe haben mein Mann und ich zwar verstanden und gewusst, doch auf uns wirkten die Bettszenen wie Pornoszenen im Sexkino (das lernte ich aber erst nach dem Tod meines Mannes kennen) und wir wären beinah schon im Auto auf der Rückfahrt übereinander hergefallen. Nachträglich denke ich, dass in diesem Fall meine Reaktion die des Partners bestimmte. Leider war unsere Beziehung tagsüber nicht so unproblematisch wie unter der Bettdecke. Ich schilderte schon, dass wir um die Zeit als Odilo das Abitur machte, eine ganz schlimme Krise hatten. Damals war das historische 68er Jahr, der Aufstand der jüngeren Generation gegen die autoritäre Erziehung. Odilo wurde in diese Wirren hineingerissen. Ich paktierte mit ihm, weil ich mich mit der Jugend in meinem Emanzipationsbestreben verwirklicht fand. Alle Revolution kam mir entgegen, weil ich mich als Hausfrau gern gegen den spießigen Alltag auflehnte. Ich sehe mich mit den Schülern in dem Zug durch die Kölner Altstadt ziehen und gegen – ich glaube – höhere Fahrpreise demonstrieren. Ich erlebte mitgerissen den „Aufstand der Massen“, doch gottlob ließ mich der Mutterinstinkt meine kleine Brut nicht vergessen. Ich wäre gern als Hippie auf die Blumeninsel gegangen. Ob es Abiturientenball oder ein anders Fest war: im Friedrich-Wilhelm-Gymnasium blickte ich vom oberen Flur auf Schüler in langen Pelzmänteln oder ähnlich auffällig gekleidet. Die Aufbruchstimmung hat mich emotional erfasst, ohne dass ich ihre Bedeutung als völlig unpolitischer Mensch damals verstanden habe und noch nicht einmal heute richtig

begreife. Indem man sich Klamotten vom Dachboden holte, kehrte man sinnbildlich den Mief aus dem alten Gebälk. Ich stand zwischen diesen Generationen, die sich aneinander rieben. Zu denen, die die Kriegslast



zu empfangen
Wohlfühl
„dicken
einmal Kopf
auf zu
eine Frau
gehabe
pelze
t. Zeit

trugen und geduldig versuchten zu tilgen, gehörte ich nicht mehr, weil ich den Krieg als Kind erlebt hatte, stand aber durch meine frühe Ehe mit dem älteren Mann auf der Seite des Konservativen. Mein Herz schlug für die Revoluzzer. Heimlich wünschte ich den Unruhestiftern Erfolg, so wie man beim Millionepostraub auf der Seite der Diebe steht. (Was? – Sie nicht?) Das strebsame brave Leben war mir oft „langweilig“, was das auch immer heißt. Jahre später beobachtete ich in einem uralten Cafe in Frankfurt (heute ist dort ein Schnellimbiss) ein Hippie-Paar mit Baby. Fasziniert sah ich diesen zigeunernden Leuten mit ihren

Utensilien in Türkenkoffern zu, wie sie das Kind mit Flasche und Windeln versorgten, nicht ohne einen gewissen Neid, „unterwegs zu anderen Ufern“ sein zu können. Doch meine sexuellen Bedürfnisse habe ich doch lieber in meinem warmen Bett befriedigt und den gewissen „Luxus“ zu Hause zumindest „gewürdigt“. Damals kamen die GRÜNEN auf. Natur war für mich immer A und O gewesen. Ich fühlte mich angesprochen, bis ich den Fanatismus bemerkte. Fanatische Menschen sind mir zuwider. Mit idealistischem Revolutionsdenken hat nichts mehr zu tun, was Greenpeace oft veranstaltet. Den Erfordernissen, die eine überbevölkerte Erde an ihre Bewohner stellt, muss man mit Realismus begegnen. Aber ich wollte ja sowieso nicht die Welt verändern, nur den „Duft der weiten Welt“ schnuppern. Ein bisschen Freiheit = genau das war es! Mein Mann hat das alles nicht so verstehen können. Gott sei Dank – er ging einer ehrlichen Arbeit nach, verkaufte preiswerte Häuser an solide Bürger und brachte das Geld heim, was die anwachsende Familie benötigte.

Die 1-3 jährigen Kinder mussten nachmittags beschäftigt werden. Im Sommer waren sie natürlich im Sandkasten, auf der Wippe, auf der Schaukel oder am Reck. Doch die Hälfte des Jahres zumindest ist in Deutschland das Wetter ja nicht so, dass man länger im Sandkasten sitzen kann. Die Kleinen spielten im Wohn-Esszimmer, wo wir in der Kölner Zeit eine Kiste mit Legosteinen stehen hatten. Wenn die Großen Schularbeiten machten, durften die Jüngeren nicht stören. Zum Spielen war auf dem Fußboden in den Kinderzimmern kaum Platz. Gerade überlege ich, wie denn Weihnachten die Eisenbahnanlage noch ins Wohnzimmer gepasst hat. Jeder der Familie musste sich „nach der Decke strecken“ (Das hört sich bei unserer körperlich kleinen Familie richtig makaber an). Junge Mütter aus meinem Bekanntenkreis wollen mir das nie so recht glauben: aber die Lautstärke, die heute teils in den Familien herrscht, wäre multipliziert auf das vier - bis sechsfache einfach nicht zu ertragen gewesen. Ein bisschen von diesem Albtraum verwirklichte sich bei Familienfesten, die eine immense physische und psychische Belastung für mich darstellten. Ich erinnere einen Kusine, der mit den Kleinkindern im Flur hingehockt auf den Knien Karussell spielte. Herumrennen oder „Kämpfchen“ veranstalten, war einfach räumlich nicht möglich. Doch wir hatten ja im Garten Platz zum Tummeln und die relativ ruhige Straße der Wohnsiedlung zum Spielen mit andern Kindern. Allard büßte bei einer Auseinandersetzung einen Zahn ein. Natürlich habe ich – wie schon geschildert – den Umgang mit Kindern der gleichen Gesellschaftsschicht zu fördern gesucht. Doch war dies in Vinst schon deswegen schwierig, weil die katholischen Kinder eine andere Grundschule besuchten. Heute suchen sich die Eltern die Neubaugebiete teils nach der zu vermutenden Sozialstruktur aus. Doch manchmal klammert sich der Nachwuchs an ein fremdes Kind, das den Eltern überhaupt nicht passt oder gerät beim Sport o. ä. in unerwünschte Gesellschaft. Erziehung ist ein anstrengender Versuch ohne

Erfolgsgarantie. Die älteste Tochter unseres Nachbarn sammelte Mädchen auf der Straße zu heute ausgestorbenen Sing- und Kreisspielen zusammen. Ich höre sie singen: „Der Mond steht hell über Schnabels Haus“ – über „Winzers Haus“ stand er in meiner Jugendzeit. Ich selbst lernte solche Lieder wohl auf dem Schulhof kennen und war jetzt fasziniert meine Kindheit wieder zu erleben. Irgendwie hatte sich wohl ein Textverdrehler eingeschlichen und die Moritat feierte erst die Geburt eines Kindes und dann die Hochzeit. Erwachsenen Besuchern wurde die unwissentliche Textverdrehung zur Gaudi vorgeführt. Die 3 Kinder meiner Schwester spielten in den Ferien mit. Ein Foto an einem lauen Sommerabend zeigt sie im Garten im Nachtanzug beim Reigen. Ich freute mich aufrichtig, dass meine Kinder in dieser Zeit für meine Vorstellung so kindgerechter aufwachsen konnten. Meine eigene Einflussnahme auf den Nachwuchs war immer pädagogisch untermauert. Obwohl ich die Bedeutung dieser harmlosen Kreisspiele für die Entwicklung der Kinder hoch einschätzte, fiel es mir selbst sehr schwer „einfach nur“ zu spielen, weswegen auch bei Kindergeburtstagen ab einem gewissen Zeitpunkt die größeren Kinder die Party managten. Von den Großen erinnert sich natürlich keiner mehr daran, als ich mich selbst bemühte, die Kleinen gut zu unterhalten und alles gut zu organisieren, weil ich in meiner Kindheit gelitten hatte, wenn ohne organisierende Erwachsene einfach nur herumgealbert wurde. Heute geht man u. U. Bowlingspielen, Schwimmen oder ins Kino mit den Gästen um ein Programm zu haben, wenn Sackhüpfen und Topfschlagen keinen Reiz mehr bietet. Doch organisiert werden muss so ein Zusammensein heute noch mehr, wo Kinder gewöhnt, sind programmiert zu werden. „Räuber und Gendarm“ – wer spielt noch so etwas? Kreisspiele wie damals in Köln erforderten keinerlei Spielgerät und verursachten keine Kosten. Doch ich selbst hätte die Kinder nicht zu diesen gruppendynamischen Spielen inspirieren können. In meiner Schulzeit war es so, dass plötzlich Hinkekästchen auf dem Schulhof gespielt wurde, fast von einem Tag auf den anderen machten alle das. Dann wurde Seilchen gesprungen – alle taten das. Es war wie im Herbst, wenn die Zugvögel ihre Formationen bilden. Meine Kinder konnten mir bestätigen, dass dies noch immer so ist. Heute programmiert wohl mehr Fernsehen und Werbung die Schüler und der Sport – auch über die Mattscheibe –, denn die Kinder identifizieren sich mit Spielern oder Rennfahrern, die sie nicht persönlich kennen.

In diese Ausführung über Spielgewohnheiten geriet ich, als ich versuchte, mir das Leben in der Kölner Zeit zu vergegenwärtigen. Ich will noch von den Spaziergängen berichten: Manchmal habe ich unterwegs gedichtet. Mir kamen Verse in den Sinn. Das Problem war die Zeilen immer zu wiederholen, um sie zu Hause notieren zu können. Ich kann schlecht auswendig lernen. Wenn ich das jetzt schildere, finde ich diese Mutter total abartig, die mit kleinen Kindern durch Schrebergärten und Waldwege trottet und dabei Verse produziert, also quasi neben

der Situation hergeht. Selten schreibe ich heute Gedichte. Sie sind – meist nachts – einfach da. Auf meinem Schreibtisch liegt noch ein Zettel mit einem nicht ins Sammelheft eingetragenen Produkt. Ich finde es sogar gut.

Als junges Mädchen mochte ich Gedichte. Mein Vater gab mir ein Auswahl-Reclamheft: „Die hundert besten Gedichte.“ Das hütete ich wie einen Augapfel. Mir hat diese Poesie wirklich etwas bedeutet. Damals glaubte ich auch an die Objektivität der Aussage: Die Besten. Ein Gedicht konnte in mir eine Stimmung erzeugen wie Alkohol, Sex oder Mondschein. Selbst zu dichten ist ähnlich wie einer Sucht nachgeben. Schade, dass ich den Anspruch habe, Bücher schreiben zu wollen, weil ich selbst Romane lesen will und nicht Gedichte.

Ich konnte und kann ganz schlecht NEIN sagen (nicht nur zu Männern). Wenn jemand um Hilfe bat, meinte ich, sie gewähren zu müssen. Ich lernte als junge Frau ganz schwer, nicht jedem Bettler und Hausierer etwas geben. Ich hörte auch Sektierern zu. Einmal wünschte mich jemand in die Hölle vom Treppenhaus aus, als ich ihn entnervt hinausgebeten hatte. Ich war total erschrocken. Doch als der Schock abgeklungen war, hat mir dieser Vorfall die Augen dafür geöffnet, dass ein dialektisch super geschulter und talentierter Redner tatsächlich in der Lage ist, deinen gesunden Menschenverstand verbal k. o. zu schlagen. Meine Hilfsbereitschaft wollte und will ich nicht ablegen, doch lässt Vernunft mich heute doch ab und an ein Ansinnen ablehnen. So kann ich rückschauend nicht verstehen, dass ich 1967 für 4 Wochen ein 8 Monate altes Baby zu betreuen versprach, weil seine Eltern eine Segeltörn machten. Ich selbst muss damals auch wieder hochschwanger gewesen sein, meine Elke konnte wahrscheinlich gerade laufen. Übrigens riefen die Eltern des Leihkindes auch noch an, es sei auf dem Meer bei den Liparischen Inseln so schön, dass sie später zurück kämen. Ich glaube wirklich, andere Menschen – außer meiner Schwester – können gar nicht nachempfinden, dass ich nur meine eigenen Kinder gern versorgen mochte, fremde Kinder zu betreuen aber das vorletzte ist, was ich machen möchte. (Das letzte wäre wohl öffentliche Toiletten zu putzen). Trotzdem hat mir dieses fremde Kind sehr Leid getan, als es auch noch total verklebte Augen durch eine Infektion hatte und meine Tochter Varuna nüchtern sagte: „Nicht wahr Mutti, wenn Stefan nicht abgeholt wird, dann kommt er doch ins Waisenhaus?“ Meine Kinder hatten ja wirklich recht, dass sie die so stark rationierte mütterliche Zuwendung nicht noch mit einem „Kuckuck“ teilen wollten. Übrigens begann das Gastmutterspiel gleich mit einem gewaltigen Schock, als das Leihkind mit dem mitgebrachten Hochstühlchen umkippte, das aber irgendwie von der Wand aufgefangen wurde, so dass der Kleine und wir (!) mit dem Schrecken davon kamen. Das Möbelstück wurde sofort in den Keller verbannt. Als die Eltern ihr Kind abholten, hatten sich die entzündeten Augen dank der vom Kinderarzt verschriebenen Tropfen gebessert. Ob der Kleine seine Eltern wieder erkannt hatte, weiß ich nicht mehr. Jahre später –

darauf komme ich noch – hat ein Enkelkind in etwa gleichem Alter seine Mutter nach 8 Tagen nicht wieder erkannt.

Anfang der 60er Jahre boten Musikpädagogen musikalische Früherziehung an. Ich hatte angesichts der vielen Verwandten in der DDR, die ihre Kinder zu Vollmusikern ausbilden ließen (in der DDR war dies eine ausgezeichnete Möglichkeit politischen Querelen aus dem Weg zu gehen) immer ein schlechtes Gewissen, meinen Nachwuchs nicht genügend musikalisch gefördert zu haben. So meldete ich Kai mit ca. 3 oder 4 Jahren zu solch einem Kurs an. Der wurde nur linksrheinisch angeboten. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich in der Zwischenzeit einkaufte oder wie ich das Abholen regelte. Hin und her zu fahren hätte sich nicht gelohnt. Ich war nicht so überzeugt von dem Ergebnis der Mühen und betrachtete den Fortsetzungsunterricht in der Schule als genügend. Mehrmals war ich in der Wartezeit zwischen Bringen und Abholen beim Amt für Hygiene, wo damals Textilien desinfiziert wurden. Die DDR in die man in diese Kleidung schickte, verlangte eine solche Prozedur bescheinigt. Ich spuckte immer symbolisch in den Karton vor dem Schließen, so lächerlich war dieser Vorgang. Doch hielten sicher die erforderlichen Umstände Westler davon ab, Kleidung an ihre Verwandten und Freunde im Osten abzuschicken. Ich habe immer wieder aus Spaß gesagt, dass ich nie wieder ein Paket packen würde, wenn die Grenze einmal fiel, und das ist – damals unglaublich – 20 Jahre später wirklich geschehen.

Wir hatten in Köln lange Jahre einen Klavierlehrer, der ins Haus kam. Heute kommt mir das so richtig old-fashioned vor. Es war ein älterer Herr, der allein lebte. So stellte ich ihm Kompott oder ähnliches nach dem Unterricht hin. Er musste sich einer komplizierten, aber geglückten Operation am kleinen Finger unterziehen, um weiter als Pianist spielen zu können. Wir haben ihn nie außer Haus in einem Konzert erlebt. Vom einem Plausch nach getaner Arbeit behielt ich amüsiert seinen Entschluss, nichts in Fett Gebratenes mehr selbst zu produzieren, nachdem er seine Küche hatte renovieren lassen. Dass die Benutzung von Pfannen mit entsprechender Spritzerei verbunden war, hatte und hat mir als Hausfrau auch oft genug Ärger bereitet. Es war früher nicht selbstverständlich, dass man Kacheln an der Wand hinter dem Herd hatte. In Köln hatte ich abwaschbaren Anstrich. Nie aber habe ich Tapete in der Küche gehabt. Das verbindet sich bei mir immer mit der Vorstellung: Wohnküche armer Leute. Theoretisch ist die heutige Kombination von Küche mit Wohnraum eine Neuauflage dieses Wohnkonzeptes, doch wirklich nur theoretisch. Denn bei den armen Leuten in der Vorkriegszeit gab es keinen Wohnteil, sondern die Küche mit Tisch und Stühlen, war der Gemeinschaftsraum der Familie. Man hatte das so genannte Küchenbuffet, was ich persönlich erst als Erwachsener kennen lernte. Wie ich schon beschrieb, hatte meine Mutter ja eine Reformküche als Vorläufer der Einbauküche. Ich habe keinerlei Erinnerung an andere Küchen der Vorkriegszeit. Die betrat man als Besucher nicht. Sie waren der

Bereich des Personals. Gerade fällt mir die Küche des Haushalts in Höxter ein mit ihrem uralten Grudeherd. Dort mussten wir als Kinder im Krieg mithelfen. Doch an dem Tisch in dieser Küche habe ich nur nach einer Spätstunde (Chor) einmal allein nachgegessen. Sonst wurde der Tisch dort nur für Essensvorbereitungen genutzt.

Ich kam nicht so oft in die Kirche, denn Sonntag mittags sollte auch das Essen rechtzeitig auf dem Tisch sein. Abgesehen davon gab es erst in den letzten Kölner Jahren die Möglichkeit, die kleineren Kinder während des Gottesdienstes betreuen zu lassen, aber meine Jüngsten fremdelten zu sehr. Außer am Heiligen Abend nahm man kleine Kinder nicht mit in die Kirche. Bei Svens Taufe musste ich sogar in der Sakristei warten, weil der Kleine so unruhig war. Ich war tieftraurig. Ich dachte daran, dass in der Bibel steht: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Wieder einmal standen Mutter und Kind außen vor. Mein Mann „nahm sich das Recht“ relativ regelmäßig die Kirche zu besuchen und wurde in den Kirchenvorstand gewählt. Ich habe das so krass ausgedrückt, wie ich es empfand. Auch sonntags konnte er sich so vor der Hausarbeit drücken = so sah für mich seine Frömmigkeit aus. Auch in der Gemeinde hatte er die Möglichkeit anerkannt zu werden. Ich bin ein bisschen traurig, dass mich die „Nur-Hausfrauenrolle“ verbittert hatte. Nach wie vor versuche ich, den Aufwand häuslicher Bemühungen als Leistung darzustellen, die ich in mir selbst auch nicht als wirklich produktiv empfinden konnte. Gesellschaftlich anerkannt ist das häusliche Wirken nicht. „Sie führte ein großes Haus“ sagte man früher und meinte damit, dass die Dame das Personal anleitete, die Arbeit zu tun. In meinen Ehejahren war offiziell der Mann Haushaltsvorstand. Dass eine intelligente Nur-Hausfrau sich ebenbürtig fühlte, ist nur selbstverständlich. Leider brachten die „Emanzen“ die Gleichberechtigung wieder in Misskredit, weil sie „gleichberechtigt“ mit „gleich“ verwechselten. Frau im emotionalen Sinne wollte ich jedenfalls sein. Doch das ist hier nicht das Thema.

Die Zwillinge lernten wie erwähnt Trompete und Tuba beim Posaunenchor der Kirche. Ob sie in Köln schon öffentlich mitspielten, erinnere ich nicht. Über das Schulmusikwerk lernte Odilo das Fagottspiel. Er spielte im Jugendorchester des Schulmusikwerks. Natürlich wollte ich seine Leistungen auch anhören bei öffentlichen Auftritten. Welche Probleme es mit sich brachte, den Kindern und ihren Aktivitäten gerecht zu werden, zeigt die Episode, die mir als Dokumentation für die ständige Überforderung der kinderreichen Mutter erinnerlich ist, obwohl die Schilderung eher komisch wirkt. Ich fuhr sonntags vormittags in den Rheinpark mit den zu hütenden Kleinkindern, um meinen Ältesten in seinem Orchester spielen zu sehen. Ich konnte ihn nicht ausmachen unter den Spielern, wählte ihn wegen seiner Körpergröße verdeckt durch die vor ihm Stehenden. Doch die Pause zeigte: Er war wirklich nicht da. Zu Hause fand ich ihn im Bett: Er hatte verschlafen. Als ich auf den Balkon ging, wo Carena im Bettchen spielte, fiel mir auf, dass

diese noch den Nachtanzug trug und ich vergessen hatte, die zweite Mahlzeit zu füttern. Wahrscheinlich ist dies das einzige Mahl gewesen, wo mir so etwas passierte: Es schien mir selbst unverzeihlich! Wenn ich das so niederschreibe fällt mir auf, dass ich ja immer ganz allein für den Haushalt Verantwortung trug, obwohl der Papa ja auch zu Hause gewesen sein müsste? Doch da mein Mann abends meist spät nach Hause kam, samstags, sonntags oft Musterhausdienst machte, war die Haushaltsorganisation allein meine Angelegenheit, Mann und Kinder wurden mehr oder weniger spontan zu Hilfeleistungen herangezogen. Es waren immer Reparaturen fällig, im Garten der Komposthaufen umzusetzen oder Steine zu legen und Wühlmäuse zu bekämpfen (die hatten sich unter dem Eingangsockel eingenistet – wir versuchten sie zu vergasen, litten aber nur selbst unter dem Gestank). Die Kinder halfen in der Küche Quarkspeise und Obstsalat richten, samstags und sonntags auch Staub saugen, das Bad putzen und Wäsche falten. Damals war noch samstags Schule (mein jüngster Sohn hatte in seiner gesamten Schulzeit noch samstags Schule). Meine Kinder meinen, sie hätten viel helfen müssen. Für damalige Verhältnisse denke ich, taten sie so viel wie andere Kinder auch. Heute ist das anders. Oft fassen die Kinder gar nicht mehr zu. Vielfach ist die Haushaltsführung eine andere. Berufstätige Elternpaare verwenden Fertigprodukte in der Küche, es gibt keine großen Backorgien und Einkoch-Albträume. Wenn keiner am Tag in der Wohnung ist, entsteht weniger Schmutz und Unordnung, wobei letztere teils als Normalzustand angesehen wird. Früher und Heute konnte man nie vergleichen. Die Zeiten ändern sich. Mein Mann sagte noch: „Ihr müsstet mal einen Krieg erleben!“ – diesen Ausspruch hasste ich, weil ich meinen Kindern das als Letztes gewünscht hätte. Elfrun erinnerte mich daran, dass ich sie auch die Aufnahmeprüfung für das Musikgymnasium machen ließ. Sie wurde aber nicht genommen. In den letzten Jahren in Köln mussten Elfrun und Angela zu einem anderen Klavierlehrer gebracht werden. Paul Traut war in den Ruhestand gegangen. Varuna hatte Klavierunterricht bei einer Lehrerin, die wir über das Schulmusikwerk vermittelt bekamen. Diese Pädagogin sagte mir nach einem Jahr, dass Klavier für das Kind nicht das geeignete Instrument sei und sie besser ein einhöriges Instrument spielen solle. Ich war mit Varunas Fortschritten sehr zufrieden gewesen, denke, aber die Lehrerin konnte Schwierigkeiten diagnostizieren, die mir entgingen. Tatsächlich ist eine Koordination von Bassnoten mit der linken Hand, Violinschlüssel rechts gespielt und jeweils anderer Rhythmus, andere Notenwerte, andere Pausen eine Gehirnleistung, die faszinierend scheint und sicher nicht mit jeder Genkonstellation erbracht werden kann.



ein Kuller
hah mit
mit nicht
a orange
ies Kies
wofst an
ein = m
al . . .

Torulf hatte das Klavierspielen aufgegeben, aber – wie schon erwähnt – das Schlagzeugspielen beibehalten. In einer Zeitung las ich in eine Anzeige, dass ein Schlagzeugspieler in Köln-Vingst gesucht wurde. Damals habe ich gestaunt, dass ein Akkordeonorchester auch einen Schlagzeuger hat. Ich hatte keine Ahnung von Akkordeonorchestern. Ich hatte Harmonikamusik bislang nur von Solisten gehört. Torulf mochte sich nicht alleine vorstellen. Ich habe angerufen und gefragt und ihn das erste Mal hingebacht. Eine öffentliche Aufführung muss in dieser Zeit nicht gewesen sein. Jedenfalls hat er dort das Zusammenspiel im Orchester erstmals praktiziert.

Mit meiner Nichte Ragnhilt und Ronald machte ich einen Paris-Trip. Es war ein Abiturgeschenk für mein Patenkind. Sorgfältig ausgesucht hatte ich aus einem Campingführer einen Platz, den ich zentral gelegen wähnte, bis sich nach langem Suchen herausstellte, dass der Straßename auch in einem Vorort vergeben war. Die Passanten, die ich mit meinem mangelhaften Französisch fragte, haben meist gegrinst, wenn ich den Namen dieser Lokalität aussprach. Als unser Zeltplatz endlich in Sicht war, ging mir ein Licht auf, als ein künstlicher Storch auf dem Dach der Rezeption thronte: „La cigogne“ – natürlich von ciconia = der Storch kam der Name. Die Lage war romantisch an der Marne. Doch wir zahlten in der Pariser City immense Parkgebühren bei der Besichtigung von Notre-Dame usw. Auf den Eiffelturm bin ich nicht mitgegangen, erst bei meinem dritten Parisbesuch, als ich sicher wusste, dass oben verglast ist. Jeder Parisbesuch präsentiert in meiner Erinnerung eine andere Stadt. Bei diesem Frankreichaufenthalt sorgte ein stottern-der Motor für Aufregung, weil der Wagen ab und zu mitten im dichten Verkehr stehen blieb. Balbucer = stottern fand ich im Wörterbuch, und die Werkstatt die Ursache: eine Luftblase im Benzinschlauch. Tatsächlich war es leicht die Ursache der Störung zu beheben. Die Tankstelle wollte nicht einmal etwas berechnen, so dass ich nur ein Trinkgeld gab.

8

Anfang 1971 eröffnete Gernot mir, dass er Geschäftsführer bei der Koppe KG werden sollte. Diese Stelle erfordere aber auch einen Umzug nach Mainz/Wiesbaden. Ich wollte das erst überhaupt nicht akzeptieren: Endlich hatten wir in Köln quasi eine Art Heimat gefunden, nachdem wir immer nur ca. 3 Jahre in Städten gewohnt hatten, die uns fremd geblieben waren. Obwohl unser Haus trotz ausgebautem Keller viel zu klein war für unsere Großfamilie, hatten wir uns arrangiert. Es hört sich ein wenig theatralisch an, aber für mich war dieses Haus immer das Gebäude gewesen, in dem wir nun den Rest unseres Lebens verbringen würden. Das war und ist meist noch so deutsche Gewohnheit. In England und den USA kauft man sich erst ein kleines Haus, dann ein größeres und zieht eventuell im Ruhestand noch einmal um nach Florida. Ich hatte große Probleme mit einer Veränderung, zumal unsere Beziehung zu diesem Zeitpunkt durch die Schwierigkeiten mit unserem ältesten Sohn belastet war. Mein Hauptargument war damals, dass ich endlich einen Bekanntenkreis gefunden hätte. Später stellte sich heraus, dass gerade diese „Freunde“ auch aus beruflichen Gründen fortzogen, wie die Pastorin Heinemann, der Pfarrer Klimek und die Familie Schulze Buxloh mit ihren fünf Kindern. Nachträglich ist mir aufgefallen, wie lose diese Verbindungen waren – mehr Zweckgemeinschaften – außer mit Ilse Heinemann, die mir eine wirkliche Freundin wurde. Heute werden schneller Kontakte geknüpft, die aber durch Umzug o. ä. genauso wieder abreißen. Mein Mann konnte mich jedenfalls mit dem Versprechen eines größeren Hauses und eines höheren Gehalts schließlich überreden, den Neuanfang woanders gut zu finden. Ich weiß nicht mehr genau, ab wann Gernot die ganze Woche in Mainz wohnte und nur am Wochenende heimkam. Er bezog ein größeres Appartement, für das er auch ein aufwändiges Anbaumöbel-Programm erstand, was später in unser Atelierzimmer integriert wurde. Bei der Anschaffung gab es Ärger, weil wir zusammen Sparsameres ausgesucht hatten und er dann das teure Mobiliar ohne Absprache kaufte – ER wohne ja darin und es sei dann für das neue Haus gut. Die Schränke haben mir gefallen, nicht aber der Marmortisch und die helle Sitzgarnitur, die mit dem cremefarbenen Kordbezug so unpraktisch war. Wieder einmal hatte das autoritäre Verhalten meines Mannes unser Zusammenleben empfindlich gestört. Er verdiente das Geld und konnte entscheiden, wenn er sich etwas kaufen wollte. Ich musste mich mit ihm arrangieren,

wenn es um gemeinsame Anschaffungen ging. Natürlich habe ich immer versucht, meinen Geschmack durchzusetzen. Schließlich war ich ja auch zu Hause den ganzen Tag mit der Einrichtung konfrontiert. Bis in diese 70er Jahre hatten wir uns sowieso nur „das Beste vom Billigsten“ leisten können. Da tat es weh, wenn der Partner sich allein etwas aussuchen und wohnen konnte, wie es ihm gefiel. Irgendwann habe ich mit Gernot in Mainz telefoniert und gesagt, ich wolle mich scheiden lassen. Was der direkte Anlass war, weiß ich nicht. Er hat geweint, denn er hing an der Familie und den Kindern. Seine Tränen haben mir bedeutet, dass unsere Partnerschaft trotz aller Schwierigkeiten immer noch auf Liebe gegründet war.

Wir trafen uns in Mainz, um verschiedene Bauplätze anzusehen. Mir haben alle nicht gefallen. Hinter unserem Grundstück in Köln war Wald angepflanzt worden, wir blickten vom Balkon aus auf hohe Bäume und die Kiesgrube, lauschten im Mai den Nachtigallen und hörten die spitzen Rufe der Fasane. Ich wollte – wenn wir schon umziehen mussten – nicht ein kleines Grundstück, wo mir „der Nachbar in die Suppe spuckt“ – so habe ich das immer ausgedrückt. Ich verwarf alles, was mein Mann projektiert hatte. Spät nachmittags fuhren wir über Wallau die schöne Alleenstraße nach Langenhain hoch, wo die Westtreubau (Tochterfirma) den zweiten Teil einer Siedlungsbebauung durchführte. Gerade lag für die Einzelhäuser der Randbebauung die Genehmigung vor. Bei sinkender Sonne bestaunte ich den Bahai-Tempel und meinte zum ersten Mal an diesem Tag, dass ich mir vorstellen könnte, hier zu wohnen. Grundstücke zum Wald hin haben wir einige Wochen später noch angesehen, aber wegen ihrer Nordlage verworfen. So wurde beschlossen, die beiden Endgrundstücke aus der geplanten Bebauung wieder heraus zu nehmen und dort für ein angepasst größeres Haus die Genehmigung zu beantragen. Gernots Firma hatte schon einmal ein solch größeres Haus im gleichen Stil in Bensberg gebaut. Wir sahen uns dieses fertige Objekt an, haben für unsere Zwecke noch familiengerechte Änderungen vornehmen lassen. Damals hat man eine einheitliche Bebauung gut befunden. Eine Baugesellschaft konnte natürlich auch viel preiswerter sein, wenn Firmen mehrere Häuser nach gleichem Bauplan mit gleichen Elementen errichten ließen. Wenn ich mir heute Siedlungen ansehe, in denen die unterschiedlichsten architektonischen Vorstellungen verwirklicht werden, finde ich das interessanter. Trotzdem kann man mit einer einheitlichen Bebauung auch Aspekte erzielen, die an die Urbanität historischer Altstädte anknüpfen. Dass unser Haus absolut nicht meinen damaligen Vorstellungen vom „Traumhaus“ entsprach, stört mich bis heute. Dennoch würde ich heute von einem ganz anderen Bauwerk schwärmen als 1972. Dass sich meine Schönheitsideale auch in der Architektur der ständig wechselnden Mode anpassen, werfe ich mir oft selbst vor. Die Liebe zum Gradlinigen, Unverschnörkelten blieb jedoch bestimmend. Das Mobiliar hätte ich oft gern komplett ausgetauscht und lache mich selbst

aus, dass ich heute die Stücke, die ich in der Kölner Zeit bedauerte finanziell nicht erschwingen zu können, gar nicht besitzen möchte.

Der Bau war geplant, wir fuhren bei schönem Wetter einen Nachmittag von Köln nach Langenhain und nahmen auch an einer Andacht im Bahai-Tempel teil. Ich erinnere noch die kleine Maleika schlafend bei den Lesungen. Ilse Heinemann war auf der Tour mit. Wir unterhielten uns über eine Bibelstelle im alten Testament, wo es heißt, dass Wolle nicht mit Baumwolle verarbeitet werden soll. Ihr war das noch nicht aufgefallen, und sie fand später auch in Sekundärliteratur keine Kommentare. Verbote in den Religionen hatten meist ganz reale Gründe, z. B. der Hygiene. Reine Baumwolltextilien konnte man kochen, so hatte man „sterile“ Unterbekleidung. Aus Wolle war die Oberbekleidung, die kaum oder wenn nur kalt gereinigt werden kann. Ich weiß nicht, warum ich damals in der Bibel auf diese Aussage stieß.

Es war so ein fröhlicher Tag mit Vorfreude auf ein schönes neues Daheim. Nur Odilo – damals schon Bundeswehrsoldat bei den Gebirgsjägern – war genervt, weil er zu Hause die 3/4 Jahre alte Dunja versorgen sollte und die Kleine bei ihm nur gebrüllt hat. Dunja war wirklich schwierig mit ihrem Fremdeln. Schon als vier Monate altes Baby schrie sie, als meine Zwillingsschwester ans Körbchen trat und „erlaubte“ auch ihrer eigenen Mutter nicht das Gespräch mit der Nachbarin, als die Kleine später im Kinderwagen gefahren wurde. Dunjas Papa durfte sie nicht auf den Schoß nehmen in der Zeit, wo er nur am Wochenende zugegen war – wahrhaftig hart für einen kinderlieben Vater. Odilo saß künftig bei seinen Besuchen am anderen Ende des Tisches, wo sie ihn nicht ansehen konnte vom beigestellten Kinderstühlchen aus.

Gernot reiste im Juli mit einem Teil der Kinder wie üblich zum Bodensee. Allard, Varuna und die kleineren Geschwister fuhren mit dem VW-Bus mit dem Boot auf dem Dachgepäckträger. Wir machten nie eine große Verabschiederei, ich glaube es war alles abends zuvor gepackt und sie starteten, als ich morgens noch im Bett lag. Ich habe Varuna nie wieder gesehen. Sie ist in der Nähe vom Silvrettasee tödlich verunglückt. Mit ihrem Bruder kletterte sie in den Bergen, als ihr Vater und Tante Eva mit den Kleinen eine Schiffstour machte. Man hatte eine feste Zeit für einen bestimmten Treffpunkt ausgemacht. Die beiden Wanderer hatten sich verstiegen. Varuna war sehr sportlich. Auf schmalen Pfad reicht aber ein loser Stein für einen Fehltritt. Mit dem Hubschrauber hat man das tote Kind geborgen. Es war der 16. Juli, Ronalds Geburtstag. Mit seinen Freunden saßen wir beim Abendessen, als Gernot anrief. Ein Kind zu verlieren ist schlimm für eine Mutter – das kann man nicht beschreiben. Ich weiß nicht, wie ich die ersten Tage überstanden habe. Ich wachte morgens mit verweinten Augen auf. Ein wolkenloser blauer Himmel ließ die Sonne aufgehen, als sei alles so wie immer – Welch ein Hohn! Ich lehnte es ab, dass eine Nachbarin in der ersten Nacht bei mir blieb. Ich

weiß jetzt, dass man niemals eine Mutter in so einer Nacht allein lassen dürfte. In meiner Verzweiflung schrieb ich ein Gedicht. Wenn ich in einem Film so eine Situation gespielt sehen würde, hätte ich geglaubt, das ist nicht real.

Ich saß auf einer Bank auf dem Friedhof mutterseelenallein und wartete auf den überführten Leichnam. Irgendwann ist Odilo durch das Tor gekommen. Ich weiß nicht, wer zu Hause auf Carena und Dunja aufgepasst hat und wer gekocht hat. Gernot ist später vom Bodensee gekommen. Meine Schwester mit Antje kamen zur Beerdigung. Wie regelte ich das Begräbnis, gab es eine Todesanzeige? Ich war selbst wie tot. Bei der Beerdigung starrte ich immer auf die gelben Schuhe der Sportlehrerin, deren Familie Varuna im Frühjahr zum Skifahren mitgenommen hatte. Ich weiß nicht, wie ich gekleidet war, nur dass Gernot und ich Arm in Arm wie verlassen hinter dem Sarg hergingen. Die vielen anderen Menschen waren ja hinter uns. Vage erinnere ich mich, wie sich Ilse Heinemann freute, im Urlaubshotel meine Stimme zu hören und ihre vor Entsetzen versagende Stimme, als ich nur flüsterte: „Varuna ist tot“. Sie hat mir später gesagt, SIE hätte mein Kind nicht beerdigen können. Zwischen Gernot und mir stand die Frage nach seiner Verantwortung für den Tod unserer Tochter. Da ich selbst nicht schwindelfrei war, habe ich riskante Unternehmungen verboten. Doch habe ich meinem Mann nie ernsthaft eine Schuld zugewiesen. (Zeitlebens hatte ich den Albtraum ein Kind auf meinem Arm fiele mir vom Balkon, den meine kleinen Kinder nie allein betreten durften.) Weinend haben wir miteinander geschlafen, einziger gemeinsamer Trost.

Das Leben ging weiter. Ich konnte die notwendige Arbeit verrichten, sorgte mich um Allard, der bei dem Unglück dabei gewesen war, informierte seine Lehrerin bei Schulbeginn. Carena, zwei Jahre alt, bekam hohes Fieber. Der Arzt konnte keine Ursache feststellen. Sie lag bei mir im Bett. Ich rettete mich in meine Sorge um dieses Kind. Sie behielt das Recht, nachts ab und an im Ehebett schlafen zu dürfen, auch als ihr Fieber ohne Diagnose abklang.

Ronald hatte sich für den Schüleraustausch in die USA beworben. Sein Englisch war mangelhaft als dritte Fremdsprache im humanistischen Gymnasium. Ich half ihm bei den Bewerbungen. Er hat einmal sein fehlerhaftes Englisch verteidigt mit den Worten: „Mein natürliches Sprachgefühl sagt mir aber ...“ Das wurde bei uns zum „geflügelten“ Wort. Ronald hatte nicht damit gerechnet, dass er für den Austausch nach einer Auswahlprüfung wirklich genommen werden würde und wollte einen Rückzieher machen, als er fahren sollte, wobei er auch den Tod seiner Schwester anführte. Er ist trotz allem – er wechselte einmal die Familie – in den USA gut zurecht gekommen und sieht rückblickend diese Erfahrung als sehr positiv.

Er hatte damals in Columbus/Ohio keinen anderen Deutschen zum Reden und muss mit seinen schlechten Englischkenntnissen anfangs wirklich große Schwierigkeiten gehabt haben. Doch er machte den High-School-Abschluss mit besten

Noten, lernte Englisch/Spanisch und machte den theoretischen Flugschein. Taschengeld verdiente er durch Arbeit in einer Pizzeria. Er hat dann ohne ein Jahr zu verlieren sein Abitur am humanistischen Gymnasium machen können, obwohl in den USA in den Hauptfächern nicht unterrichtet wurde. Ich sprach mit dem Schuldirektor über eine mögliche Umschulung auf ein neusprachliches Gymnasium mit Englisch als Prüfungssprache. Damals erklärte mir dieser Direktor, dass nicht das Erlernen der Umgangssprache das Ziel des Unterrichts sei, sondern das Verständnis für die Kultur und die Geschichte des Landes. Das trifft natürlich für tote Sprachen wie Latein und Griechisch zu. Von diesen klassischen Bildungsidealen rückte ich damals schon ab und stufte das für das Alltagsleben wichtige Schulwissen höher ein. Zwar hatte ich meinen Söhnen ermöglichen wollen, eine humanistische Bildung zu erwerben, die ich selbst gern gehabt hätte und vermisste, merkte zu der Zeit aber, dass die Fülle neuer Erkenntnisse in den Naturwissenschaften die Beschäftigung mit der Antike logischerweise zurückdrängen musste. Mir war es vordringlich um das Erlernen von Latein als erster Fremdsprache gegangen, weil ein Teil des Grundwortschatzes in den europäischen Hauptsprachen Englisch, Französisch, Spanisch lateinischen Ursprung ist. Da ich selbst Latein als Unterrichtsfach besonders schätzte, habe ich den praktischen Nutzen zum Erlernen anderer Fremdsprachen vielleicht überschätzt. Die beiden Ältesten haben mir einmal gesagt, dass sie in ihrer humanistischen Bildung keinen Vorteil sähen. Ich selbst habe manches Mal in Diskussionen positive Aspekte ihrer schulischen Beeinflussung gesehen und fühlte mich nachträglich bestätigt in der Wahl dieser Schule für meine Kinder. Natürlich hatte bei der Schulwahl die Tradition eine Rolle gespielt, denn die humanistische Bildung von Vater und Schwiegervater hatte ich immer bewundert.

Ich war wieder schwanger. Diese Aussicht auf neues Leben war ein Hoffnungs-schimmer ganz insgeheim, denn ich sprach nie – damals gab es noch keine Schwangerschaftstests, die man heute in jeder Apotheke kaufen kann – ohne eine feste Gewissheit über ein keimendes Leben. Da ich die Enttäuschung der Fehlgeburten erlebt hatte, konnte ich mich erst richtig auf ein Kind freuen, wenn ich die ersten Bewegungen des Kindes spürte. Obwohl ich in der Lage war, den familiären Verpflichtungen nachzukommen, muss damals mein Lebenswille gebrochen gewesen sein. Als ich ein von Varuna getöpftes Krokodil abholte, wollte mich die Klassenlehrerin mit den Worten trösten, ich hätte doch noch so viele andere Kinder. Ich habe nachträglich oft gesagt, dass ich heute so selbstbewusst wäre, ihr eine Ohrfeige zu geben. Doch es war gut, dass ich nicht so reagierte. Die Lehrerin war sich der Tragweite ihrer Bemerkung gar nicht bewusst. Was soll man auch einer Mutter sagen, die ein Kind verloren hat? Es war mein Kind, wie jedes Kind einer Mutter, keine 1/15 Liebe oder wie bei anderen – je nach Kinderzahl ein 1/2, 1/3 ... – jeder Tag blendet in jede Handlung den verlorenen Menschen ein.

Wir hatten Varuna zu Ronalds Schlussball mitgenommen gehabt. Ein Abendkleid, das wir von einer befreundeten Einzelhändlerin bekommen hatten, hatte ich für das Mädchen passend genäht, silberfarben mit Pailletten, wir hatten ein schönes Foto von ihr bei einem Fotografen erstanden, der wie auch heute bei solchen Festen Bilder machte. Ich bestellte für uns alle dieses letzte Foto als Erinnerung, habe aber lange die Vergrößerung im Schrank liegen lassen, bis ich es ertragen konnte ohne Tränen ihr Bild an der Wand hängen zu sehen. Dieses Kind hatte doch noch so gar nichts vom Leben gehabt. – – das war mir am allerschlimmsten – noch keine große Liebe. (Aber auch nicht das Leid der Enttäuschung!) Ich hatte das Gefühl, ich hätte nur dieses Kind richtig geliebt und machte mir gleichzeitig Vorwürfe, die anderen Kinder nicht genug zu lieben, weil meine Gedanken immer bei der Toten weilten.

Sechs Wochen nach Varunas Tod hatte ich eine andere Mutter im Auto mitgenommen zu einer Elternversammlung. Auf der Rückfahrt hielt ich kurz hinter der Einfahrt zum Marbergweg, um sie aussteigen zu lassen. Wir wechselten noch ein paar Worte, als ich im Rückspiegel einen Wagen um die Ecke kommen sah. An der Art, wie die Wagenlichter aufblitzten, konnte ich erkennen: Das Auto wird aufprallen. „Gott sei Dank, nun ist alles zu Ende“, dachte ich, als es krachte. Mein Auto hatte Totalschaden, uns beiden war aber nichts passiert. Doch ich bekam einige Tage später Blutungen und verlor das Baby, obwohl der Arzt im Krankenhaus noch versuchte, die Schwangerschaft zu erhalten. Wie tief meine Verzweiflung gewesen ist, weiß ich durch diesen Unfall, wo ich den Tod als Erlösung erhoffte. Nun lag ich im Hospital, nochmals „geschlagen“. Ich weinte nur. Damals kam aus Amerika Valium als Medikament zu uns. Mein moderner Arzt gab es zur Linderung. Die Tränen flossen weiter, doch der Seelenschmerz wich hinter einem sanften Nebel zurück und brachte leichten Schlaf. Als ich aus dem Krankenhaus entlassen wurde, bekam ich ein Rezept für die weitere Medikation mit dieser Droge. Es half mir. – Irgendwann hat sich mein gesunder Menschenverstand gerade noch rechtzeitig eingeschaltet. Ich stand in der Küche – ich weiß noch genau – da dämmerte mir: „Das Zeug macht süchtig“. (Bald wurde das auch medizinisch erkannt.) Ich kann nicht schildern, wieso mir der beruhigende Nebel der Droge plötzlich unangenehm wurde und ich den Mut fand, mich dem Schrecken des Erlebten ungeschützt entgegenzustellen. Der Lebenswille war zurückgekehrt und hat mich auch noch mit einer weiteren Fehlgeburt fertig werden lassen.

Ich saß im Gerichtssaal, als der Fahrer des Unfallwagens wegen Trunkenheit am Steuer verurteilt wurde. (Er war durch den Vorgarten des Eckhauses gerast.) Sein Anwalt plädierte dafür, seinem Mandanten den Führerschein zu lassen, weil er ihn doch beruflich brauche, obwohl der Mann schon einmal betrunken einen Unfall verursacht hatte (Damals verstand ich das Wort „Winkeladvokat“ mit seiner Herabwürdigung des Juristen). Ich bekam ein Schmerzensgeld zugesprochen.

– – Ich fand es schlimm, das Geld zu nehmen – beinahe als hätte ich ein Baby verkauft. In dieser ganzen Situation hat mich der von mir nie gewollte Umzug zusätzlich bedrückt. Ich erinnere mich noch, wie ich weinend bei einem Besuch von Tante Eva aus dem Wohnzimmer lief und schrie: „Ich will doch gar nicht weg, ich will doch alles nicht ...“ Ein Vater kommt im Regelfall wahrscheinlich doch leichter über den Verlust eines Kindes weg als die Mutter mit der körperlichen Bindung durch Schwangerschaft und Stillzeit. Mir kommt es heute ganz unwahrscheinlich vor, dass ich es geschafft habe, diese harte Zeit zu durchstehen mit all diesen immensen Anforderungen.

Mehr als 2 Jahre führten wir eine so genannte Wochenend-Ehe. So lange hat es gedauert, bis das neue Familiendomizil bezogen werden konnte. Unserer Beziehung hat diese partielle Trennung eher gut getan, weil ich im Haushalt und der Erziehung der Kinder weitgehend allein bestimmen konnte. Wir haben telefonisch aus der Distanz mehr Probleme gemeinsam besprochen und zu lösen versucht, als es uns bei ständigem Zusammensein möglich war, wenn wir beide überfordert und gereizt mit unseren verschiedenen Ansichten aufeinander prallten. Die Wochenenden erinnere ich sogar als ruhig, besinnlich und gemütlich, was wohl eher daran liegt, dass es mir gelingt die positiven Erlebnisse der Vergangenheit in den Vordergrund der Erinnerungen zu platzieren und die negativen im Hintergrund verblassen. Als ich endlich wieder eine Schwangerschaft über die kritischen ersten 4 Monate durchgestanden hatte, durchlebte ich eine Phase von Glück und Dankbarkeit nach dieser schrecklichen Zeit des Verlustes. Symbolisch dafür steht das Bild eines Sonntagnachmittags in Altenberg an einem dämmrigen November-



tag, den mein Mann und ich im Café am Domplatz allein und ohne Kinder bei Kaffee und Kuchen verbrachten. Die Erinnerung projiziert einen goldenen Rahmen um das biedermeierliche Bild dieses harmonischen Paares. – Vier oder fünf Mal ist Gernot in diesen Jahren auch auf meinen Wunsch für eine Nacht mitten in der Woche nach Hause gekommen, die wir dann besonders genossen haben.

Torulf und ich holten Ronald nach seinem Gastaufenthalt in den USA in

Hamburg vom Flughafen ab. In der Nähe zelteten wir eine Nacht auf dem Campingplatz. Der Fluglärm war immens. Ronald war gar nicht mehr gewöhnt deutsch zu sprechen. Es war ganz sonderbar. Doch heute geht es mir selbst nach zwei Wochen Auslandsaufenthalt bei der Rückkehr nach Deutschland so, dass ich versehentlich Englisch spreche. Schon um die Abiturzeit träumte ich manchmal englisch und so auch heute bei Auslandsaufenthalten. Schade, dass mein Englisch real nie so flüssig ist wie in den Träumen, wo mir offensichtlich keine Vokabeln fehlen. Faszinierend, wie das Hirn mir vor einigen Tagen meinen 33 Jahre toten Vater nachts erscheinen lässt in seiner typisch rechts geneigten Fehlhaltung mit der Aktentasche und ich auch noch die angerauchte Zigarette verstoßen in der Hand hinterm Rücken verschwinden lasse.

Ich schrieb schon, dass Ronald sich schwer anstrengen musste, das Abitur zu schaffen ohne ein Jahr anhängen zu müssen. In Latein hatte er Nachhilfeunterricht. Seine hervorragende Fähigkeit sich anzupassen und Vorteile zu sehen bewährte sich. In der Mittelstufe hatte er seinen Deutschlehrer angesprochen, was er tun könne, eine 3 in Deutsch statt des vorgesehenen Vierers zu bekommen. Klug antwortete dieser, dass Ronald am nächsten Tag das Alphabet rückwärts aufsagen müsse. Ronald hat wirklich die Energie aufgebracht, diese mühselige Leistung zu erbringen. Richtig hatte dieser Mann erkannt, dass der Zögling wenigstens ehrlich bemüht war. Mich hat dieser Test sehr beeindruckt.

Ich schrieb schon, dass Gernot und ich die Wochenenden gemeinsam genossen, als ich mit Ronja schwanger war. Ich hatte große Mengen Prospekte für Einrichtungsgegenstände zusammengetragen und saß vornehmlich abends im Bett mit den Maßen der Räume und den Katalogen, um zu entscheiden, was neu angeschafft werden sollte. Zimmer neu zu möblieren fand ich immer interessant. Ich erzählte schon, wie sehr ich bedauerte, nicht jede Modewelle mitmachen zu können. Ich war immer – wie in Kunst und Musik – überwältigt von neuen Formen und Ideen und lache mich noch heute aus, wenn ich mich wieder einmal dabei ertappe, im Geiste aus meinem Wohnzimmer einen völlig neuen Raum mit modernstem Mobiliar erstehen zu lassen. Damals konnte ich erstmals finanziell etwas großzügiger planen, wenn auch die Tatsache, für wie viele Menschen das Mobiliar reichen sollte, das Träumen wiederum auf die Realität zurück projizierte. Bei Einrichtungsgegenständen weiß man, dass die Entscheidung für einen Gegenstand für Jahrzehnte, wenn nicht gar fürs ganze Leben gültig ist. Beim Gedanken an einen Nierentisch verzieht sich mein Gesicht zu einem ironischen Grinsen. Wir bekamen – von wem eigentlich? – einen ganz kleinen geschenkt und konnten ihn später als Blumenständer unschädlich in die Ecke verbannen, bis ihn Kai als historisches Stück mitnahm. Gottlob hat mir der von den Eltern schon geprägte Sinn für Geradliniges ohne Schnörkel geholfen, neutrale Formen zu bevorzugen, die modischen Veränderungen leidlich stand halten. Erstmals konnten

wir uns einige Gegenstände in gehobener Preisklasse aussuchen. Es war eine Wohnwand und der Einbauschränk im Elternschlafzimmer – außer der Einbauküche, an der auch nicht gespart wurde – für die wir Prospekte anspruchsvoller Anbieter einholten. Unsere Designo-Wohnwand in Mooreiche war eine kostspielige Entscheidung, die später quasi noch „prämiert“ wurde, als Ronald und Frau Jahre danach aus allen Prospekten wieder eine solche Regalwand für ihr Wohnzimmer erkoren. Wir haben alle zusammen gelacht, wie toll dieses Möbelstück doch sein muss. – – Ich hatte damals das Problem, dass offene Regale meinem Sinn für Ordnung und Sauberkeit widersprachen. Ich wollte nichts, was durch Gegenstände Unruhe verbreitete und verstaubte. Doch an dieser Stelle im großen Raum war eine aufgelockerte Regalwand angezeigt. Dass empfinde ich nach Jahren noch so, wenn mir auch ab und zu eine radikale Reduktion der Gegenstände nötig erscheint. – Die Abende, die ich mit den Katalogen im Bett sitzend verbrachte, sind für mich wie genussvolle Ferientage in Erinnerung. Auch heute noch ist das Umblättern eines Katalogs u. U. für mich wie eine lustvolle Erfüllung geheimer Wünsche. Die sichere neue Schwangerschaft hatte mir wieder Lebensmut gegeben. Die innenarchitektonische Planung des neuen Hauses war ein zukunftsorientierter Schritt nach vorn in einen neuen Lebensabschnitt.

1972 feierten wir zum letzten Mal Weihnachten im Kölner Haus. Wie üblich gab es Heilig Abend mittags Karpfen. Diese sächsische Sitte haben wir zu Lebzeiten meines Mannes beibehalten, obwohl die Kinder wegen der Gräten schimpften. Große Karpfen schmecken modrig, wie wir einmal bei einem Prachtexemplar feststellen mussten. Bei unserer Familiengröße musste der Fisch ja schon ein gewisses Gewicht haben. In jenem Jahr hatte ich das fix und fertig ausgenommene Tier gerade mit kochendem Essig begießen wollen, um es wie gewohnt blau zu kochen, als der tote Fisch sich aufbäumte und – wie es mir meine Mutter oft geschildert, der ich aber nicht geglaubt hatte – anfang zu zappeln. Odilo war damals Soldat bei den Gebirgsjägern und zum Fest zu Hause. Ich rief ihn zu Hilfe. Er legte ein Trockentuch auf den Fisch, ehe er mit dem Fleischklopfers zuschlug. Irgendwann muss der Karpfen still gehalten haben, – gerade denke ich darüber nach, dass in Kochbüchern keinerlei praktische Ratschläge für solche Situationen gegeben werden, die sicher manchem Koch oder Köchin den Appetit verschlagen können.

In der heiligen Nacht besuchten wir die Messe im Kölner Dom. Es war irre voll. Wir hatten die urigen Camping-Klappstühlchen dabei, so dass wir uns hinsetzen konnten. Ich selbst habe als Schwangere einen Platz bekommen.

Mit Ronald und seinem Freund ging ich in ein ganz verrücktes Theaterstück. Gleich am Anfang wurden Pornos durch die Reihen gegeben. Diese Provokation blieb mir erinnerlich und dass ich, wie fast immer bei schockierend Modernem, die Aufführung hoch interessant fand. Ich fühlte mich wohl mit der Generation der

ältesten Kinder. Wenn ich das Haus verließ, fiel die Mutterrolle von mir ab wie die abgelegte Schürze. Ich fühlte mich unternehmungslustig und beinahe übermütig wie ein junges Mädchen. Als ich in einer Großhandlung Gardinen kaufte und zu nähen orderte, hielt die Angestellte meinen Zweitältesten für meinen Mann. Ich empfand dies als großes Kompliment kurz nach der Geburt des 16. Kindes. Ronald aber war entsetzt.

Ich hatte in dieser Schwangerschaft über 25 Kilo zugenommen und nach der Geburt noch 68 Kilo gewogen. 6 Wochen später hatte ich schon 4 Kilo weniger, als ich zur letzten Untersuchung beim Frauenarzt in Bensberg im Krankenhaus war. Dieser Arzt nahm mich nach der Geburt auf dem Korridor beiseite und sagte mir, dass er mir keine Privatrechnung für die Entbindung stellen werde, weil es ihm Freude bereitet hätte, mir nochmals bei der Geburt eines gesunden Kindes zu helfen. Leider hat von diesem Geschenk nur meine private Krankenkasse profitiert, die die Rechnung ja beglichen hätte: Doch das mochte ich ihm nicht sagen. Ich habe mich trotzdem sehr gefreut – aber ich denke, er hat eine ganz andere Frau in mir gesehen. – – Übrigens hatte die Hebamme die Geburtsaustrittsnarkose neben die Vene gespritzt. Ich behielt über 6 Wochen einen dicken Arm. Der sonst stets ruhige Arzt hat sogar mit der Schwester geschimpft – erstaunlich, dass ich das trotz allem registrierte. Das Baby wog fast 9 Pfund. Ich habe nach der Geburt immer wieder gefragt, ob es wirklich ein Mädchen sei, schrecklich, wenn man mit den Nachwirkungen der Narkose kämpft und sich dasselbe fragen hört. Ich weinte vor Glück, was die Schwestern nicht verstehen konnten, die versuchten, mich zu beruhigen: Das Kind sei ganz gesund. Obwohl ich unbedingt für die verlorene Tochter wieder ein Mädchen haben wollte, habe ich dieses Kind nie mit der toten Varuna identifiziert. Das Baby war vom ersten Tag an meine kleine Ronja und sah Varuna wohl auch nicht sehr ähnlich. Ich musste dem schweren Kind erst viel aus der Flasche zufüttern. Doch in den Tagen des Umzugs bekam die Kleine genügend Brustmilch trotz der vielen Arbeit. Kurz darauf begann ich aber, Gemüse zuzufüttern.

Elfrun wurde noch in den letzten Kölner Wochen konfirmiert, als ich gerade mit Ronja aus dem Krankenhaus wieder zu Hause war. Ich frage mich heute, wie ich mit dem Festmahl und der ganzen Feierei zurechtkam. Natürlich waren die ältesten Kinder schon brauchbare Hilfen. Doch die Organisation lag in meiner Hand.

Wir sind mehrere Tage umgezogen. Der 17. Juni war damals wegen des DDR-Aufstandes Nationalfeiertag und war einbezogen. Am ersten Tag wurde alles bis auf die Betten und Tagesbedarf Kleidung, Tassen und Teller für jeden gepackt. Die Kücheneinrichtung blieb in Köln und konnte deshalb noch genutzt werden. In den Einbauschränken im Flur vergaßen wir noch ein Federbett u. ä., was Odilo später in seinem riesigen Rucksack als Anhalter mitbrachte. – Die Zwillinge Allard und

Arrigo hatten den Realschulabschluss und waren 14 Tage vor Ferienbeginn schon mit dem Moped nach Langenhain gefahren, um den Einbau der Küche zu beaufsichtigen. Ronald und Torulf sind später ebenfalls im neuen Haus gewesen, um in den beiden größten unteren Räumen Holzverkleidung anzubringen. Ronald hat mein Auto mit Dachgepäckträger benutzt die langen Bretter zu holen. Es muss alles soweit fertig gewesen sein, als wir am Umzugsnachmittag eintrafen. Wir mussten das Aquarium und die Fische selbst transportieren. Auch die großen Scheinbananenstauden nahmen wir im Firmen-VW-Bus mit. Mein Mann hatte als Firmenauto auch einen Mercedes. Wir sind mit diesem hinter dem Möbelwagen hergefahren.

Das Wohnzimmer war komplett neu eingerichtet. Wir hatten 8 mit aprikosenfarbigem Kunststoff (er sah täuschend echt wie Leder aus) bezogene Sessel in einem Möbelcenter in Köln-Rösrath gekauft. Die Firma lieferte die Sessel in den Taunus aus. Diese Sitzmöbel waren sehr preiswert und gefielen uns beiden. Die Designo-Regalwand wurde ebenfalls in das neue Haus geliefert und dort aufgestellt.

Ich fand und finde einzeln an den Fenstern stehende Blumentöpfe spießig und kaufte mir vorher in Köln weiße hochstehende Kästen, in die alle Pflanzen gesetzt wurden, um vor der bodenhohen Fensterwand im Wohnzimmer einen schönen Anblick zu bieten. Das Leben hat mich gelehrt, dass lebende Pflanzen einem ständigen Wandel unterworfen sind. Jede Bepflanzung wird irgendwann zu groß, stirbt ab, trocknet aus, versumpft, verlaust oder ... Nach Jahren fand ich die Plastikkästen der 70er Jahre wiederum auch spießig und ersetzte sie durch runde Container, die für Hydrokultur gedacht waren, von mir aber mit Erde gefüllt wurden.

Wir hatten einen wunderschönen runden Schiefertisch mit Ammoniten in Köln beim exquisiten Möbelhaus Pesch gesehen. Dieses Prachtexemplar kostete fast 2000 DM, war aber genau das, was wir beide optimal fanden – außer den Preis. In Mainz entdeckten wir einen Kupfertisch, der uns auch zusagte, wesentlich billiger war, doch eben nicht das „Traumeinrichtungsstück“. Letztlich war die Entscheidung über dieses Möbelstück bei Ronjas Geburt noch nicht gefallen. – Als mich der glückliche Vater nach der Entbindung besuchte, sprach ich ihn nochmals auf den Tisch an. Eilig wie immer, schon auf dem Sprung, warf er hin: „Dann bestell doch den Tisch bei Pesch!“ – – – Die Tür schloss sich hinter ihm, als ich schon die Krankenhausrezeption anwählte, um mir die Nummer des Möbelhauses herausuchen zu lassen. Der Tisch war noch vorrätig, man hatte auch eine Lieferung in den Taunus kurz vor unserem Einzug, der das Exemplar beigegeben werden konnte. In der Sitzecke lagen riesige Flokati-Teppiche. Natürlich waren sie nach ca. 10 Jahren abgetragen. Doch zum Feste feiern ließen sie sich leichter aufrollen und transportieren und im Winter auf dem Schnee klopfen, als die Berberteppiche, die ich nun habe.

Wohn-, Esszimmer und Küche sind ein riesiger Raum. Der Wohntrakt wurde durch eine große höhere Esstheke abgeteilt (heute ist sie entfernt), zu der wir 8 mittelhohe Barhocker gekauft hatten. So musste der Esstisch nicht voll ausgezogen werden, da die Hälfte der Kinder an der Esstheke aß. Für Frühstück und Nachesser war da auch eine gute Möglichkeit schnell aufzudecken. Beim Mittagessen stellte ich die großen Töpfe auf der Ecke der Theke hin und füllte die Teller nacheinander. Die Jüngsten bekamen immer zuerst, weil sie am langsamsten aßen.

Wir hatten auf den Umzugskisten Aufkleber angebracht, in welchen Stock und welches Zimmer der Inhalt gebracht werden sollte. Ich verlief mich selbst oft, so fremd war mir das große Haus noch. Doch die großen Jungen kannten sich schon aus und halfen den Weg weisen. Ich hatte mir genau überlegt, wie die Küchenschränke eingeräumt werden sollten. So war das Auspacken des Küchengerätes relativ unproblematisch. Für Orlando und Dunja hatten wir neue Möbel in gehobener Preislage bestellt. Anbauteile aus demselben Programm nutzen wir, um das größte Kinderzimmer zu komplettieren. Diese Einrichtungsgegenstände wurden erst am Tag nach dem Einzug geliefert. Die beiden Kinder campierten also in der ersten Nacht auf Matratzen auf dem Boden. Für Arrigos und Svens Zimmer hatten wir eine „Billig-Jugendzimmerwand“ bestellt. Die hat ihren Zweck jahrzehntelang gut erfüllt und ließ sich dann praktisch per Fußtritt für den Sperrmüll entsorgen. Meines Mannes Einrichtung aus der Wohnung in Mainz wurde an diesem zweiten Tag umgezogen. Diese Möbel kamen komplett ins Atelierzimmer. Da mussten natürlich Bücher etc. eingeräumt werden. Die Arbeitszimmermöbel – unser altes Musterringprogramm – kamen in das Gästezimmer. Den Schreibschrank dort verwendete ich weiter für meine privaten Schreibutensilien, habe aber zum Schreiben das Zimmer mit dem erst in Brusthöhe beginnenden Fenster nie genutzt.

Die Gardinen waren bis auf die für die Küche fertig genäht und wurden sofort gehängt. Die Balkonkästen hingen, waren schon bepflanzt mitgenommen und mit neuer Hängevorrichtung ausgerüstet worden. Auf der Terrasse wehten die Blätter der großen Bananenstauden im frischen Taunuswind. Das Schwimmbad war noch nicht ganz fertig und mit einer Bauabsperrungsleine abgesichert, im Leerzustand für die kleinen Kinder mit 1,70 m Tiefe gefährlich. Die Fertiggaragen waren noch nicht da. So standen Kinderfahrzeuge und Fahrräder ums Haus herum, für mich damals unaufgeräumt, für junge Familien ist so etwas heute selbstverständlich. Die letzten unausgepackten Kisten zierten noch einige Tage den Balkon. Die vielen Medikamente von Schwager und Schwiegervater hatten z. B. noch keine Unterbringung gefunden. Für die Flure hatten wir Einbauschränke ausgesucht, deren Kunststoffflächen in Holzcharakter sich vortrefflich bewährt haben. Auch die vielen Kellereinbauten, in denen die Kinder ihre Outdoor-Kleidung und Schuhe hatten, waren fertig gewesen. Natürlich mussten Stangenhöhen usw. noch ange-

passt werden. Im Eingangsflur war eine komplette Garderobenwand eingebaut. Verblendungen wurden teils nachgeliefert. Handwerker blieben Dauerbelästigung. Besonders markant und als ärgerlich empfunden blieb das Neustreichen der Rückwand im Elternschlafzimmer in Erinnerung, als eine verirrte Schwalbe die Tapete in ihrer Angst schrägrunter verschissen hatte.

Ronald hatte das Essen kochen in dieser Zeit übernommen. Nudeln mit Sauce Bolognese aß ich mir damals leid. Doch war es mir ohne Kochstress möglich, die Auf- und Einräumerei in den Zimmer zu überwachen, zumal ich für das Baby ca. 5 Stunden am Tag aus dem Verkehr gezogen war. In der zweiten Woche fand ich Zeit, im Dunkeln abends von der anderen Straßenseite aus zu begutachten, ob man An- und Ausziehen im Schlafzimmer von der Straße aus beobachten konnte, um endgültig auszuschließen, dass Vorhänge angebracht werden mussten. Verhängte Fenster und zugezogene Rollläden rufen in mir das Gefühl hervor, eingeschlossen zu sein. Ich freute mich deshalb, dass dazu keine Notwendigkeit bestand. Damals hatten wir überall weiße lockere Gardinen, – wie damals üblich – in dreifacher Breite. Die riesigen Stoffmengen beim Nassaufhängen nach dem Waschen, diese Auffädelei in der Höhe, wie habe ich das gehasst! Nach und nach trennte ich mich von einem großen Teil dieser Dekorationen, die trotz ihrer luftigen Stoffe Licht wegnahmen. Das Wohnliche, Festliche, das Gardinen ausstrahlen, ist mir bewusst. Manchmal würde diese schmückenden Elemente gern einsetzen, wenn ich nicht wüsste, dass ich mich bald wieder von ihnen befreien möchte. Schwierigkeiten habe ich auch mit dem Aufhängen von Bildern. Als wir in Langenhain alles soweit gerichtet hatten, hätte ich am liebsten nichts an den

Wänden gehabt. Mein Mann sah dies viel unkomplizierter. Wer aber den größten Teil des Tages außer Haus ist, der sieht sich sicher auch nicht so schnell Dekorationen leid. So litt ich oft unter meinem eigenen sich ändernden Geschmack. Ich konnte mich nicht erinnern, dass sich damals irgendwer in unserem Bekanntenkreis Bilder gekauft hätte. Bilder erbt man, oder man bekam sie geschenkt. – Irgendwann kamen Poster auf. Ich beneidete die jungen Leute, die sich diese modernen Großformate aufhängten, hauptsächlich deswegen, nicht so festgelegt zu sein wie ein „etablierter“ Hausstand. Eine Bekannte aus Gernots Nachkriegsmusikkreis, selbst Töpferin, heiratete einen jugoslawischen Künstler. Von ihnen erwarben wir schon in Köln einen Pferdefries. Er gefällt mir heute noch. Er war in einem rohen Holzrahmen, der inzwischen gleichfarbig zum dunklen Tönhintergrund gestrichen ist. Über die Art und Weise sich einzurichten, konnte es zwischen uns Eltern erbitterten Streit geben. Ich warf mei-



Handwritten text in cursive script, partially obscured by the photograph. Visible words include: "Mein", "femou", "s Mein", "gleich", "eine", "Frank", "Lini", "word", "aufge", "rider".

nem Mann spießbürgerlichen Geschmack vor und bezeichnete ihn wegen seiner Vorliebe für altdeutsche Einrichtungsgegenstände als Anhänger des „Gelsenkirchener Barocks“. – Meine Mutter fühlte sich in ihrem Mobiliar bis zu ihrem Lebensende wohl. Sicher ist es praktischer, wenn man nicht ständig über Veränderungen nachdenkt. Doch ich selbst kann, nicht nachvollziehen, dass jemand in billigem Mobiliar der sechziger Jahre wohnen bleibt, der es sich finanziell leisten kann Neues zu kaufen.

Tante Mimi und Onkel Kurt kamen etwa 14 Tage nach dem Einzug von Wiesbaden aus einen Nachmittag zu Besuch. Wir gingen in der Umgebung spazieren. Gernot und ich waren dort zwar in der Bauphase ein- oder zweimal ein wenig gelaufen, doch konnte ich erstmals bei diesem kleinen Rundgang das „Juwel“ unserer Lage so richtig würdigen. Längst ist der Blick von einer Bank, auf der wir damals saßen mit hohen Bäumen zugewachsen. Doch die Aussicht von der Höhe des Tempels ist immer noch phänomenal. Immer wieder entdeckte ich diese oder jene schönen Aspekte neu, in anderem Licht, anderer Stimmung, anderer Jahreszeit. Wenn ich auch oft Heimweh in das Emsland meiner Jugend habe, ist die tolle Naturlage für mich der Grund, hier wohnen zu bleiben. Meiner ehemaligen Klassenlehrerin schrieb ich am Gartentisch, während ich einen äsenden Rehbock beobachtete: Es scheint mir hier wie eine der letzten Oasen der Menschheit. – Wenn ich auch im Winter der Urbanität ihre Reize nicht absprechen kann, säße ich realiter in der gemütlichen Kneipe an der Ecke auch nicht und würde die kulturellen Möglichkeiten nicht mehr nutzen, als das von außerhalb auch möglich ist.

In den ersten Jahren war unser Dorf verkehrsmäßig noch nicht so gut angebunden wie es jetzt ist. Abends fuhren keine Busse mehr. Die Kinder mussten zur Fahrschule, zur Tanzschule o. ä. „gekarrt“ werden. Der Nachwuchs wurde nach und nach 18 und übernahm diese Fahrdienste mit Führerschein. Mutters Auto durfte jeder fahren. Ich habe es sogar erinnerlich zweimal 14 Tage ausgeliehen.

Der Umzugstermin lag schulisch günstig zum Schuljahreswechsel. Ronald hatte sein Abitur, Torulf und die Zwillinge die Mittlere Reife. Torulf sollte die Oberstufe des Gymnasiums in Hofheim besuchen, um doch noch das Abitur zu machen. Arrigo und Allard machten von Köln aus Aufnahmeprüfungen für eine Lehre bei T&N und Siemens in Frankfurt. Mir hatte man diese Ausbildungsbetriebe beim Arbeitsamt als beste benannt. Ich hinterfragte diese Empfehlungen, weil ich mich in den Möglichkeiten technischer Berufe überhaupt nicht auskannte. Nachrichtengerätemechaniker und Informationselektroniker waren mir bislang unbekannte Ausbildungsberufe. Um rechtzeitig morgens an der Prüfung teilnehmen zu können fuhren die beiden abends zuvor nach Frankfurt und übernachteten in der Jugendherberge. Allard hat sich dann doch entschlossen, weiter in die Fachoberschule für Elektrotechnik zu gehen. Für diese Oberstufe bekam er auch

die Empfehlung zum Weiterbesuch. Sie wären beide an beiden Ausbildungsplätzen genommen worden. Arrigo sagte bei T&N zu. Er wurde bald einer der besten Auszubildenden und hatte endlich die Erfolgserlebnisse, die ihm in der Schule bislang versagt geblieben waren. Allard brauchte eine Praktikantenstelle für die 11. Klasse und bekam diese durch Vermittlung unseres neuen Nachbarn bei der Höchst-AG, bei der ein Großteil der Dorf-Bevölkerung „schaffte“ (Hessisch), wie wir bald merkten.

Arrigo musste den ersten Bus nehmen ca. 5:30 Uhr und ging ca. 21:00 Uhr zu Bett. Wir waren wegen der Babys und kleinen Kinder gewöhnt, dass mittags und abends ab 20:00 Uhr laute Geräusche vermieden wurden. Diese Selbstverständlichkeit fiel mir später einmal auf, als ein Besucher abends mit kräftigem Schritt durch den Flur ging. Ich erschrecke mich noch heute, wenn jemand so „nagelt“. In Köln hatten bereits die Sommerferien begonnen, als wir umzogen. Ich meldete die schulpflichtigen Kinder an. Die Grundschule war noch im historischen Jagdhaus in Langenhain und zog in dem kommenden Schuljahr in einen Neubau und Container. – Ich ließ die Kinder noch den Unterricht besuchen, um die Mitschüler kennen zu lernen und an den Ausflügen teilzunehmen. Sven fuhr damals zum Felsenmeer im Odenwald, wohin ich erst ungefähr 25 Jahre später kam. Er ist auch noch 2 Wochen in das Jagdhaus in die Schule gegangen, ehe er auf das Gymnasium in Hofheim überwechselte. Damals war er das einzige meiner Kinder, was Kölner Dialekt sprach. Schon bald „babbelte“ er hessisch und freundete sich mit dem Bauern an, der hinter dem Haus die Äcker bewirtschaftete. Zu dieser grenzte unser Grundstück direkt ans Feld, und wir schwammen in unserem Becken neben dem Traktor her.

Zwei Unfälle passierten schon in der Anfangszeit nach dem Einzug in Langenhain. Elfrun brachte Carena mit dem Fahrrad zum Kindergarten. Elke fuhr mit einem Kinderrad die abschüssige Katzenlückstraße hinterher. Sie stürzte so unglücklich, dass sich die Schraube vom Lenkergriff in den Bauch rampte. Ihre Schwester hatte das Unglück gar nicht bemerkt. Zwei Frauen beobachteten vom Garten aus den Unfall und brachten das bewusstlose Kind. Ich war furchtbar erschrocken, dachte einen Moment, das Kind sei ertrunken. Die arme Kleine musste genäht werden und 14 Tage im Krankenhaus bleiben. Gottlob war das Bauchfell nicht durchstoßen und keine inneren Organe verletzt, so dass die Wunde gut verheilte. Elke hatte immer panische Angst vor Spritzen gehabt, so hat sie schrecklich gejammert: „Ich will keine Spritze“. Gerade war sie wieder kuriert, bekam Sven den Fuß in den Erntewagen, als er beim Bauern auf den Ladewagen steigen wollte. Gernot saß gerade mit Carena bei unserem Landarzt, weil dieser am Samstag die Kindergartenuntersuchung durchführte, als durch diesen Notfall der Praxisbetrieb unterbrochen wurde. In Panik rief mein Mann mich an, dass Sven schwer verunglückt sei. Als ich mit dem Auto eintraf und den blutenden Fuß sah, sagte

ich erleichtert: „Gott sei Dank, nur der Fuß!“ Dieser Ausruf war für Umstehende nicht begreiflich, weil sie nicht wussten, dass eins meiner Kinder zwei Jahre zuvor tödlich verunglückt war. Ich brachte meinen Sohn ins Krankenhaus nach Höchst, weil der praktische Arzt nur einen provisorischen Verband anlegen konnte. Im Krankenhausflur mussten wir noch lange warten bis zur gründlichen Untersuchung. Die Ärztin zeigte mir, dass die Sehnen unverletzt waren. Trotzdem musste ein Hauttransplantat aus dem Oberschenkel eingesetzt werden, da es nicht möglich ist, solch klaffende Wunde an dieser Stelle zusammen zu ziehen. 6 Wochen hat Sven in der Klinik gelegen. Ich bat einen Mitschüler, die Hausaufgaben vorbei zu bringen, weil Sven gerade mit der ersten Fremdsprache angefangen hatte. Die letzten 2 Wochen war auch im Krankenhaus Unterricht, der natürlich auf langzeitkranke Kinder abgestellt war, auf jeden Fall aber Sven geistig beschäftigte. Als ich den Jungen abholte, war er überhaupt noch nicht gelaufen, hatte auch keine Krücken o. ä. Niemand sagte mir, was man tun könnte für den Fuß. Ich packte Svens Sachen zusammen, stützte ihn, in der anderen Hand die Reisetasche. Als wir den Aufzug verließen, kam ein Rollstuhlfahrer vorbei. Sven sagte: „So ein Ding hätten sie mir auch geben sollen.“ Mir schossen die Tränen in die Augen, als ich erwiderte: „Sei froh, dass du den nicht ein Leben lang brauchst“, und schleppte Kind und Gepäck schwitzend zum Besucherparkplatz.

Odilo, der damals Sanitäter bei der Bundeswehr war, besorgte Essigsäure Tonerde und kühlte den geschwollenen Fuß seines Bruders. Sven sollte normal auftreten, war mir gesagt worden. Logischerweise hinkte der Arme gottserbärmlich. Nach ca. 14 Tagen beobachtete ich ihn den Feldweg entlang humpelnd rennen, als der Traktor vorbei fuhr. Ich lachte, dass er, um mitzufahren wieder laufen könne, doch er entgegnete, dass der Fuß endlich wieder in seine Sandale passe. Ganz schnell besserte sich nun das Gangbild. Täglich nutzte er den fertig gestellten Pool zum Schwimmen. Als ich Sven bei dem Chefarzt der Klinik 4 Wochen nach der Entlassung aus dem Krankenhaus vorstellte, konnte der Junge schon wieder normal laufen. Der Professor und ich waren uns einig, dass ein Hin- und Herfahren zu einer speziellen Fußgymnastik nun nicht mehr nötig sei. Jahre später hat die Narbe am Oberschenkel, wo das Transplantat abgeschält war, lästig gejuckt. Doch der Facharzt sagte, dass man eine Korrektur an den Verwachsungen der Narbe erst vornehmen könne, wenn der Körper ausgewachsen sei. Eine Salbe linderte die Beschwerden. Am Fuß sieht man heute fast nichts mehr von dieser schweren Verletzung.

Im September, als Sven im Krankenhaus lag, war Ronjas Taufe angemeldet. Mir gefiel die inzwischen über 300 Jahre alte Dorfkirche sehr gut. Wie immer bei solchen Festlichkeiten war für mich die Belastung groß. Mitten in der Predigt fiel mir ein, dass ich vergessen hatte, die Bratautomatik am Backofen einzuschalten. Ein Familienangehöriger mit Führerschein ist heimgefahren, doch wir mussten ver-

spätet essen. Ganz gar war das Fleisch noch nicht. Sven haben wir Kuchen ins Krankenhaus gebracht. Es tat uns allen leid, dass er das erste Familienfest am neuen Wohnort verpasste.

Im Herbst nach Schulbeginn war traditionell an der Kirche eine Art Familiengottesdienst im Freien, gleichermaßen in Lorsbach unter der Linde um einen Sonntag versetzt, da die beiden Gemeinden zusammen gehörten. Der Pfarrer stellte unsere Familie der Gemeinde vor. Mir war das ein bisschen peinlich. Ich war noch nicht so gewöhnt, wegen der vielen Kinder aufzufallen. In Köln war ich in den Status der kinderreichen Mutter langsam hereingewachsen. – Die Geborgenheit einer Dorfgemeinschaft hatte ich schon in der Jugend in Westbevern gemocht, doch waren wir da als Nicht-Katholiken und Akademiker ausgeschlossen geblieben. Hier gehörten wir der führenden Religionsgemeinschaft an. Unsere Kinder spielten bald im kirchlichen Posaunenchor oder lernten über das örtliche Akkordeonorchester dieses Instrument spielen. Torulf wurde dort Schlagzeuger und unterrichtete später auch Schüler.

Obwohl ich nach wie vor die meisten Einwohner nicht mit Namen kenne, grüße ich im Dorf jeden und freue mich, einer überschaubaren Gemeinde anzugehören. Weit entfernt vom romantischen Klischeebild kritisiert die dörfliche Gemeinschaft eher als das sie auffängt. Dies ist ihre Erziehungsfunktion: den Einwohner angepasstes Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden zu lassen. Ob in einem Dorf oder einem städtischen Verein, in der Schule oder im Beruf, eine Einordnung und Anpassung in die Gemeinschaft ist notwendig. Wir bekommen eine bestimmte Rolle zugewiesen – sei es letztendlich als Außenseiter oder als Dorftrötel.

Die hessischen Schulen galten damals als leicht. Trotzdem waren unsere älteren Mädchen, die von der angesehenen Kölner Theophanu-Schule ans Gymnasium nach Hofheim wechselten, hinter dem Klassenniveau zurück. Verwundert sahen die Kinder, dass Mitschüler aufstanden und das Klassenzimmer während des Unterrichts verließen (wohl nur bei bestimmten Lehrern), Schüler mit Alkoholvergiftung ins Krankenhaus kamen, gestrickt und gegessen wurde während des Unterrichts, bis dann in den 80er Jahren die jüngeren Lehrer geduzt wurden. Diese Wandlung in den Schulen vollzog sich deutschlandweit und wurde uns durch den Umzug mit Schulwechsel besonders bewusst. Dass unsere Angela mit dem Leben als Fahrschülerin und der Anpassung an das fremde Milieu nicht fertig wurde, merkten wir erst später, als sie Magersucht und Bulimie bekam. Die differenzierte Oberstufe mit dem Kurssystem und die Auflösung des Klassenverbandes machte es neu hinzugezogenen Schülern schwer, Anschluss zu finden. Es ist sehr, sehr traurig, dass auch eine weitgehend intakte Großfamilie nicht alle Mitglieder vor den Unbilden des Lebens schützt. Nach und nach entziehen sich die Kinder der elterlichen Fürsorge, um ein selbstständiges Leben zu führen. Die Eltern bemü-

hen sich, die Wege zu ebnen und die Startschwierigkeiten zu beseitigen. Manchmal stehen die Anstrengungen der Eltern nicht in Relation zu dem Ergebnis. Mir war Schulbildung sehr wichtig. Entsprechend engagierte ich mich da ungeheuer. Doch Kochen, Garten, Baby stillen und Wickeln erforderte ebenfalls Zeit. Gottlob hatte ein Großteil meiner Kinder nur durchschnittliche Probleme in Schule und Erziehung.

Die Gartenbaufirma machte Sommerurlaub, als wir einzogen. Immerhin waren die Steinarbeiten, Terrassen und Treppen in dem Hanggrundstück fertig, die gartenarchitektonische Hauptarbeit erledigt. Unsere mitgebrachten Rhododendren, Dahlien usw., setzten wir in ein provisorisch angelegtes Beet am Haus. Die Erdhügel ringsherum ließen das Unkraut sprießen. Wir organisierten uns Findlinge aus der auf unserem Grundstück angeschobenen Erde. Odilo band einen schweren Brocken mit dem Seil ans Auto, um ihn günstiger zu platzieren. Da liegt er heute noch vor der Esszimmerterrasse. Ein anderer Stein erweckte meine Aufmerksamkeit durch seine Form wie ein Meerschweinchen und steht unverändert seit Sicherstellung an der Wohnzimmerseite.

Meine Nichte Ragnhild kam im Sommer zu Besuch. Wir liefen viel in der Gegend herum und entdeckten immer wieder Neues, z. B. eine idyllische Müllkippe, die ich als offizielle Entsorgung vermutete, bis ich eines Besseren belehrt wurde. Es handelte sich um eine Kiesgrube, die mit einem verrotteten Arbeitsfahrzeug romantisch aussah, ein bisschen wie eine verlassene Goldgräberstadt. – Nach einer Schlechtwetter-Periode – ich erinnere uns noch eine schlimme Schlammstelle passieren – wurde es wieder wärmer. Die Glühwürmchen erfreuten uns bei den abendlichen Spaziergängen.

Endlich führte die Gartenbaufirma die Erdarbeiten durch. Ich hatte akribisch festgelegt, wohin welche Pflanzen kommen sollten. Doch der Unternehmer hat dann manche Sträucher aus dem Standardprogramm für Großanlagen genommen. Nach und nach entfernte ich vieles wieder. Wenn ich mich mit Fotos an die Erstanlage erinnere, ist kaum eine Ähnlichkeit mit dem heutigen Garten zu erkennen. Ich wollte im Vorgarten einen japanischen Blutahorn und eine Zeder haben. Nach dem zweiten Pflanzversuch habe ich akzeptiert, dass Wetter und Boden an diesem Standort wohl nicht geeignet sind. Ich wählte stattdessen eine Catalpa. Als wir sie gerade gesetzt hatten, brach ein Sturm bei dem jungen Bäumchen einen Seitentrieb ab. Wir warteten mehrere Jahre besorgt im Frühjahr auf den Austrieb, der bei der Catalpa erst spät – Ende Mai – erfolgt. Vielleicht können ihr deswegen Spätfröste nichts anhaben. Diese Neupflanzung überlebte jedenfalls und entwickelte sich zum geliebten Familienbaum, wenngleich ein solches Exemplar eigentlich einen freieren Standort benötigte. Dass unser Sohn Allard sich auch so einen Baum in seinen Berliner Garten stellte, bestätigte mich nachträglich in der Wahl des Exoten. Damals kannte ich nur eine Abbildung im Katalog, stellte aber bald

fest, wie viele solcher Bäume es in Deutschland gibt. In Köln fiel meinem Sohn nach dem Umzug auf, dass die Parallelstraße seiner Wohnung von einer Catalpa-Allee gesäumt wurde. Da hat man in einem Frühjahr einen radikalen Schnitt durchgeführt. Interessant sind außer den orchideenförmigen Einzelblüten, die in Form von Kastaniendolden zusammenstehen und Ende Juni/Anfang Juli den Baum in ein weißes Meer verwandeln, die langen Bohnen, die den blattlosen Baum schmücken, woran man auch im Winter diese Art leicht erkennen kann.

Wir haben selbst Kantensteine um den Rasen als Abgrenzung zu den Beeten gesetzt. Ich sehe noch vorwiegend Ronald mit dieser Arbeit beschäftigt. Unter unserem Turngerüst wollten wir Platten mit einer Dämmschicht haben. Die hat Ronald in Gießen mit meinem Citroen geholt. Da er schon beim Ausfahren aus dem Fabrikgelände mit dem Auto aufsaß, hat er zwei Platten zurückgegeben. Wir haben dann sparsamer gelegt. Heute gibt es noch weichere Beschichtungen. Vom Hochreck abzustürzen, sollte man trotzdem besser vermeiden. Torulf schlug sich einmal die Nase an der Reckstange auf, als er den Verwandten aus Südwest-Afrika eine raffinierte Übung vorführen wollte. Ich musste ihn zum Nähen ins Krankenhaus fahren. Der Besuch bediente sich inzwischen mit Kaffee und Brombeertorte und schilderte mir bei der Heimkehr die Verteidigung der süßen Genüsse gegen die Wespen. Mit diesen Insekten hatte wir in den ersten Jahren viel Ärger. Sie versuchten, ihre Nester an den Fenstern und unter dem Dach zu bauen. Die schönen runden Gebilde, die sie formen, sind Kunstwerke. Es tut einem leid, sie zu zerstören. Sven hat einmal die Wespen direkt am Fenster in ihrer Behausung mit Insektenspray besprüht. Wir ließen das abgelöste Nest am nächsten Morgen in eine Plastiktüte fallen und legten es sicherheitshalber in die Tiefkühltruhe. 2003 hatten sich Wespen auf dem Friedhof in einem Grab ihre Heimstatt gebaut. Ich hätte ihnen dort ihre Ruhe gegönnt, doch sie stachen Friedhofsbesucher.

Das naturnahe Wohnen bescherte uns Tiererlebnisse besonderer Art. Torulf hat einen Marder auf dem Acker hinter uns fangen können, der sich aber bald aus dem Käfig befreite. Erst später erfuh-



ren wir, – teils am eigenen Auto – dass diese cleveren Tiere Kabel und Leitungen durchbeißen. Ein Rehbock knabberte an dem frischen Grün der sprossenden Hecken und stob hinweg, wenn die Kinder am späten Vormittag aus der Schule kamen. Zwei Jahre später entdeckte der Bock die in Privatgärten angebauten

Köstlichkeiten. Tulpen- und Krokuszwiebeln wurden beim Knabbern herausgerissen und die zarten Rosenknospen als Delikatesse verzerrt. So erhöhten wir den Zaun mit Maschendraht auf 1,50 m, eine kostspielige und arbeitsintensive Aktion. Zu dem Zeitpunkt hatten wir schon unser Grundstück vergrößert, da wir ca. 1000 qm des angrenzenden Ackers erwerben konnten wegen Notverkauf des Eigners. Meine Mutter hat den Kaufpreis gezahlt, denn 1974 ging die Firma, in der meine Mann Geschäftsführer war, in Konkurs. I. D. Herstatt, der Eigner der Herstatt-Privatbank, war ein Freund von Dr. Koppe, Gernots Chef, und deswegen seine Bank der einzige Geldgeber der Koppe AG. Diese Bank wurde insolvent. Heute ist ein umfassendes Versicherungssystem für Privatbanken in Kraft. Damals musste die betroffene Firma Insolvenz anmelden. Nur ein Jahr hatten wir sorgloser mit etwas mehr Luxus leben können. In St. Peter Ording saß ich frustriert mit 7 Kindern in der Ferienwohnung einer Klassenkameradin in einem total verregnetem Sommer vor dem Fernseher – da kam diese schlimme Meldung vom Bankzusammenbruch.

Mir war immer übel wegen einer beginnenden Schwangerschaft. Nach der Reise hatte ich eine Fehlgeburt. Im Höchster Krankenhaus war kein Privatbett frei, ich fühlte mich dort menschenunwürdig behandelt in dieser trostlosen Situation und verließ das Krankenhaus auf eigenes Risiko nach der Ausschabung. Zu Hause bekam ich Fieber, doch der gute Frauenarzt in Hofheim konnte mich erfolgreich behandeln. Ich glaube, dass ich mich damals beim Roden der Wildkräuter am kleinen Hang zum Nachbarn überanstrengte. Dort wuchs immer wieder Sauerampfer mit seinen langen Pfahlwurzeln nach. Heute kann man sich nicht mehr vorstellen, dass in diesem Teil einmal soviel Arbeit geleistet werden musste. Längst haben Bäume und Sträucher dieses Stück überwachsen, immer wieder abgeholzt und beschnitten und beschattet von den Fichten, die ich dem damaligen Nachbarn erlaubte zu pflanzen, weil ich nicht bedachte, dass ihre Höhe später auch in der großen Entfernung noch abends die Sonnenscheindauer auf unsere Terrasse verkürzt.

Wir haben einen riesigen länglichen Kunststofftank, der 16 000 Liter fasst. Er war schon verlegt, als wir einzogen. Die Bauabnahme ist aber erst im Frühjahr 1974 gewesen. Es wurde beanstandet, dass das Erdreich unter dem Tank nicht genügend verdichtet sei. Deswegen musste der Tank herausgehoben und neu verlegt werden. Wir haben Fotos von dieser Großaktion, um deren Kosten natürlich gestritten wurde. Letztendlich musste der Gartengestalter zahlen. Wie die Mängel technisch festgestellt wurden, blieb den Experten Diskussionsthema. Ein Einspruch gegen die Behörde war nicht möglich. Ein evtl. Bruch des Tanks durch falsches Verlegen wäre zu Lasten des Bauherrn gegangen, darum konnten wir die Beanstandung selbstverständlich nicht anfechten. Die gesamte Bepflanzung in diesem Bereich musste wieder ausgegraben und zwischengelagert werden. Wir

hatten unseren Walnussbaum schon stehen, der also zweimal gepflanzt worden ist, aber keinen Schaden gelitten hat. Ein riesiger Bagger mit gewaltigem Lärm trug das Erdreich ab. Ein sehr schwerhöriger Freund meines Schwiegervaters, der liebe Dr. Rebentisch, hörte durch den Baukrach nicht das Splittern der dicken Haustürscheibe, als er die Haustür gegen die an der Flurgarderobe herausgezogene Schublade gewaltsam öffnete!! – Wäre die Reklamation des Tanks nicht an sich so ärgerlich und kostspielig gewesen, war für uns diese Maßnahme eine interessante Show.

In den Osterferien 1974 unternahm ich mit Odilo, Torulf, Elfrun und Orlando eine Campingtour über die Carmarque nach Spanien. Elfrun und Orlando schliefen im Citroen AMI 8, dessen Sitze man flach legen konnte, der kürzere Boy vor dem Lenkrad. Wir 3 Erwachsenen nächtigten im Zelt. Leider war es nicht so frühlinghaft warm und sonnig, wie wir gehofft hatten. In Malaga war es zwar nicht so kalt, aber es goss sintflutartig, dass ich am nächsten Abend – wohl in der Nähe von Gibraltar – einen Bungalow anmietete, wo wir versuchten, unsere nassen Luftmatratzen und Schlafsäcke zu trocknen. Ein Heizlüfter war vorhanden. Die Erinnerung an sein kriminell-defektes Stromkabel lässt mir heute noch die Haare zu Berge stehen. In Frankreich mussten wir stundenlang vor einem kleinen Tunnel warten, weil sich ein LKW mit seinem Aufbau festgefahren hatte. Nur vage erinnere ich Wildpferde bei Saint Marie de la Mère, das mir durch einen längeren Aufenthalt Jahre später noch vertrauter wurde. Bei Elce fuhren wir in den einzigen Palmenhain Europas – ein bisschen enttäuschend. Odilo registrierte dort einen defekten Reifen, den wir neben einem Granatapfelbäumchen wechselten. In Sevilla mussten wir eine Autowerkstatt aufsuchen, denn der Gaszug war gerissen. Odilo hat mit Arbeitshandschuhen das an einem Strick befestigte Gaspedal bedient. Mit dieser Behelfskonstruktion hat er trotzdem noch das Tempolimit überschritten, so dass ich zweimal Strafe bezahlen musste. Die spanische Polizei lauterte hinter jedem Hügel, vor dem reduzierte Geschwindigkeit angezeigt war. Die Autoreparatur, einschließlich geflicktem und neuem Reifen, hat ca. 45 DM gekostet, die billigste Autowerkstatt, die mir je unterkam. Sevilla selbst hat mich ein bisschen enttäuscht. Ich hatte es mir romantischer vorgestellt. Cordoba und Granada beeindruckten mich dagegen sehr. In Cordoba hatte Odilo gemeint, mit dem Auto durch die ganz engen Gässchen kurven zu können. In einer Ecke blieben wir stecken. Eine alte Frau holte sich einen Stuhl, um dem manuellen Autotransport um die Hausecke mit hilfsbereiten Spaniern „beizusitzen“. Noch einmal auf dieser Reise mussten wir „Verschiebungen“ vornehmen. Wir haben auch Orlandos Patentante, die damals einige Jahre in Valencia wohnte, zwei Tage besucht. Orlando ist ein Jahr später nochmal für 6 Wochen hingeflogen und kam damals rotbraun gebrannt mit weißblondem langen Haar total verändert zurück. Die Kinder dieser Familie gingen in die spanische Schule. Wir erfuhren dort eini-

ges über Land und Leute. Im ausgetrockneten Flussbett wusch eine Pennerin ihre Kleidung aus den Plastiktüten zwischen dem stinkenden Unrat von Müll und Kot in einer Pfütze.

In der Höhe über Madrid lag noch Schnee am Grab von Franco. Störche saßen auf einem Torbogen. In der Klosterkirche von Escorial spielte jemand so toll Orgel – ich stünde noch dort, hätte die Familie nicht weiter gewollt! Ca. 25 Jahre später kam ich noch einmal in diese Anlagen, leider ohne diese musikalischen Darbietungen.

Eine Zeitlang war Gernot noch mit der Auflösung seiner Firma beschäftigt, dann wurde unser Ernährer arbeitslos. Damals war es wie heute: Mit fast 50 Jahren waren die Aussichten, eine neue Stelle zu bekommen, miserabel. Ein Jahr lang arbeitete meine Mann dann paradoxerweise in Köln, das wir ja aus beruflichen Gründen verlassen hatten. Er bekam ein Zimmer in der Nähe unseres früheren Hauses. Als er am Wochenende in Langenhain war, implodierte dort ein Fernseher. Das angemietete Zimmer war einige Wochen unbewohnbar. Die Wohnungsbaugesellschaft in Köln verließ mein Mann aus moralischen Gründen (dem Eigner wurde später ein Prozess angehängt). Gernot bekam einen Job in einer Wohnungsverwaltung in Dietzenbach. Beruflich war er unzufrieden und wollte sich dann als Immobilienberater selbständig machen.

1975 erwartete ich wieder ein Kind. Die kritische Phase war vorbei, ich spürte Leben. Gernot und ich hatten ein langes, ernsthaftes Gespräch, weil wir uns unserer Verantwortung als ältere Eltern voll bewusst waren. Ronald, der damals schon in Bonn mit seiner späteren Frau zusammen wohnte, erschien mir immer sehr verantwortungsbewusst. Ich war gewiss, er würde sich um die Kleinen kümmern, wenn uns etwas zustieße.

Die beiden ältesten Söhne, die schon Medizin studierten, brachten mir wissenschaftliche Literatur über die Risiken fötaler Missbildungen bei Schwangerschaften älterer Frauen. Ob sie damals wirklich gewollt hätten, dass ich abgetrieben hätte? Eine Fruchtwasseruntersuchung, die es damals schon gab, habe ich bewusst nicht vornehmen lassen, da mir bei meiner Neigung zu Fehlgeburten dieser Eingriff zu riskant war. Ich denke aber, dass zu dem Zeitpunkt, wo ich überhaupt über die Schwangerschaft mit Familienangehörigen gesprochen habe, gar kein Schwangerschaftsabbruch mehr möglich gewesen wäre.

Nach dem Ende der 60er Jahre die DDR-Besuche so erschwert worden waren (ich schilderte schon, dass man eine Extragenehmigung haben musste, um in einen anderen Kreis zu reisen) durfte man ab ca. 1975 auch mit dem Auto einreisen. Ich war einige Jahre nicht zu Verwandtenbesuchen im Osten gewesen. Nun beantragte ich die Einreise mit dem Auto. Gothilt wohnte damals im alten Ortskern von Nordhausen in einem unsanierten historischen Fachwerkhäus. Unten war eine Kneipe, deren Toiletten benutzt werden mussten. Großes hatten damals 6

Kinder. Ich war mit drei Nachkommen da. Ich kniete im 6. Monat schwanger auf dem Fußboden und spülte das Essgeschirr in einer großen Wanne. Fast den ganzen Tag verbrachten wir auf der Baustelle in Petersdorf, wo wir die Baugrube mit den sogenannten Klotten, eine Art groben Kies verfüllten. Gothilt konnte damals billig Freibankfleisch kaufen. Ich half beim Sortieren der Stücke und diagnostizierte ein schönes Kotelettstück. Gothilts Ältester und Odilo versuchten auf mein Anraten hin zu portionieren. Als Odilo das Messer zum Schärfen säubern wollte, schnitt er sich tief in die Hand, so dass ich ihn zum Nähen ins Krankenhaus fahren musste. Trotzdem half er dann noch beim Schubkarrenfahren auf der Baustelle. Mittags saßen wir mit einem Samowar, der mit Tannenzapfen befeuert Kaffeewasser liefern sollte, auf der Baustelle.

Mit Gothilts Mann, fuhren wir nach Berlin, wo er damals als Regisseur arbeitete. Zufällig trafen wir im Restaurant „Unter den Linden“ einen Schwager, der damals auch Regie führte. Morgens haben wir dem Pergamon-Museum einen Besuch abgestattet. Eine andere Schwägerin wohnte damals in Frankfurt/Oder, von wo wir hin und her fuhren. Abends besuchten wir eine Aufführung in der komischen Oper. Wir hatten im Theater keine Sitzplätze nebeneinander bekommen können. Die Luft war total stickig, ich nickte übermüdet immer ein. Die Handlung der Opern finde ich langweilig und habe Probleme, interessiert die Bühne zu beobachten. Was mein Schwager über die verschiedenen Inszenierungsmöglichkeiten erzählt, finde ich eher spannend. Normalerweise besuche ich heute nur Musicals, modernen Tanz und modernes Theater. Damals war ich zum ersten Mal in Berlin, doch nur im Osten, wo ich beim Duft der voll erblühten Linden das Brandenburger Tor sah. Mir hat diese Stadt gut gefallen, die damals weltoffener wirkte als die DDR sonst. Später lernte ich Berlin noch mehr lieben.

Ich freute mich uneingeschränkt auf das neue Kind. Wie vor Ronjas Geburt nahm ich sehr zu. Der Frauenarzt in Hofheim hatte noch kein Ultraschallgerät. Er überwies mich ins Krankenhaus nach Wiesbaden zu einer solchen Untersuchung. Ich hörte zwei Arztkollegen über die Größe des Ungeborenen im Sonarbild diskutieren. Lachend erklärte ich ihnen, mein letztes Kind habe fast 9 Pfund gewogen. Da konnte der errechnete Geburtstermin durchaus stimmen. Ich hatte mir während der Schwangerschaft mit Ronja in der normalen Frauenkonfektion eine weite Jeansbluse kaufen können, die total schick aussah und mich die plumpe Figur vergessen ließ, so dass ich sie auch nach den Entbindungen noch trug. Irgendwann ist diese „Heilige Kuh“ bei Schwiegertöchtern und Töchtern aufgebraucht worden. Ich würde dieses Kleidungsstück noch heute mögen. Diese Bluse hat viel dazu beigetragen, dass ich den Geburtstermin nicht allzu sehr herbeisehnte. Ich sehe mich noch an einem goldenen Oktobertag in Hofheim an einer Ampelanlage stehen. Am nächsten Tag sollte das Kind sicherheitshalber geholt werden. Ich konnte mir nicht vorstellen, am nächsten Tag im Bett zu liegen. Doch nachts sprang die Frucht-

blase. Als ich im Bad das Licht anschaltete, lief Blut die Beine herunter. Ich bekam ein bisschen Panik, denn geblutet hatte ich im Eröffnungsstadium bisher nie. Da fielen mir Schilderungen von vorliegendem Mutterkuchen u. ä. ein. Ich weckte Odilo, der mich nach Bad Soden fahren sollte. Dort wollte ich entbinden, weil das Krankenhaus auch im Grünen lag, ähnlich dem Vincent-Palotti-Hospital in Bensberg.

Im Aufzug der Klinik fragte die Nachtschwester mitleidig, ob ich das erste Kind bekäme. Ich habe sicher schon graues Haar gehabt. Die Anlage dazu ist ein dominantes Gen meiner Mutter. Ich empfand die Frage in dieser Situation als Kompliment. Sonst gab es erstmal wenig Grund zu Optimismus. Das Fruchtwasser war grün und die Gesundheit des Kindes gefährdet. Eine Periduralanesthäsie, die ich mir erhofft hatte, um einmal eine Geburt angenehmer „erleben“ zu können, lehnte der Chefarzt ab, der aber selbst nicht zugegen war, nur seine Vertreterin, die mich als Mannweib herumkommandierte und abkanzelte. Selbst hatte sie nie ein Kind geboren, wusste aber, dass ich mich besonders dumm anstellte. Die Hebamme sagte mir, dass ich als Kassenpatient die Rückenmarksanästhesie bekommen könnte. Andererseits bangte ich um das Leben meines Kindes. Nachträglich finde ich es ganz schlimm, dass mir als Gebärende ständig Angst gemacht wurde. Und dann noch diese Ärztin, die den Kreißsaal mit dem Zigarettenrauch ihres Kittels schwängerte! Zwischen den Wehen fiel mir immer wieder ein Operettensong ein, den ich mag: „Mit Branntwein ist es wie mit einem Mann, man muss ja dann und wann eine kleine Probe nehmen.“ – Die Ärztin passte mit ihrem harten Ostrussenakzent in die Rolle der Großfürstin. Als „Stehaufmännchen“ gibt mir die Ironie immer noch einen Adrenalinstoß. Der neue Mensch in mir musste mit dem Kopf durch das Narbengewebe, das 16 Geschwister verursacht hatten. Dass die Geburtsaustrittsnarkose dieser Ärztin erst in allerletzter Sekunde gegeben wurde, war klar. Ich hatte zwar ein Mädchen gewünscht, doch auf jeden Fall ein gesundes Kind: Das war es, alles okay. 8 1/2 Pfund = wohlgenährt lag der Junge in der allabendlichen Zurschaustellung der Neugeborenen im Babyzimmer hinter der Glasscheibe – der Champion. Ronald kam zu Besuch. Andere Mütter beneideten mich um meinen gutaussehenden Ehemann. Ronald war wieder total schockiert und ich im siebten Himmel. Das Baby musste zugefüttert werden. Ich war das inzwischen gewöhnt. Zu Hause wurde es oft ohne Flasche an der Brust satt. Mit 6 Wochen fütterte ich Gemüse zu. Doch eisern stillte ich bei jeder Mahlzeit über 7 Monate.

Ronja weinte als kleines Kind nachts mehrmals, ohne Fieber zu haben. Der Arzt stellte eine Mittelohrentzündung fest. Ich hatte meinen Kindern kaum je Mützen aufgesetzt. Ich bin das von mir auch nicht gewöhnt. Ronja habe ich dann eine Zeit lang ein blaugepunktetes Kopftuch verpasst, denn hier in Langenhain war der Wind manchmal rau. Einmal hatte Ronja plötzlich über 39 Fieber. Der

Arzt empfahl mir telefonisch, bis zu seinem Eintreffen Wadenwickel zu machen. Nie hatte ich so etwas gesehen oder angelegt. Da die Kleine im Bettchen immer aufstand, zog ich Herrensocken über die in nasse Tücher gewickelten Beinchen. Der Arzt hat gelacht und mir bestätigt, dass er noch nie so gut sitzende Wadenwickel gesehen hatte. Schade – der Doktor zog von Langenhain fort. Er war tüchtig und sympathisch.

Als wir nach ca. 3 Wochen mit dem Umzug leidlich fertig waren, legte ich Ronja in den Kindersportwagen und fuhr sie „einfach so“ einmal aus. Ich war noch immer wie eine Mutter beim ersten Baby stolz auf ein Neugeborenes. Auch Falk Ertay wurde ohne Not ab und an im Kinderwagen gefahren. Wenn die Kinder ein oder zwei Jahre alt waren, wurde das zur Notwendigkeit, ihnen frische Luft in ungünstigeren Jahreszeiten zukommen zu lassen. Babys ließen sich zu diesem Zweck auf den Balkon stellen. Bei Tauwetter sehe ich Kai und mich mit einem Kleinkind im Sportwagen im Schneematsch stecken. Ich wollte Natur erleben und nicht nur durchs Dorf ziehen. Wenn ich an diese Situation der Winterwege denke, wird mir richtig bewusst, wie wenig Schnee in den letzten Wintern gelegen hat. 1963, als Sven im April geboren wurde, war in Köln ein so schneereicher Winter, dass der abschüssige Garten lange Wochen nicht betretbar war, als die Schneelasten abtauten. – Spazieren gehen, um die Natur zu erleben, war mir seit meiner Jugendzeit etwas Selbstverständliches. Heute wird durch Walken, Joggen oder Wandern dieser Freizeitbeschäftigung ein Nützlichkeitsetikett verpasst. „Ich ging im Walde so für mich hin“ konnte sich Goethe noch leisten, den natürlichen Bewegungsdrang zu genießen.

1976 hatte ich noch eine Fehlgeburt, eine so genannte „missed abortion“. Ich hatte mich gefreut, dass die kritische Zeit der Schwangerschaft vorbei war ohne Blutungen, dann konnte der Frauenarzt aber keine Herztöne feststellen – die Frucht war abgestorben. Ich hatte Gernot noch gar nichts von der Schwangerschaft gesagt – ich saß wie vom Blitz getroffen am Telefon, um von dem Unheil zu berichten. Im Krankenhaus in Wiesbaden hat dann ein Assistenzarzt plötzlich gemeint, der Fötus könne doch noch leben. Dann hieß es, ich müsse die Frucht wie bei einer Geburt austreiben. Auf dem Weg in den Kreißsaal plötzlich Gegenorder – doch Abrasio! Ein Mensch hält viel aus – ich habe sogar geschafft, den Fötus im Reagenzglas zu erbetteln. Ca. 2 Jahre stand der Embryo über dem Ehebett, bis ich meinte, ohne das Fruchtbarkeitssymbol über dem Kopf eher die Chance auf ein neues Leben zu haben. Nachträglich komme ich



mir selbst mit diesem Beharren auf dem Status einer Frau im gebärfähigen Alter lächerlich vor: mir war Kinder zu kriegen und aufziehen zum Beruf geworden, den ich gegen meinen Willen (das Hausfrauendasein hatte ich immer scheußlich gefunden) akzeptiert hatte unter den Sonderbedingungen der Außergewöhnlichkeit meiner Extrem-Kinderreichen-Situation und den Möglichkeiten intellektueller Betätigung bei der Förderung und Nachhilfe der Kinder im Gymnasialbereich. Durch Lesen und Kinobesuche, auch ab und an moderne Theateraufführungen usw. versuchte ich mein Bildungsniveau zu halten. Das klingt so bemüht, doch blieb und bleibt immer das Gefühl, geistig unterfordert zu sein. Ein intellektuelles Gespräch, ein interessanter Zeitungsaufsatz kann mir ein Wohlgefühl bereiten, das ich nicht schildern kann – sicher ähnlich dem Empfinden, das ein Archäologe hat, wenn wieder einmal eine alte Tonscherbe durch den Sand schimmert, oder der Anblick eines fast unleserlichen Hinweises auf einen Bottlestore, wenn man fast ausgetrocknet am Lenkrad eines unklimatisierten Wagens unter der brütenden Sonne sitzt.

Falks Taufe fand noch keine Erwähnung. Unser Pfarrer wollte eine Haustaufe halten. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, so etwas zu planen, weil die Zeremonie doch die Aufnahme in die Gemeinde bedeutet, also logischerweise öffentlich ist. Wir haben uns den Wünschen des geistlichen Herren gefügt. Als Altar diente unser Kindertischchen mit einer entsprechenden Decke versehen. Arrigo hatte eine blühende Calla. Die hat als Dekoration gedient. Damals wären wir nie auf die Idee gekommen beim Floristen etwa ein Arrangement zu bestellen. Vergeblich überlege ich, welche Schüssel als Taufbecken diente. Oben im Atelierzimmer fand der feierliche Akt mit profanem Leitungswasser statt. Nachbarn nahmen teil. Wir hatten sogar Tische im Flur stehen beim anschließenden Kaffee. Arrigo und Allard hatten an diesem Tag 19. Geburtstag. Wir waren ca. 40 Personen und alles klappte gut.

Ich versuche mir, die damalige finanzielle Situation ins Gedächtnis zu rufen. Wir haben erst von Arbeitslosengeld leben müssen, doch dann hat Gernot wieder Jobs gehabt. Ich war gewöhnt, sparsam zu wirtschaften. Ich kann aufwändig kochen, ohne viel Geld auszugeben. Rücklagen hatten wir so gut wie keine. Ohne Extraausgaben für Reisen o. ä. kamen wir über die Runden.

Wir hatten Silberhochzeit. Die DDR-Verwandten konnten zu einem solchen Anlass eine Ausreisegenehmigung bekommen. Wir wollten nicht feiern, weil Gernot arbeitslos war. Ich fand es peinlich, dass Gratulanten kamen. Meine Schwägerin fragte, an welchem Tag nun die Hauptfeier sei. Aber wir hatten gar nichts organisiert. Erst viele Jahre später fand ich Geschmack daran, ein Fest zu veranstalten. Doch der Haushalt darf nicht strapaziert werden. Ich will nicht backen, braten, kochen, putzen und räumen. Eventuelle Übernachtungsgäste bringen schon Unruhe genug. In damaligen Zeiten sah bei solchen Anlässen das Haus

eher einem Zigeunerlager ähnlich. Ronalds Kölner „Chörchen“ sang einmal hier in Langenhain bei einer kirchlichen Jugendveranstaltung. Mit 18 Teilnehmern campierten sie auf dem Spielboden und haben hier auch gefrühstückt. Alles hat irgendwie geklappt.

Mein Mann und ich wollten unsere Hochzeitsreise nachholen. Meine Mutter hatte uns dafür Geld gegeben. Bei Bekannten von Tante Eva übernachteten wir in der Nähe von Straßburg, um eine Elsaß-Erkundigungstour zu machen. Da unser Hochzeitstag am 3. November ist, ist das Wetter in Europa für Unternehmungen natürlich nicht so geeignet. Ich erinnere das Odilienkloster und ein wunderhübsches Gebäude mit Bach und Boot davor, wie in einem Gemälde (Jahre später fuhr ich hin, um dort zu nächtigen, doch es war nur ein Restaurant ohne Logiermöglichkeit) und besonders den Riemenschneider-Altar in Colmar. Wir konnten auch – wenngleich mit kalten Füßen – mit einem Touristenbähnchen durch Klein-Paris, das alte Viertel von Straßburg fahren, was ich als sehr beeindruckend in Erinnerung habe. Schließlich war ich damals noch wenig in der Welt herumgekommen. Als bei der Grenzkontrolle auf der Rückfahrt Pass und Personalausweis meines Göttergatten abgelaufen waren, konnte er leider diesen Tatbestand nicht mit Gelächter quittieren, in das ich bei solcher Gelegenheit ausgebrochen wäre. Es muss wohl etwas Wahres daran sein, wenn spöttisches Zungen in der Familie behaupten: „Schnabels machen keine Fehler!“ – für den Rest der Reise war Gernot ungenießbar – schade!

1977 starb Tante Mimi. Gernot war Erblasser bei diesen Verwandten. Sie hatten sich in ein exklusives Seniorenstift in Göttingen eingekauft. Ein zinsloses Darlehen fiel zurück. Die Wohnung musste sofort gekündigt und geräumt werden. Viel von dem Mobiliar, Geschirr und sogar Teppichboden konnte unser Ältester gebrauchen, der damals mit seiner Freundin in eine Altbauwohnung in Frankfurt-Sachsenhausen einzog. Ich sehe mich noch auf dem zusammengerollten Bodenbelag im Kombi hocken beim Transport. Als mein Mann und ich bei der Trauerfeier – die Urnenbeisetzung in Hamm wurde dann das eigentliche Begräbnis – in Göttingen waren, räumten wir an einem einzigen Tag alle Schränke aus, schmissen kiloweise Medikamente fort und stopften Altkleidersäcke voll. Spätabends fuhren wir zurück mit zwei riesigen Madagaskar-Palmen im Auto – Pachipodium namaquanum sollte ich viele Jahre später in der Wüste als seltene Pflanze suchen und dann feststellen, dass es eben diese bei uns als Topfpflanze gehaltene Spezies ist. Mit ihren langen Stacheln machten uns diese Gewächse den Transport schwer. Wegen des frostigen Wetters mussten wir sie auch noch zu nächtlicher Stunde aus dem Auto bugsieren. Tante und Onkel hatten ihr echtes Biedermeier Zimmer einem Museum in Hamm vermacht. Brav erfüllten wir ihren Wunsch und bezahlten den teuren Transport dieser Möbel dorthin. Als ich nachfragte, ob das Mobiliar ausgestellt wurde, hieß es, dass man erst nach Neubau Platz dafür haben werde. Ich

nahm mir schon lange vor nachzuforschen. Meine Schwester sollte einen Nachkriegs-Schlafzimmerschrank erben, der für sie keinen Wert hatte und bei uns dann Jahre den „Spielboden“ füllte und Fastnachtskleidung und ähnliche nur temporär benötigte Kleidungsstücke barg. – Eine wertvolle Intarsienvitrine ist mehrmals in unserm Haus umgezogen und bereitete mir erst große Einordnungsschwierigkeiten, da ich mit der Kombination alter und moderner Möbelstücke stilistische Probleme hatte. Inzwischen komme ich damit zurecht, wenn ich mich auch lieber nur supermodern einrichten würde. Von dem hinterlassenen Bargeld beanspruchte eine Schwägerin des verstorbenen Onkels auf Grund einer am Totenbett ergaunerten Unterschrift einen Teil. Mein Mann wollte mit Recht nichts herausgeben, denn die Klägerin fand keinen Anwalt, der die Unterschrift eines Fast-Toten, dem man die Hand geführt hatte, anerkennen wollte. Die Frau schrieb so unverschämte Briefe, die ich in Theaterstücken oder Romanen als unrealistisch abgetan hätte. Erbschleicherei ist mir auf diese Weise einmal hautnah präsentiert worden. Fassungslos las ich in einem ihrer Skripte, dass sie meinem Mann den baldigen Tod wünschte. Als er nicht lange danach starb, ist mir dieses unselige Schriftstück natürlich in Erinnerung gekommen. – Jahre später brachte die Post noch einmal einen Brief von ihr an meinen Mann. Ich habe ihn mit „Adressat verstorben“ zurückgesandt. Fürchtete ich, von ihr auch noch verhext zu werden? Böse Worte wie Gift zu meiden, war sicher keine Fehlentscheidung. – Irgendwann habe ich das ganze Arsenal des beerbten Ehepaars aufgelöst, da es in der Dachschräge beim Ausbau im Wege war. Da war noch eine Akte gewesen über diesen strittigen Erbfall: eine Kusine des Verstorbenen war während eines Kuraufenthaltes ermordet worden. Er erbtte als einer der nächsten Angehörigen. Der unheimliche Todesfall wurde nie aufgeklärt. Ich ärgere mich heute, diese Angelegenheit nicht noch verfolgt zu haben – – doch wie sollte ich dazu Zeit gefunden haben? Immer wieder bleibt mir selbst verwunderlich, wie ich überhaupt solche Aktionen wie Wohnungsauflösung usw. in das randvollgestopfte Alltagsleben einschieben konnte. Damals waren ja schon größere Kinder da, die Essen wärmen und nach den Kleinen schauen konnten. Doch ich hatte nie einen Menschen im Ort, der mich zu Hause vertreten hätte. Also muss alles irgendwie intern zu regeln gewesen sein. Welchem Stress muss ich gewachsen gewesen sein!

Im Garten habe ich die ersten Jahre richtig geschuftet, bis die schlimmen Dauerunkräuter, wie z. B. Sauerampfer mit den langen Wurzeln, endgültig ausgerottet waren. „Altes Pferd“ schimpfte meine Kölner Nachbarin dieses lästige Kraut. Winden müssen aus Australien kommen, vom Gegenpol, meinte ich ironisch, denn das Ende der Wurzel sitzt unerreichbar tief. An einer Ecke im Garten habe ich immer noch ein undefinierbares nicht auszurottendes Wildkraut. Immer wieder versucht die Natur, Terrain für sich zurück zu gewinnen. Als wir unseren Garten schon angelegt hatten, eroberte die „Biowelle“ die Gartenanlagen. Hatte man jahr-

zehntelang den englischen Rasen gewünscht, sollte es jetzt die Blumenwiese sein, die dem Rosenbeet aber nicht mehr der ästhetische Nachbar war. Heute würde ich wohl grundsätzlich meinen Garten anders anlegen. Doch ohne Eingriff in die Natur ist eine gutaussiehende Anlage nicht möglich. Das bedeutet schlicht und ergreifend eine Kampfansage wider die Natur, so hart das auch klingt. Ein Gestrüpp aus Brombeeren, Himbeeren und Erdbeeren, Huflattich, Hornkraut, Birken, Eichen, Aronstab, Kotonaster, Eiben und Löwenzahn erobert unser Gelände im Handumdrehen. So sah es dann auch rasch bei denen ungepflegt aus, die dieser neuen biologischen Modeströmung ihren Lauf ließen. Ich versuchte, mich moderat zu arrangieren. Die verwilderten Krokusse reichen von den Fugen der Platten bis in den Acker des Bauern. Veilchen, Gänseblümchen und Primeln lassen zu Ostern den Rasen wie mit Ostereiern geschmückt erscheinen. – Ein Leberblümchen, das mein Mann aus dem Mainzer Volksgarten als Ableger unter die Birke pflanzte, brauchte Jahre, bis es das erste Mal blühte: Inzwischen sind seine Sämlinge – auch weißblühend – im ganzen Garten und in den Gärten der Kinder verteilt. Im Pfarrgarten der Schwägerin auf Rügen waren Märzenbecher zu Hunderten verwildert. Ich nahm mir ein paar Zwiebelchen mit. Sie brauchten mehr als 5 Jahre, das erste Mal zu blühen und fingen nach ca. 20 Jahren an, sich endlich zu verbreiten. Die Geschichten, die geschenkte Pflanzen erzählen, machen ihren für andere nicht zu ersehenden Reiz aus und können nur von Gartenfreaks nachempfunden.

Mit den Nachbarn verstanden wir uns gut. Beim Biologen gegenüber habe ich manche Pflanze erfragen können. Meine Kinder wurden durch ihn zum Krötentragen und Biotope anlegen mitgenommen. Ich habe mich für alles sehr interessiert und vieles mitgelernt. Wer kennt schon die Mimikry der Wespen-spinnen oder hat die Radargeräusche der Fledermäuse über ein Gerät verstärkt gehört? In unserer Nähe ist ein alter Silberstollen. Dort überwintern die Fledermäuse und ziehen ihren Nachwuchs auf. Abends jagen sie an der Straßenlaterne Motten und Fliegen und schießen in milden Nächten im Garten ums Haus. Dass hier in unmittelbarer Nähe im Tagebau Silber gewonnen wurde, kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Als wir nach Langenhain zogen, soll noch ein Einwohner gelebt haben, der dort gearbeitet hatte. Nach dem ersten Weltkrieg rentierte sich der Abbau schon nicht mehr. Ich muss einmal beim Heimat- und Geschichtsverein nachfragen, ob es Fotomaterial aus dieser Zeit gibt.

Eine andere Nachbarin gegenüber war auch sehr an Blumen interessiert. Sie und ihr Mann hatten sich schon mit unseren Zwillingen angefreundet, als diese sich schon vor dem offiziellen Einzug hier um den Kücheneinbau und die Holzverkleidung kümmerten. Dass wir gleich unsere fertig gepflanzten Blumenkästen an den Balkon hängten und die exotischen Scheinbananenstauden über die Terrasse flattern ließen, signalisierte Blumenliebe und führte schnell zu Gesprächen. Der

Nachbar hat sich unserer technischen Probleme angenommen. Die Funktion des technischen Hilfsdienstes darf er immer noch übernehmen, denn Reparaturen am Haus gibt es immer wieder. Gute Nachbarschaft trägt jedenfalls dazu bei, dass man sich schnell wohl fühlt. Auch mit einer anderen Nachbarin unterhalte ich mich oft über den Garten – sei es, dass wir uns gemeinsam über Blüten und Tiere freuen oder Pflanzen tauschen. Gerade schnitt ich mein trockenes Lampenputzergras ab und entdeckte im geschützten Bereich die ersten Knospen der Christrose, die ich als Ableger von ihr im vorigen Jahr geschenkt bekam. Im Winter lief ich Langlaufski, nachdem ich erkennen musste, dass Abfahrtslauf wegen meiner panischen Angst bei der sich beschleunigenden Geschwindigkeit nicht für mich geeignet war. Orlando und Kai kauften sich Langlaufski mit Schuhen in Größe 39, die ich benutzen konnte. Viele Jahre quälte ich mich auf den Dingen durchs Gartentörchen und schleppte mich durch den Wald, wo es möglichst flach war, ärgerte mich über gespurte langweilige Loipen und freute mich, wenn der Schnee ausblieb und ich diesem Sport nicht frönen musste. Die Romantik verschneiter Tannen ist mir mehr mit Weihnachtszeit verbunden als mit körperlicher Aktivität. Kälte und Frieren schränken meine positiven Empfindungen sehr ein. Ich kann gern darauf verzichten.

1977 lag Vato, mein Schwiegervater, im Sterben. Seine Nebennieren versagten. Die westlichen Medikamente, die mein Schwager aus Nürnberg schickte, nahm der alte Körper nicht mehr an. Die Kinder und Schwiegerkinder durften mit dem Telegramm aus dem Krankenhaus die Grenze passieren. Gernot und ich waren dieses eine Mal zusammen im Osten. In Jena besuchten wir Tante Grete und aßen an der Straße eine gegrillte Thüringer Bratwurst, die mir wirklich schmeckte. – Vato lag in einem Einzelzimmer mit Balkon und schönem Gartenblick. Sein gesundheitlicher Zustand wechselte zwischen Phasen, in denen er optimistisch seinen bevorstehenden Umzug ins Pfarrhaus nach Vilmnitz plante und Schüben von Schüttelfrost. Er verlangte nach einem Lichtbogen (ein altmodisches Wärmegerät), den die Schwester verweigern wollte, da sich der Patient schon einmal daran verbrannt hatte. Deswegen blieben wir Besucher sitzen, bis der Anfall vorüber war. Wir haben den kleinen Mann einmal mit großer Mühe aus dem Bett gewuchtet. Er konnte seine Beine nicht mehr selbst bewegen. Es ist erstaunlich, wie schwer so ein Körper zu handhaben ist. Wir bugsierten ihn bis auf den Balkon. Doch hatte er keine Freude mehr an der Natur, für die er sonst so offen war. Sein Geist hatte schon Abschied genommen, mussten wir uns sagen. Mir wurde dieses Scheiden sehr bewusst. Bei seinem letzten Besuch im Jahr zuvor hatte sich der drahtige kleine Mann noch aus dem Handstand ins Schwimmbecken abdrücken können. Er lief bei den sogenannten „Opaläufen“ mit, wo er als Ältester an seinem langen Stab fotografiert wurde.

Die ersten Hochzeiten der Familie wurden Ende der siebziger Jahre gefeiert.

Am 7.7.77 heirateten Ronald und Carsta, die schon seit Jahren in Bonn zusammen lebten. Ihre Altbauwohnung mit uralten elektrischen Leitungen (ich sehe noch Arrigo in dem hohen Wohnraum auf einem Schrank kibbeln, um einen Kurzschluss zu reparieren), war liebevoll mit Sperrmüllmöbeln ausgestattet und hatte für Studentenbuden einen hohen Standard. Ich höre noch den Ruf: „Unten steht ein besseres Esszimmer auf der Straße“ – der hastige Tausch des Mobiliars war vollzogen, und lange hat diese Garnitur zu den Mahlzeiten ihre Dienste verrichtet. – In Mannheim ist ein Museum zeitgenössischer Wohnkultur. Da sah ich einen fast identischen Tisch mit Stühlen einige Jahre später. Doch konnte ich dem jungen Paar nicht verdenken, dass ihnen irgendwann eine IKEA-Garnitur besser gefiel.

Ronald und Carsta hatten ihre Verlobung gefeiert. Wir hatten hier in Langenhain das ganze Wohnzimmer ausgeräumt, und die Tische aneinandergestellt zum Kaffeetrinken. (Wir hatten viele alte Tische mit Einlegeplatten aus unserer ehemaligen Kölner Kirchengemeinde übernommen, als diese neues Mobiliar anschaffte.) Alle großen Kinder halfen mit, die Zimmer umzuräumen. Die Flokatiteppiche wurden bei einer solchen Gelegenheit geklopft. Ich konnte mich dann auf Kuchen backen, Torten garnieren und Tische decken (auch mit Hilfe) kümmern, da die praktische Durchführung der Umräumaktion von der Familie übernommen wurde. Trotzdem war mir ein bisschen unwohl, wenn alles umgestellt war. Ich sehe mich Sonntags abends ermattet auf den Stuhl sinken, der wieder in alter Ordnung stand. Konfirmation und Kindtaufen hatten sich schon Jahre als Familienfeste etabliert. Wir luden sparsamst ein, trotzdem brachte so eine Feier immer erhebliche Mehrarbeit mit sich. Erst bei den jüngsten Kindern leistete ich mir bei den Konfirmationen, mittags essen zu gehen, was ich als große Entlastung empfand.

Ronalds Hochzeit wurde in Köln bei den Schwiegereltern gefeiert. Bei wunderschönem Wetter bot deren großer Garten einen angemessenen Rahmen für das von der Lufthansa gelieferte Essen. Meinen jüngeren Mädchen nähte meine Mutter lange Röcke zu passenden gleichen T-Shirts. Falk war noch keine 2 Jahre und morgens entsprechend früh wach. Ich sehe mich noch mit ihm an der Hand durch den verschlafenen Vorort Brück wandeln, um die Zeit herumzukriegen, ehe die anderen Gäste ausgeschlafen hatten.

Ronald und Carsta machten eine Weltreise. Mit der transsibirischen Eisenbahn durchquerten sie Russland. An einer schweren Darminfektion erkrankt, musste die bedauernswerte Braut 8 Tage in Chaborowsk ins Infektionskrankenhaus, doch konnte das Paar die Reise weiter mit dem Fährschiff nach Japan und



von dort nach Thailand, China und Bali fortsetzen. Als sie auf dieser Insel ein rätselhafte Fiebererkrankung erwischte, buchten sie den Rückflug um. Ich holte sie vom Flugplatz in Frankfurt ab. Ronald genoss den im Sonnenschein liegenden Taunus und verlangte nach Sauerbraten. Wie Ronald liebe ich meine Heimat und habe oft Heimweh auf Reisen. Doch schon ein startendes Flugzeug erweckt das Fernweh, das zu beschreiben genauso unmöglich ist wie Heimweh. Dem kleinen Falk las ich abends oft ein Kinderbuch „Das lila Haus“ vor. Die Passage: „Heimweh ist wie der Geruch von Zimtplätzchen, wenn keine da sind“ fand ich faszinierend. Bei mir zu Hause gab es diese Sorte Kekse nicht, doch eine bestimmte Art von Duft versetzt uns an einen anderen Ort, in eine andere Zeit. Bei Marcel Proust sind es die Madeleines, die ihm die Jugendzeit versüßten. Wer diese Art von Erinnerungen nicht hat, ist wahrscheinlich wirklich ein „armes Schwein“. Ich glaube, dass diese heimliche Sehnsucht nach Wärme, Geborgenheit und Nestgeruch Ausdruck einer – trotz allem – harmonisch verlaufenen Kindheit ist. An dem Nachmittag von Ronalds Heimkehr fand ich diesen im Gästezimmer nach einem Buch schauen. Ich fragte ihn, was er suche. Er antwortete: dass es im Norden Russlands so interessante alte Holzkirchen gäbe – da wolle er unbedingt hin – wie gut konnte ich das nachempfinden. Beim Auspacken vom Koffer bleibt mein Blick unter Umständen auch an einem Reiseprospekt hängen, und die Reiselust ist wieder da. – – –

Gernot hatte sich durch Fehlbelastung bei einer Langlaufskitour 1979 ein Oberarmsyndrom eingehandelt. Er bekam eine 4-wöchige Kur in Bad Gandersheim genehmigt. Dort wurde er generaluntersucht und nichts weiter Bedrohliches festgestellt. Ich besuchte ihn dort und hatte ein separates Zimmer, so dass ich nachts ein enges Einzelbett mit meinem Mann teilen musste, was nicht mehr so einfach war wie mit einem mageren Studenten. Eine Gewichtsreduktion hatte der Arzt nicht für notwendig gehalten. Wir besichtigten wieder einmal Göttingen und Einbeck, was als reiches Bierbrauerstädtchen ab dem 15. Jahrhundert beeindruckende Bauwerke hinterlassen hat, so dass ich später noch öfter dorthin eine Stippvisite machte.

Wir beschlossen, in Alassio im Sommer zwei Ferienwohnungen zu mieten. Ich glaube, ein Grund für dieses Reiseziel war das Verbot, auf dem Bodensee Motorboot zu fahren. Wir hatten sehr schöne Wohnungen mit tollem Meerblick vom Balkon. Arrigo hatte seine spätere Frau mit. Ich hatte gehofft, diese würde vielleicht mit kochen helfen. Aber bei der Hitze hatte keiner Lust dazu. Einkaufen war lästig, weil man das Auto nicht bewegen durfte, um den Parkplatz nicht zu verlieren. In den engen Gassen war auch kein vierrädriges Fahren möglich. Morgens schleppte ich Milch und Baguette. Die Jugend schlief länger. Wir kauften drei Abos für Mittagessen, die wir täglich umschichtig verzehrten. Finanzielle Vergleiche mit Strandnachbarn ergaben, dass man mit Halbpensionquartieren wesentlich günstiger weggekommen wäre. Nudeln haben wir ab und an gekocht.

Die Dunstabzugshaube blies praktischerweise den Essensgeruch ins Zimmer zurück. Bestätigt wurde mein Vorurteil, dass Ferienwohnungen für eine Hausfrau keinen Urlaub von der täglich gleichen Sorge um die Mahlzeiten bringen. Mein Mann kümmerte sich um die eine Wohngemeinschaft. Ich hatte in der anderen den Vorsitz. Die Balkons grenzten aneinander. Nachts kam der Partner über das Balkongeländer „fensterln“. Ich hoffte damals schwanger zu sein, weswegen ich die räumliche Trennung befürwortet hatte um den Fötus nicht zu gefährden. Mit niemandem sprach ich über solche geheimen Wünsche. Dass Gernot nachts herüber kam, empfand ich natürlich als rührend und genoss es.

Leider hatten wir nur 3 Tage Freude am Boot fahren. Wir tuckerten bis zur Insel Gallina. Rückzu kam frischer Wind auf, ich war richtig durchgefroren. Nachts bei einem Gewitter mit Sturmböen kenterte das Boot, was an einem Pfosten ca. 30m vom Strand im Meer verankert war. Es war schwierig, den schweren Motor zu bergen, der natürlich durchtränkt seine Dienste verweigerte. Für den Rest des Urlaubes mussten wir ohne dieses technische Hilfsmittel auskommen, es wurde also gesegelt. – Gernots großer Citroen wurde aufgebrochen. Um die Heckscheibe wieder eingesetzt zu bekommen, musste er einen Tag nach Nizza fahren. Auch die Hinfahrt nach Italien in der Nacht mit Arrigo, Andrea und Falk habe ich als sehr anstrengend in Erinnerung. Ich hoffte, auf der Ladefläche ruhen zu können, während Arrigo fuhr. Doch die Schweizdurchfahrt mit den engen Kurven machte dies magenmäßig für mich nicht möglich. Als ich ab etwa 4 Uhr morgens fahren sollte, sah ich Doppelbilder und weiß seither, dass mein Blutdruck morgens nach schlafloser Nacht zu niedrig ist, um sicher Auto zu fahren. Da auch andere Menschen nachts und früh morgens Schwierigkeiten haben können, ein Fahrzeug zu lenken, entscheide ich mich seither lieber gegen solche Strapazen. Ich steuerte damals eine Raststätte an, um einen Kaffee zu trinken. Arrigo ist dann nochmals gefahren. Mein Mann kam gleich vom Bodensee tagsüber, wo er vorher schon Urlaub mit einem Teil der Kinder gemacht hatte. Außer Arrigo und seiner Freundin waren Kai, Carena, Dunja, Ronja und Falk mit. Auf der Rückreise standen wir stundenlang in bratiger Hitze auf der Autobahn. Falk schlief. Ich horchte immer, ob er noch atmete. Damals hatte ich einen kurzen Jeansrock mit Metallknöpfen an, die so heiß wurden, dass ich mir die Finger daran verbrannte. Kurz nach Basel fuhren wir von der Autobahn ab, um etwas zu essen. Wir sind dann nach Hause durchgefahren.

Im Album blättere ich nach, was alles noch in den ersten Langenhainer Jahren passiert ist. Natürlich wird immer bei besonderen Anlässen fotografiert. Weihnachten packen die glücklichen Kinder ihre Geschenke aus. Wie sie alle gekleidet sind! Manche Blusen, Pullover und Hosen erinnere ich bei meinen eigenen Nachkommen gar nicht mehr und muss sie doch oft genug aus der Waschmaschine und dem Trockner entnommen haben. Faszinierend die Bilder vom Dach

des Hauses auf die kahle nüchterne Gartenanlage, wo jetzt hohe Bäume und Sträucher stehen. – Schlussbälle gab es mit der entsprechenden Festkleidung, Dokumentationen von Hochzeiten, deren Partner längst geschieden sind und die diese Paare voller Hoffnung auf ein gemeinsames Leben schlossen. Wie gut, dass wir nichts im voraus wissen und die Gegenwart genießen können. – Dass meine kleinen Mädchen auf einem Foto so schicke Nachthemden anhaben, erfreut mich besonders, weil ich mich gerade aus gegebenem Anlass fragte, wieso erwachsene Frauen noch heute total spießige Nachthemden bis oben zugeknöpft tragen.

Nach Wien und Dubrovnik bin ich mit Torulf, Arrigo und Orlando 1974 gefahren. Torulf hatte einen gebrauchten VW-Bus gekauft, dessen ausgeschlagene Lenkung mir auf der Autobahn bei entsprechendem Seitenwind solche Probleme machte, dass ich solche Fahrzeuge nicht mehr lenken mag. Ein ehemaliges Pflichtjahrmädchen meines Schwiegervaters war Wienerin. Wir haben diese Afra Palla überrumpelt, in ihrem winzigen Wohnzimmer unter dem Konzert-Flügel unsere Luftmatratzen ausbreiten zu dürfen. Sie war gerade von einer Reise heimgekommen und hatte unsere schriftliche Anmeldung nicht rechtzeitig absagen können. Jetzt, wo ich selber älter bin, kann ich besser verstehen, wie unwillkommen ihr unsere Invasion war. Doch hat dieses Wiener Mietshaus mit Concierge, ihr echter Wiener Gugelhupf zum Abschied, ihre internen Kommentare zum österreichischen Geschehen, uns ein Wien erleben lassen, was wir so hautnah sonst nicht präsentiert bekommen hätten. Mir hat diese Stadt einen großen Eindruck gemacht. Ich will noch einmal dorthin, um zu sehen, ob Budapest oder Wien schöner ist.

In Dubrovnik besuchten wir Fradls, ein Künstler-Ehepaar. Er erzählte aus seiner interessanten Vergangenheit, u. a. als Zoodirektor in Budapest, wo er erlebte, dass ein Tierpfleger von seinem Lieblingslöwen mit Maul- und Klauenseuche angesteckt wurde und starb. – Die Bekannten hatten uns in der Nähe eine kleine Wohnung in einer Art Jugendhotel angemietet. Sie waren sehr bemüht. Die Altstadt von Dubrovnik fand ich total beeindruckend, wie ein Relikt aus dem 17. Jh. unverändert erhalten. Auf dem Fußweg dorthin jagte ein Hund eine Ratte, die Schutz in Arrigos Hosenbein suchen wollte. – Leider war es temperaturmäßig nicht so frühlingshaft, wie ich erhofft hatte. Auf dem Weg von Österreich nach Jugoslawien waren wir am Neusiedler See vorbeigekommen. In milden Sommern kann dieser See total austrocknen. Ich war enttäuscht, dass die Ufer so verschilft waren und man keinen Gesamteindruck genießen konnte. Die Wasserfälle von Plitwitze, die damals in einem Film eine Rolle spielten, nahmen wir auch in Augenschein. Diese Reise beeindruckte mich sehr. Rückzu haben wir noch in Jugoslawien in einem billigen, total dreckigen, kleinen Hotel übernachtet, weil wir wegen der verschneiten Bergketten verspätet waren. Am Ostermontag quälten wir uns in stundenlangen Staus nach Hause.

Meine Mutter hatte mich zu einer Südengland-Kulturreise eingeladen. Haupt-

inhalt waren die Kathedralen, z. B. Wales, Westminster und Salisbury. Die Ruine von Tinton Abbey hat mich besonders beeindruckt. Jahre später habe ich die Reise mit einem Freund noch einmal gemacht und bin auch mit dem Hubschrauber von Pensance auf die Silly-Ilands geflogen. Die tropische Vegetation, die ein Mönch einst nach Südeuropa gebracht hat (auch Pensance hat einen Botanischen Garten mit Farnbäumen, die ich damals aus ihren Ursprungsländern noch nicht kannte) gibt der Insel ein Südsee-Flair. – Dartmoor mit seinem berühmten Gefängnis hatte mich so interessiert, dass ich beim zweiten Besuch zwischen Heide und Felsen herumgeklettert bin. – Mit Mutter war ich geflogen. Das Flugzeug hatte mehrere Stunden Verspätung. Wir kamen erst nach Mitternacht in London an, wo meine Mutter nicht mehr protestiert hat, dass wir im 24. Stock des Lufthansa-Hotels ein Zimmer hatten. Ehrlich: Ich hätte mir vorher auch nicht vorstellen können, aus solcher Höhe aus dem Fenster zu schauen. Doch merkwürdigerweise hat man kaum das Gefühl viel höher zu sein als in einem vierstöckigen Gebäude. Einer der Mitreisenden ließ bei Besichtigungen über jedem Sarg ein Pendel kreisen und erklärte dann, ob darin ein Leichnam aufbewahrt war oder nicht. Nachprüfen konnten wir es ja nicht. Als aber dieser etwas seltsame Mensch eine Wünschelrute zog, die er mit Benutzungsinformationen weiterreichte, habe ich wirklich gemerkt, wie sich das Objekt in meiner Hand senkte, was mich nicht wenig verblüffte.

Arrigo hatte (1978) einen Blinddarm-Durchbruch, als er bei seiner Freundin in Hofheim war. Sein Appendix war schon vernarbt, sagte ihm der Arzt. Makenbererweise war er vom Urologen zweimal vorher auf Prostata-Entzündung behandelt worden.

Auch 1978 besuchte ich mit mehreren Kindern Tante Grete in Jena, Großes in Petersdorf und Farigunt, die jüngste Schwester meines Mannes, auf Rügen. Das alte Pfarrhaus aus dem 18. Jh. dort war herrlich (es ist einige Zeit darauf abgebrannt und abgerissen worden), die alte Kirche verfallen romantisch. Ich war erstaunt, dass aus westlichen Spenden die Familie so gut lebte. Ich erinnere mich an herumliegende angebissene Schokolade, – das kam bei uns sicher nicht vor. Die Schwägerin wirkte überlastet mit 4 Kindern, Pfarrhaus und Besuch. Sie suchte damals die „Selbstverwirklichung“ in Diskussionen, die mir dieses Schlagwort verleiteten, obwohl das Nicht-Anerkannt-Sein als Frau für mich auch so problematisch war.

Als ich 1979 von einem Wochenendtrip nach Hause kam, ließ mich mein Mann raten, wer uns zu Großeltern mache. Ich tippte auf Allard wegen seiner damaligen Freundin. Dass Torulf ein Mädchen heiraten wollte, was er letztthin ein- oder zweimal mitgebracht hatte, habe ich nicht vermutet. Dass er Probleme damit hatte, um die Hand seiner Freundin anzuhalten, registrierten wir belustigt, denn gerade dieser Sohn trat immer so betont selbstsicher auf. Seine Ehe hat jedenfalls schon bis zur Silberhochzeit gehalten. – Ich selbst war nicht besonders glücklich: „Klatsch,

klatsch Schenkelchen, die Oma wünscht sich Enkelchen“ zitierte Odilo Uschi Glas aus einem Film, den ich nicht kannte. Doch ich wollte mit einem vierjährigen eigenen Kind absolut nicht Großmutter sein. - Wir suchten wieder einmal nach Blütenblättern in Feld und Garten, damit unsere kleinen Mädchen an der wunderschönen Klosterkirche von Springiersbach bei der kirchlichen Trauung Blumen streuen konnten. Meine Schwiegertochter hat von Trier nach Wiesbaden zur Fortsetzung ihrer Ausbildung als Substitutin wechseln können. Das Paar suchte eine Wohnung. Gernot oder ich gingen mit zu Vermietern, um für die Mietzahlung eines Studenten zu garantieren. Doch ein zu erwartendes Kind war überall unwillkommen. Schließlich bewährte sich, dass Torulf als Schlagzeuger im Orchester bekannt war und aus soliden Verhältnissen stammte. Er wurde von einer Langenhainer Familie in einem Mehrfamilienhaus als Mieter akzeptiert. So hatten sie eine nette kleine Wohnung, als Silvester 1979 mein erstes Enkelkind Natalie geboren wurde. Nach dem Wochenbett versorgte ich das Baby tagsüber, das mir die Schwiegertochter morgens an der Bushaltestelle anvertraute, wenn ich den kleinen Falk zum Kindergarten brachte. Da ich diesen morgens meist wecken musste, hat er sich lange nicht allein ankleiden können, weil ich ihn im Eilverfahren selbst anzog. Wenn ihm auch nachträglich von den Geschwistern der Status des verhätschelten Nesthäkchens vorgehalten wird, so musste er damals genau wie die älteren Geschwister ein jüngeres Kind, das intensiver betreut wurde, akzeptieren.

Im Frühjahr 1980 fuhren Gernot und ich mit Ronald nach Konstanz, der sich dort für eine Arztstelle bewarb. Ich sehe uns noch zufrieden auf dem Fährschiff sitzen, weil das Vorstellungsgespräch positiv verlaufen war.

Für die Osterferien 1980 plante ich mit Angela und Orlando eine Türkeireise. Sie wurde kurzfristig aus politischen Gründen abgesagt. So flogen wir ersatzweise nach Tunesien. Wieso ich gerade mit diesen beiden Kindern die sicher nicht ganz billige Reise plante, weiß ich nicht. Wegen der Umplanung kamen wir auch erst nach Ablauf der Ferien zurück. Wir hatten sehr schöne Hotels: das eine gerade neu eröffnet mit leuchtend blauen Flokati-Teppichen, die ihre Flusen überall verteilten. Es war unerwartet kalt. Wir vermissten Handschuhe. - In der Wüste sah ich erstmalig eine Fata Morgana. - Ich habe mir damals eine Magen- und Darminfektion geholt, mit deren üblen Magenkrämpfen ich noch 2 Wochen nach Rückkehr zu kämpfen hatte.

Meine Schwägerin aus Australien war inzwischen zu Besuch gekommen. Ich lieh ihr und ihrem Mann 2 Wochen mein Auto. Seit sie 1952 ausgewandert war, war dies ihr erster Deutschland-Besuch. Sie brachte unseren Alltag ein bisschen durcheinander. Kurz vor dem Abflug musste sie z. B. schnell noch einen Cello-Kasten zum Mitnehmen kaufen. - - -

Am 1. Juli 1980 wurde unser zweites Enkelkind geboren. Ich hatte Bedenken,

ob ich wirklich schon zu Besuch kommen sollte, als meine Schwiegertochter aus dem Krankenhaus nach Hause kam, da ich selbst nach den letzten Entbindungen lieber allein gewesen bin. Carsta war mit Fieber entlassen worden und konnte wirklich Hilfe gebrauchen. So konnte sie im Bett bleiben. Ich versprach, ihr das Baby gewickelt zu bringen. Sie wollte mir gar nicht glauben, dass ich das so schnell erledigt hatte. Ich behielt ihr Verwundern, weil mich vorher noch nie jemand für meine Routine mit den Kindern gelobt hatte. – Die Schwiegertochter bat mich auch, die Wickelkommode so einzuräumen, wie ich es immer für praktisch gefunden hatte. Das habe ich gern getan. Leider kann man so selten von seinen Erfahrungen weitergeben und anderen die negativen ersparen. Mit dieser Schwiegertochter verstehe ich mich besonders gut, obwohl wir sehr verschieden sind. Unsere gegenseitigen Eigenarten akzeptieren wir und lachen darüber. Dass sie alle anderen Verpflichtungen dem wissenschaftlichen Arbeiten unterordnen kann, beeindruckt mich.

Meine Mutter wurde 1980 Ende Juli 80 Jahre. Ich fuhr 8 Tage mit ihr nach Borkum und besorgte meiner Schwester und meinem Schwager für das Geburts- tagswochenende ein Quartier, was sich als total heiß unter dem Dach erwies, als in diesen Tagen eine unerwartet große Hitze über der Insel lastete. Wie in alten Tagen organisierten wir eine Insel-Kutschfahrt für meine Mutter. Sie wollte dann im Herbst im Münsterland noch mit den Kindern essen gehen. In unserer Familie wurde traditionell nicht groß gefeiert.

Mein Mann plante, sich als Immobilienmakler selbstständig zu machen und wollte mit einem Hofheimer Unternehmen kooperieren. Maleika und Dunja feierten Anfang September ihre Geburtstage gemeinsam, als mein Mann zufrieden mit seinem künftigen Geschäftspartner nach einem Gespräch aus dem Atelierzimmer die Treppe herunterkam.

Gernot war beim Herausheben des Bootes in Unteruhldingen ausgerutscht und hatte eine Knieverletzung. Deswegen hatte er mit dem Joggen 3 Wochen ausgesetzt. Der Arzt fand die Verletzung abgeheilt genug. Odilo hatte sich von seiner langjährigen Freundin getrennt. So beschloss mein Mann, mit Orlando und Odilo bei einem Volkslauf in Mühlheim am Main mitzumachen, damit dieser von seinen Problemen abgelenkt würde. Statt sonst für 20 km trug sich mein Mann nur für 10 km ein. Nach 9 km brach er tot zusammen. Obwohl er direkt vor einem Rote



Kreuz-Posten umfiel, kam jede Rettung zu spät. Der herbeigerufene Notarzt hat noch zu reanimieren versucht – für die beiden Jungen qualvoll. – Um ca. 11:30 Uhr schellte bei mir das Telefon. Es war ein heiterer sonniger Sonntag. Der Braten duftete aus der Küche, der Tisch war gedeckt. Die Kleinen waren in der Kirche, die größeren Blasmusik-Spieler machten beim Freiland-Gottesdienst am Glaskopf mit. Elfrun war in Afrika, Allard und Angela auf Reisen von Konstanz nach Burghausen. Elke – sie war in jenem Jahr konfirmiert worden – war als einzige zu Hause, als Odilo mir am Telefon mit verschleierter Stimme sagte: „Papa ist tot.“ Als ich überhaupt den Sinn dieser Worte erfasste, fragte ich: „Ein Verkehrsunfall?“ Es ist schwer zu verstehen, dass jemand sozusagen „topfit“ morgens aus dem Haus geht und 2 Stunden später tot umfällt. Abends zuvor war ich neben ihm eingeschlafen mit dem letzten Satz, den wir zusammen gesprochen haben: „Sex ist ein gutes Schlafmittel.“ – Ich sehe das entsetzte Gesicht von Elke, ihre schreckensgeweiteten Augen und dann den heimgekommenen Kai, wütend mit dem Fuß aufstampfend, weil er zu der Zeit mit seinem Vater Ärger hatte wegen irgendwelcher Generationsprobleme und ihm kein persönliches Wort mehr sagen konnte. Nachträglich wirft seine spontane Reaktion ein sehr positives Licht auf die Vater-Sohn-Beziehung. Ich schrieb schon: Das Essen war fertig. Wir aßen. Ich kam mir vor, als spiele ich eine Rolle in einem Theaterstück. Diese Schauspielerin lief zum Nachbarn, läutete, klopfte an die Tür und rief: „Mein Mann kann nicht mit segeln gehen, er ist tot.“ – Makaber – – aber ich musste doch Bescheid sagen. Irgendwann fiel mir auf, dass mein roter Sommerrock im Gypsi-Look nun wirklich unpassend war.

Die 95jährige Tante Eva rief vom Bodensee aus zurück: „Ist das wirklich wahr?“ Der Pfarrer, der Milchbauer – die Nachricht wollten sie einfach nicht glauben. Wieder einmal schien die Sonne vom wolkenlosen Himmel wie bei Varunas Tod. – Mein Mann war so oft fort gewesen, beruflich jahrelang die ganze Arbeitswoche – er würde doch auch diesmal wieder kommen. Es war gewiss nur ein schlechter Traum. Über Wochen und Monate verschwand er langsam aus meinem Leben und blieb doch gegenwärtig in den Bewegungen der Kinder, ihren Augen, ihrer Liebe. Viel zu früh war er gegangen, unfasslich für den kleinen Falk Ertay: „Wo ist Papa jetzt?“ – „In dem Sarg.“ – „Ach, ist das die Kiste?“ – – Bei der Beerdigung murmelte der Jüngste: „Mir ist langweilig.“ – Es war trübes kaltes Wetter. Ich schaute zum Friedhofseingang, weil Elfrun doch noch kommen musste – sie hatte in Brüssel den Anschlussflug nicht bekommen. Andrea, Arrigos spätere Frau, hat so geweint. Sie stand mir direkt gegenüber bei der Trauerfeier draußen auf dem Friedhof vor der Leichenhalle. Damals gab es noch keine Kapelle in Langenhain. Eine angeheiratete Kusine hatte mir einen schwarzen Mantel geliehen. Ronalds Frau und ich wollten in Hofheim Trauerkleidung kaufen und bekamen natürlich nicht das, was wir wollten. Was ich selbst unter dem Mantel ange-

habt habe, weiß ich nicht mehr. Später kaufte ich mir schwarze Kordhosen. Es wurde ja Winter. Mir passte Größe 38. Ich hatte 10 Pfund abgenommen und blieb ca. 5 Jahre auf 50 Kilo.

Ronald und Carsta kamen vom Bodensee mit dem kleinen Ruwen und schliefen mit in meinem Schlafzimmer. Im Garten blühten Gernots Lieblingsblumen, die Dahlien. Die Kinder haben den Sarg sehr schön damit geschmückt. Ansonsten war alles wie immer: Rasen mähen, Brombeeren ernten, Marmelade kochen. Auf Fotos sehe ich Mechthild Hanisch und Mecki aus Afrika, sie machte zu der Zeit ihre Schwesternausbildung in Köln. Wo haben sie alle geschlafen? – Die DDR-Verwandten durften kommen. Ich stand still und traurig abseits, als sich die Ost- und West-Geschwister freudig in die Arme schlossen. – Ich fühlte mich verlassen und einsam. Alle waren beschäftigt. – Ich meist auch: Es ist dieser eine Augenblick, der mir so schemenhaft schmerzlich die Verlorenheit aufzeigt. Ich war gewohnt, meinem Familienbetrieb alleine vorzustehen, mit den täglichen Schwierigkeiten allein fertig zu werden. Mein Mann war für mich mehr das Kuschtier zum Relaxen gewesen als der Partner für die Familienprobleme.

Die Rente musste beantragt werden, das Testament bestätigt etc. Die Kinder halfen bei dem Bürokratismus, besonders die Zwillinge. Fassungslos starteten wir die Rentenbescheide an: Wir bekamen alle nur die Hälfte des wenigen, was wir errechnet hatten. 13 Kinder mussten noch Halbwaisenrente bekommen. Unsere zuständige Rentenstelle in Hofheim konnte mir nicht erklären, erst die BfA in Berlin erläuterte mir, – was mein Mann wohl auch nicht wusste – dass volle Rente nur bis zu 4 Kindern gezahlt wird. Nach welchem Schlüssel eingekürzt wurde, wissen wir nicht genau, doch es blieb für Witwe und Halbwaisen nur ca. die Hälfte über. Für mich waren das etwa 470 DM im Monat. Heute ärgere ich mich, dass ich die Rentenbescheide nicht der Bild-Zeitung vorgelegt habe. Die Allgemeinheit sollte schon wissen, dass Kinderreiche so schlecht abgesichert sind.

Mein Mann hatte eine Lebensversicherung über 200.000 DM abgeschlossen. Damit hätte ich die Hypothekenschulden bezahlen können. Doch ich hätte die Unterhaltskosten für das große Haus nicht mehr finanzieren können, wenn immer mehr Kinder aus dem Haus gingen. Also blieben die Belastungen auf dem Haus bestehen. Für einen kleinen Bundeskredit kam eine Extra-Versicherung auf. Makaberweise war eine reine Lebensversicherung über 30.000 DM drei Monate früher abgelaufen und nicht erneuert worden – logisch, wo mein Mann sich gerade selbständig machen wollte, mit noch unklaren Einkommenserwartungen. Ich bedauerte sehr, dass aus meiner Ausbildung als Arzthelferin nichts mehr geworden war. Ich hatte nämlich ca. 1 Jahr vorher versucht, einen Ausbildungsplatz zu bekommen und arbeitete einige Wochen bei einem Frauenarzt. Sogar zur Berufsschule war ich schon gegangen. Als alles fast perfekt war, wollte der Arzt plötzlich den Ausbildungsvertrag doch nicht unterschreiben. Wahrscheinlich wäre ich

wirklich eine gute Arzthelferin geworden. Die Berufsschullehrerin hat sich jedenfalls über die motivierte Schülerin gefreut. Es war nicht im entferntesten so, wie man es sich denken könnte, wenn die Schulzeit schon so lange zurück liegt. Ich hatte das Gefühl, den Jüngeren überlegen zu sein. Reife und Lebenserfahrung ließen mich schnell übersehen, wo es etwas an Wissen nachzuholen galt. Ich hatte das bis zur nächsten Stunde aufgearbeitet. Damals wurde der Einfluss der Sekten als genauso gefährlich wie Drogen für junge, ungefestigte Menschen angesehen. In der Berufsschule wurde ein 2-stündiger Aufklärungsfilm über Gurus und ihre Religionsdiktaturen vorgeführt. Ich fand das hochinteressant. Über dies Thema habe ich lange nichts mehr gehört. Vielleicht ist auf dieser Linie der Kampf gewonnen. Damals gab es noch kein AIDS. Diese Krankheit ist heute vordergründige Geißel der Menschheit.

Als ich den Ausbildungsplatz nicht bekommen hatte, habe ich 3 Monate lang bei Neckermann in der Mikrofilmabteilung gejobbt. Es war nicht einfach, Haushalt und Kinder bei Ganztagsarbeit zu versorgen. Ich erinnere mich noch an große Staubflocken im Wohnzimmer, weil ich nicht mehr täglich Staub saugte. Ich habe abends vorgekocht. Im Zug las ich gute Literatur, z. B. „Fürsorgliche Belagerung“ von Böll. Hätte ich die Azubi-Stelle bekommen, hätte mir die Zielsetzung sicher Kraft gegeben, mit dem Haushalt klar zu kommen. Meine Kinder hatten teils sehr negativ auf meine Pläne reagiert. Doch ich weiß noch, dass Angela, die ganz gegen meine Arbeiterei war, plötzlich auf meiner Seite stand, als der Arzt den Vertrag nicht unterschrieb, weil sie das als ganz schlimme Ungerechtigkeit mir gegenüber empfand. Ihre Solidarität hat mir sehr gut getan. – Ich hatte diese Ausbildung machen wollen, weil mein Mann keine sichere Stelle hatte, aber auch, um als Berufstätige anerkannt zu werden. Bei dem plötzlichen Tod meines Mannes war es nun wirklich schade, dass es mit dieser Ausbildung nicht geklappt hatte. Als ca. 5 Jahre später Anrechnungszeiten für die Kindererziehung als Rentenbestandteil eingeführt wurden, hätte es sich finanziell noch mehr gelohnt, wenn ich die ganze Zeit gearbeitet hätte. Ich hatte mich nach Gernots Tod erst einmal nicht um Arbeit bemüht, weil ich ja nun auch allen „Bürokram“ machen und mich um viele technische Dinge kümmern musste, die sonst Männersache gewesen waren. Nicht zuletzt wollte ich den jüngeren Kindern Vater und Mutter sein. In den letzten Monaten vor dem Tod meines Mannes hatte ich meine Einstellung zum Leben geändert. Ich hatte mich gewissermaßen damit abgefunden, das Muttersein als Aufgabe zu akzeptieren, die neuen Verpflichtungen den Enkeln gegenüber als Fortführung dieser Rolle anzunehmen und nicht mehr irgendwelchen Tagträumen nachzuhängen. Es war beinahe so, als hätte ich das Alter einer Matrone erreicht, die zufrieden ist, ihrem Mann zu gefallen, die Häuslichkeit zu genießen, das Erreichte als Ziel anzusehen, an dem man sich jetzt ausruhen kann. Schlagartig war nun dieses mühsam aufgebaute Ideal wie ein Kartenhaus zusammengebro-

chen. Die heile Welt der Partnerschaft von Tisch und Bett war jählings abserviert. Ich war nicht der Typ, so jung ohne Intimverkehr auszukommen. Natürlich sah ich meine Pflichten meinen Kindern gegenüber und die Priorität dieser Ansprüche. – Das Verlangen nach einem männlichen Partner blieb. Schon 2 Monate nach Gernots Tod schlief ich wieder mit einem Mann, dem ich dann Gefühle entgegenbrachte, die von seiner Seite sicherlich nicht erwidert wurden. Körperliche Befriedigung ohne zumindest Sympathie für den Partner ist mir zwar im Affekt möglich, hinterlässt aber einen Ekel, der mich anwidert, mein eigenes Verhalten bereuen lässt. Natürlich habe ich ständig über meine Situation nachgedacht und insgeheim wieder die Klassenkameradin beneidet, die ihre körperlichen Gefühle den Planspielen der Vernunft unterordnen konnte. – Jüngere Kinder können nicht verstehen, dass sie und ihre Liebe für die Mutter nicht ausreichen, diese glücklich zu machen, – oder jedenfalls nicht für jede Mutter. Ich hatte von meiner Mutter manchmal hören müssen, dass sie ihre Karriere für uns Kinder geopfert hätte. Ich wollte mich nicht opfern, denn die Nachkommen sollten mir nicht dafür danken müssen. In der Demutsrolle der auf eigene Bedürfnisse verzichtenden Mutter wäre ich verbittert und verhärtet geworden – nur indem ich selbst aß, trank und liebte, konnte ich meiner Aufgabe einigermaßen gerecht werden. Natürlich machten mir manche Kinder den Vorwurf, ich hätte sie nicht aufopfernd genug versorgt, jedoch aus meinem privaten Liebesleben holte ich mir die Kraft, den täglichen Anforderungen gerecht zu werden, vor Erziehungsproblemen nicht zu kapitulieren, das Leben positiv zu sehen.

Ca. 6 Wochen nach seines Vaters Tod bekam Ronald feierlich seinen Doktor-Titel im Schloss in Bonn verliehen. Bei den Schwiegereltern wurde abends gefeiert. Mir sind an dem Abend manchmal die Tränen gekommen, weil mein Mann sich nicht mitfreuen konnte. Auch ihm war die Karriere der Kinder sehr wichtig gewesen. Torulf, Allard und seine Frau bekamen ihre Doktor-Titel nur zugeschickt. Bei Kai konnte ich später bei der Verteidigung anwesend sein und einen kleinen Umtrunk in der Uni mitmachen. Er hat zu einem späteren Termin eine Fete gefeiert in einem schönen Herrenhaus mit Garten. Bei seiner Verteidigung war es irre heiß. Der prüfende Professor trug ein kurzärmeliges Hemd. Das Thema der Dissertation war Prüfungsangst. Der Diskussion konnte ich sehr gut folgen, obwohl ich sehr müde war, denn ich hatte die ganze Nacht wegen verspäteter Rückkehr von einer Orchesterfahrt im Zug gesessen.

Ronald zog von Konstanz aus mit seiner Familie nach Köln, weil er Hautarzt werden wollte. Er hat aber nach einem Jahr diese Facharztausbildung aus persönlichen Gründen abgebrochen und wurde Internist. Die Familie hat 3 Kinder. Ich besuche sie oft. Da wir 13 Jahre in Köln – wenn auch rechtsrheinisch – gewohnt hatten, blieb mir diese Stadt immer ein bisschen Heimat.

Von 1980 bis 1982 hatte ich mit Unterbrechungen tagsüber das Enkelkind mit-

zuversorgen, später noch den 11jährigen Sohn eines Nachbarn als Pflegekind. Dieser war zwar eigentlich nur zum Mittagessen bei mir, bei nicht pünktlichem Erscheinen musste aber nachgeforscht werden. Zwischenrein wohnte auch noch ein Sohn meines Schwagers bei mir, der das Fachabitur an der Schule in Hofheim noch einmal versuchen wollte, nicht nur als totaler Legastheniker ein Problemfall. Mit Hängen und Würgen hat er den Abschluss geschafft und auch für sich in unserer Gemeinschaft an Reife gewonnen. Manche erinnerlichen Zwischenfälle sind später erzählt lustig: der Neffe schmiss nach meinem Sohn Kai mit einem rohen Ei. Die Tatwaffe hatte er dem nächststehendem Kühlschrank entnommen. Worum es in der Auseinandersetzung ging? – Keine Ahnung! Der Junge schloss sich nach der Auseinandersetzung in seinem Zimmer ein. Kai und ich hatten nur eine Sorge: Er könne sich etwas antun!!

Arrigo und Andrea feierten 1981 Verlobung und heirateten 1982 ökumenisch in der Kirche in Langenhain. Im katholischen Gemeindehaus in Hofheim feierten sie ein schönes Fest. Andrea hatte dem alten schwarzen Mercedes Röschen auf die Radkappen gemalt. Die Braut mit weißem Kleid und Schirmchen, Arrigo im maßgefertigten Anzug (ich hatte in den Herrenausstatter-Geschäften gesehen, dass kein fertiger Anzug für eine Figur unter 50kg zu erstehen war) hatten eine Bilderbuchhochzeit. Sie wollte 4 Kinder, 2 Jungen und 2 Mädchen. Die haben sie auch bekommen und sind glücklich geblieben – ganz bürgerlich –.

1981 heiratete mein ältester Sohn. Seine Frau war auch Ärztin. Sie kannten sich noch nicht lange. Die Trauung wurde im Römer in Frankfurt vollzogen. Alternativ trug er eine weiße Latzhose, sie den damals üblichen Naturlook. Die Atmosphäre in dem historischen Saal war feierlich und gefiel mir. Außer den Schwiegereltern, mir und den Trauzeugen war nur noch meine Mutter anwesend. Wir gingen anschließend auf Gut Neuhof essen. Leider ist die Ehe nach ca. 20 Jahren geschieden worden. Ich habe die Schwiegertochter gern, obwohl sie ganz anders ist als ich. Sie gebar 3 Jungen. Das Ehepaar hatte viele Jahre zusammen eine Gemeinschaftspraxis.

Im Februar 1981 flog ich mit dem kleinen Falk Ertay nach Süd-West-Afrika zu meinem Schwager. Das Land, die Farm faszinierte mich, obwohl private Schwierigkeiten des Schwagers diesem ersten Besuch eine ganz besondere Note aufprägten. Mit der Hitze kam ich leidlich zurecht. In diesem Jahr waren es oft nachts noch 39° C dort. Gewitter zogen hin und her, brachten unerträglich hohe Luftfeuchtigkeit, doch keinen Regen für das nahe der Wüste gelegene trockene Land. Auf Plastikplanen legten wir nachts draußen unsere Matratzen aus. Als wir nach Swakopmund fuhren, heizten wir wegen der nächtlichen Kälte in dem gemieteten Haus den Backofen – ein krasser Gegensatz. Nie wieder habe ich es dort so frisch erlebt. Auf der Farm Kumkauas saßen wir abends auf der Terrasse und sangen zur Gitarre alte Volkslieder. Auf Ortwins Farm konnte ich fast täglich

mitfahren, neugeborene Karakulschafe einfangen, Schakal-Fallen kontrollieren, Gift legen, Windmotoren laufen lassen, Ramme von den Schafen trennen usw. Nachts saßen wir draußen, tranken Wein, Gin-Tonic und Whisky, der Vollmond stand zwischen dem Tor und den Wäschewannen. Dazu lief klassische Musik – viele Jahre bin ich dort im Januar oder Februar noch gewesen. Stundenlang haben wir dort schweigend gegessen. Manchmal haben wir auch über Gott und die Welt geredet. Dieser schwieg weiter über dem sternensäten weiten Himmel und ließ sich nicht in die Karten sehen. In dieser nächtlichen Stille rückten meine häuslichen Probleme in die Perspektive eines Lesenden, der sie nicht ändern kann und muss. Der Gastgeber ließ den Abend ausklingen mit melancholischen Klängen auf dem Klavier. – Spielte er immer in Moll?

Bei Tageslicht war die Farm nicht besonders romantisch mit der ausgebauten VW-Bank als Sofa auf der Terrasse, dem ausgebleichenen Plastikstuhl, der Küche mit dem alten Elektrokocher, dem sandverkrusteten Gewürzregal, dem im dortigen Sommer nicht benutzten Wohnzimmer und den vollgestopften ehemaligen Kinderzimmerchen mit Turmbetten, Türen alle aufgestellt, damit ein evtl. aufkommendes Lüftchen Kühlung verschafft. Das Licht machten wir nachts nicht an, damit keine Moskiten und Motten durch die nie vollkommen dichten Fliegengitter hereindringen.

Zweimal war ich mit dem kleinen Falk Ertay auf der Farm. Jahrelang noch lagen seine Sandklöße an der Terrasse langsam verwitternd. Vor der zweiten Afrikareise erschreckte der Kleine mich nachts mit einem Pseudo-Krupp-Anfall. Ins Krankenhaus eingewiesen sah die Ärztin einer Luftveränderung und einem Flug positiv. Ich selbst war zwei Tage vorher auf Glatteis ausgerutscht und hatte die Wirbelsäule angebrochen, was ich erst am Tag des Abfluges diagnostiziert bekam aufgrund erheblicher Bewegungseinschränkungen, weniger durch das Röntgenbild, das den Haarriss nur vermuten ließ aber heute die Verknorpelung zeigt. Auf der Farm legte ich die Matratze auf den Boden, weil das durchgelegene Bett dem Rücken nicht gut tat. Doch das Jeep-Fahren hat die Wirbelsäule problemlos mitgemacht. Entspannt zu sitzen bei Pistenfahrten kann man lernen. Es ist ein Mitgehen wie auf dem Pferderücken – doch den lerne ich erst später kennen. Wir erlebten eine Hochzeit in Afrika mit, die Trauung in der kleinen Kirche in Tsumeb. Wieviel habe ich schon in diesem ehemaligen Deutsch-Südwest erlebt, ehe es Namibia wurde! Stauend lernte ich als Besucher, was wir „Deutschländer“ alles falsch machen, die „richtigen“ Deutschen waren ausgewandert. Diese Auslands-Deutschen hatten nicht



ganz unrecht: wir sind auf unser Vaterland nicht mehr stolz, das die Nazis hervorbrachte. Dass es auch andere gute Traditionen gibt, wagen wir nicht mehr laut zu sagen. Doch für die Kinder ehemaliger Ausgewanderter ist Deutschland das „Gelobte Land“: seine Wurzeln möchte man gern in gutem Ackerboden haben. – Träumen wir nicht alle von der guten alten Zeit? Ich hörte die Argumente der Gastgeber an, ohne sie zu widerlegen, doch das war schwierig, wenn ich nicht allein sondern mit fremden Besuchern kam.

Ich las die Zeitung und wusste einigermaßen über aktuelle politische Ereignisse Bescheid. Doch mit meinem täglichen Leben hatte das Weltgeschehen wenig zu tun. Mittags musste das Essen auf dem Tisch stehen, die Betten gemacht sein, die Bäder geputzt, der Fußboden gesaugt. Es musste eingekauft werden, die Schularbeiten nachgesehen, das Instrument-Üben beaufsichtigt sein. Im Garten musste Verblühtes abgeschnitten, der Rasen gemäht, die Stauden hochgebunden und immer wieder gejätet werden. Trotzdem war das Gärtnern eher Erholung. Die Pflanzen protestierten lautlos bei Pflegefehlern, sie ließen sich geduldig spritzen, wenn sie von Läusen heimgesucht wurden. Wer jemals einen Kopfläusebefall in der Familie erlebt hat, weiß wie problematisch die Beseitigung dieser Plagegeister beim Menschen ist. Torulf sah morgens bei der kleinen Natalie so ein Tierchen im Haar krabbeln – doch da war längst die ganze Familie befallen, einschließlich der langhaarigen Großmutter. Zwei Jahre vorher hatten wir schon einmal eine solche Invasion erlebt. Dunja hatte dieses dreiste Ungeziefer wohl von einem Jugendherbergsaufenthalt mitgebracht. Diese gemeinen Parasiten saßen auch in ihren Wimpern, was der Kinderarzt nicht sehen konnte. Ich habe die Geduld gehabt, mein Kind davon zu befreien, was an dieser Stelle nur manuell möglich war. Damals wollte keines meiner Mädchen die Haare abschneiden lassen. Später fanden sie diese kurz geschnitten besser trotz der traurigen Gegenwehr der Mutter, der nie soo langes Haar gewachsen war.

9

Wenn ich allein verreisen wollte, musste der Haushalt möglichst perfekt weiter geführt werden. Die größeren Kinder vertraten mich während der Semesterferien. Ich bereitete sogar Essensvorschläge für die Mahlzeiten vor. Natürlich haben sich die Kinder manchmal beschwert, oder waren mit Regelungen nicht einverstanden wie der Sohn, dem ich mit pünktlichem leckeren Essen bei einer befreundeten Lehrerin meinte, eine prima Versorgung während meiner Abwesenheit zukommen zu lassen. Dass die Kinder am liebsten haben, wenn die Mutter rund um die Uhr für sie da ist, ist logisch und normal. Im Vergleich zu einer voll berufstätigen Mutter habe ich für meine Kinder sicher viel zur Verfügung gestanden. Ich habe meine Kinder sehr lieb, was ich mit den nüchternen Worten auszudrücken pflege: „Eine Mutter lügt, stiehlt und betrügt für ihre Kinder“ – wobei mir erspart blieb, diesen Beweis zu erbringen: So schlecht ist es mir gottlob nie ergangen. Trotzdem wäre ich mit meinem Leben jetzt unzufrieden, wenn meine Lebensleistung nur Brutpflege gewesen wäre. Die altherkömmliche Reduktion der Frau auf Haushalt, Küche und Kinder wollen jüngere Generationen nicht mehr klaglos hinnehmen. Der „Mann muss hinaus ins feindliche Leben, muss wirken und streben, erlisten, erraffen“ – – – Schillers Geschlechterrolle gilt heute nicht mehr. Ich wollte mich auch in der Welt umsehen, die ja nicht nur „feindlich“ ist und selbst beurteilen, worüber andere reden und schreiben. Ich wollte mein eigenes Leben genießen, Urlaub von der Verpflichtung rund um die Uhr. Meine Mutter schimpfte uns Kinder einmal „vergnügungssüchtig“. Dieser Vorwurf blieb hängen und machte mir oft ein schlechtes Gewissen. Welchen Anspruch hat ein Mensch auf Vergnügen? Was ist das überhaupt? – Ich versuchte immer meine Arbeit gern zu tun, weil mir immer warnend vor Augen stand, wie meine Mutter die Hausarbeit ständig als unwürdig und verabscheuenswürdig schlecht gemacht hatte und damit zur Strafarbeit degradierte. Nicht immer gelang und gelingt es mir, fröhlich den Kalk aus dem Spülbecken und von den Kacheln zu kratzen. Unkraut ziehe ich eher gern aus den Beeten, aber bitte schön nicht mit kalten Fingern! Gerade denke ich an den Schlager: „Jetzt wird wieder in die Hände gespuckt, wir steigern das Bruttosozialprodukt“ – so möchte ich immer arbeiten. Ich sehe uns noch wie die Verrückten zu dieser Melodie auf der Terrasse herumspringen. Vielleicht sollte man Animatoure für notwendige, weniger attraktive Arbeiten einsetzen. Na ja! Ein

Radio reicht ja schon.

Ich hatte schon erwähnt, dass ich kurz vor dem Tod meines Mannes das Gefühl gehabt hatte, einen Ruhepunkt erreicht zu haben, eine gewisse Zufriedenheit. Plötzlich war diese Ruhe vorbei. Als gesunde Frau im liebesfähigen Alter wechselte ich innerlich (manchmal auch äußerlich) meine Kleider, von denen einer Matrone in die attraktiven einer jungen Frau. Meine Gefühle waren ja nicht gestorben, sondern der Partner. Einer meiner Söhne charakterisierte mich einmal mit dem Wort Nymphomanin. – Ich habe oft darüber nachgedacht, wieviel sexuelle Wünsche „normal“ sind.

Anfang der 80er Jahre erklärten mir meine Söhne, die Ärzte waren, dass es neue Methoden in der Krampfadernbehandlung gäbe, die auch bei mir anwendbar wären. Ronald wollte damals Hautfacharzt werden und hatte eine Assistentenstelle an der Universitätsklinik in Köln. Es bot sich an, dort zur Untersuchung zu gehen. Doch der Chefarzt erklärte, meine Beine könne nur Prof. Hach in Bad Nauheim operieren. Ich suchte seine Sprechstunde in Frankfurt auf. Damals waren die Untersuchungsmethoden für heutige Verhältnisse archaisch grausam. Die Krampfadern wurden durch Baden im heißen Wasser „darstellbar“ gemacht. Ich hatte das Gefühl, sie würden jeden Augenblick platzen. Anschließend erklärte mir der Arzt, die Beine müssten operiert werden. Das Risiko sei nicht größer, als mit dem Auto von Frankfurt nach Darmstadt zu fahren. Da ich gerade an der Autobahn einen schweren LKW-Unfall gesehen hatte, schätze ich das Risiko größer ein als er. Doch hatte ich mich zu diesem Eingriff entschieden und ließ mich 1983 in der Privatklinik in Bad Nauheim operieren. Ich wählte Lumbal-Anästhesie. Während der OP fragte mich der Arzt, ob ich fände, dass in Deutschland genug für kinderreiche Familien getan würde. Die Diskussion fiel mir schwer durch die „Medikamenten-Müdigkeit“. – Die erste Nacht hatte ich noch große Schmerzen. Aber alles ging gut. Ich flog 6 Wochen später wieder nach Afrika, wo ich bei längerem Stehen noch Stützkniertrümpfe trug. Die langen Gummistrümpfe, die ich direkt nach der Operation tragen musste, erinnere ich noch mit Grauen. Ganz sicher machen sie eine alternde Frau nicht gerade anziehender. Wenn ich heute am Strand Frauen mit dicken Varizen sehe, denke ich, wie unästhetisch ich jahrelang herumlief. Aber ich vermied es in den letzten Jahren vor der OP, nacktes Bein zu zeigen. Jetzt müssen zwar noch jährlich Venen nachverodet werden, doch das ist mehr lästig als schmerzhaft. Seit damals sitze ich zu Hause abends auf dem Boden vor dem Fernseher und lege auch sonst die Beine möglichst hoch. Wenn ich viel mit angewinkelten Beinen sitzen muss, merke ich, wie meine Adern die Belastung übel nehmen.

Als ich aus dem Krankenhaus nach Hause entlassen wurde, sollte ich noch 6 Wochen nicht stehen. Deswegen übernahm die Krankenkasse die Kosten für eine Haushaltshilfe, weil mein jüngstes Kind erst 8 Jahre alt war. Ich saß mit hochge-

legten Beinen oder lief herum. Als ich ein paar Tage zu Hause war, rief spätabends Arrigo an, ob ich sein Baby versorgen könne. Seine Frau musste wegen Brustentzündung und hohem Fieber zum zweiten Mal ins Krankenhaus, aber man wollte das Kind nicht mehr aufnehmen. Ich habe die kleine Melanie auf dem Doppelbett liegend gewickelt und mit dem Fläschchen gefüttert. Die Herstellung der Fertignahrung war ja unproblematisch ohne weiteres Stehen. Wie meine eigenen Kinder ließ ich die Kleine abends mit gutem Gewissen im Körbchen, als ich einen Besuch machte. Rückzu bei überfrierender Nässe auf der Autobahn rutschte vor mir ein Taxi über die Fahrbahn. Mein Mercedes kam ebenfalls ins Schlingern, ich bekam ihn gerade wieder in den Griff am anderen Fahrzeug vorbei. Der Schock, dass ich niemandem zu Hause vor meinem Weggehen wegen des Babys Bescheid gesagt hatte, sitzt mir noch heute in den Knochen. Damals ist mir so richtig aufgegangen, was Verantwortung bedeutet. Ich machte mir große Vorwürfe.

1982 kam mein jüngster Sohn in die Schule: Wieder einmal ein Kind, was nicht gern in die Schule ging, wegen seiner Lese- und Rechtschreibschwäche nicht lernen wollte und viel Geduld erforderte. Da die großen Jungen trotz ihrer Legasthenie die Universität bzw. die Fachhochschule geschafft hatten, ging ich als Mutter die Probleme mit dem jüngsten Kind gelassener an.

Im Laufe der nächsten Jahre gab es mit den heranwachsenden Kinder anstrengende Auseinandersetzungen. Obwohl ich mir in Erinnerung an die Schwierigkeiten, die mein Mann mit dem ältesten Sohn hatte, sagen musste, dass er in dieser Situation auch keine Hilfe gewesen wäre, habe ich oft gewünscht, einen Ehepartner zur Seite zu haben, nur um mit jemandem reden zu können, der gleich betroffen war, eine entsprechende Lebenserfahrung hatte. In meine Beziehungen nahm ich die Sorgen mit. Meine Kinder wissen nicht, wie viele Stunden der Partner-Diskussionen ihren Schwierigkeiten gewidmet waren. Schon zu Lebzeiten meines Mannes hat eine Tochter Magersucht gehabt. Die Thematik der psychosomatischen Krankheiten war abendfüllend. Es tat gut, über die Sorgen zu reden mit jemandem, der mich gern hatte, auch wenn er kaum Rat geben konnte. Wenn man Probleme mit Außenstehenden diskutiert, sieht man doch manchmal Hintergründe und Fakten klarer. Andererseits brachte die Partnerbeziehung mit ihren Spannungen zusätzliche Schwierigkeiten in mein Leben mit den Kindern.

Wenn ich an diese Zeit des doppelten Rollenspiels zurückdenke, staune ich über die Leistungsfähigkeit, die ich damals hatte. Da ich tagsüber für die Familie arbeitete, führte ich sozusagen ein zusätzliches Nachtleben. Doch die Freuden der Partnerbeziehung, die mir damals Kraft für die Härte des Alltags gaben, sind mir heute Lebenserfahrung und glückliche Erinnerung.

Für kinderreiche Familien gab es in den 80er Jahren Zuschüsse für 3-wöchige Ferienaufenthalte in Freizeiteinrichtungen. So konnte ich 1981 und 1983 mit den jüngeren Kindern wieder nach Borkum fahren. Schon 1961 waren wir dort in dem

CVJM-Heim. Das riesige Haus direkt an der Strandpromenade hat für die Kleinen diverse Aktivitäten geboten. Bei dem reichhaltigen Angebot zu den Mahlzeiten war für die mäkligen Esser auch immer etwas Geeignetes dabei.

Wir machten einmal abends eine lange Strandwanderung. Ich ignorierte Maleikas Hinweis auf ein Gewitter in der irrigen Annahme, es handele sich um den Knall eines Überschallflugzeuges. In den Dünen sahen wir seltene Orchideen und Pirola. Doch rückzu ereilte uns das Unwetter am Jugendstrand, ca. 3 km von der Unterkunft entfernt. Durchnässt erreichten wir ein Strandlokal, von dem uns ein Taxi abholte. Meine von Regen und Sand verschmierte Brille hatte ich dort auf einem Stuhl abgelegt, auf den ich mich dann setzte. Das 6 Wochen neue Gestell war nicht zu reparieren. Als wir in unserer Behausung eingetroffen waren, versprach ich schuld bewusst den Kindern, morgens Brötchen zu schmieren, wenn sie nicht früh genug wach würden. Als alle schliefen, bekam ich Schüttelfrost. Meine einzige Sorge war, morgens mein Versprechen nicht halten zu können. Doch irgendwann schlief ich ein und erwachte gesund und rechtzeitig. Beim Aufenthalt 1983 waren die größeren Kinder im CVJM-Jugendlager, da nicht genügend Platz in dem Familienheim war. Auch ich war mit den beiden jüngsten Kindern in den Ostfriesenhof zwei Häuser weiter ausquartiert. In jenem Jahr war 3 Wochen lang schönes Wetter. Abends, wenn die Sonne die Häuserfront am Strand voll erhitzt hatte, schlichen wir ermattet wie damals im Sommer an der Riviera. Inzwischen habe ich solche Rekordhitze noch zweimal dort erlebt. Oft bin ich inzwischen auf Borkum gewesen, das ja schon der Sommerferienaufenthalt in der Kindheit gewesen war. – Meine Mutter verbrachte im hohen Alter jedes Jahr 2 oder 3 Wochen dort. Ich bin mit ihr zusammen zweimal eine Woche lang in einfachen Pensionen gewesen. Als sie nicht mehr allein reisen konnte, brachte meine Schwester sie hin, und ich holte sie ab. Ich blieb dann mit 1 oder 2 Kindern eine Woche in einem Billigzimmer. Als Dunja und ich in einem Sommer nur kaltes Regenwetter hatten, wollte ich nichts mehr von der Nordsee wissen. Doch kehrte ich zu diesem Urlaubsziel zurück, als ich mehr Geld in die Unterbringung investieren konnte. Wenn ich ein geheiztes Meerwasserschwimmbad im Haus habe, möglichst noch den zusätzlich teuren Meeresblick, fühle ich mich auf Borkum sehr wohl und bekomme immer wieder Heimweh dorthin.

Mein Verlangen, die weite Welt kennen zu lernen, war nach den beiden Afrika-Reisen noch größer geworden. Mit einem Freund reiste ich durch die USA. In der ersten Woche schon wurde auf dem achtspurigen Highway in Cansas City sein flacher Sportwagen von einem Truck erfasst, mehrmals abgestoßen und schließlich umgedreht auf die Gegenfahrbahn geschleudert. Mitten im Verkehr standen wir, wie auf einer Insel, gesund und verdutzt im verbeultem Blech. Der LKW-Fahrer kam gelaufen, total verstört, doch so glücklich, uns unversehrt zu sehen. Der Ärmste wurde später sogar verhaftet. Bis in den späten Nachmittag dauerten die

Verhandlungen erst bei der Polizei, dann mit der Versicherung und danach mit der Leihwagenfirma. Ich hatte damals schon eine Kreditkarte. Sonst wäre die Übernahme eines Ersatzwagens nicht möglich gewesen. In 6 Wochen haben wir ca. 10 000 km von den USA gesehen. Mich faszinierten vor allen Dingen Wüsten und Mondkraterlandschaften. Doch auch die alten Siedlungen in dem Canon de Shelley, der Petrified Forest, der versteinerte Stämme nicht nur im Baum-Charakter sondern auch Halbedelstein-durchsetzt präsentiert, fand ich hoch interessant. Auf die Schnelle wurden wir – mit entsprechender Lektüre – informiert über Ausgrabungen, Indianerprobleme, Schwierigkeiten der ersten europäischen Siedler und Goldgräber. Am späten Abend näherten wir uns Salt-Lake-City, erleuchtet wie eine Stadt aus 1001er-Nacht und lernten die Religion der Mormonen kennen. Mitten im Winter rutschten wir auf dem Eis in Mammoth-Springs im Yellowstone-Park, in dem wir uns weiter in geführter Tour mit einem großen Snowmobil bewegten zum Old-Faithful-Geysir durch Büffel- und Hirschherden. Es war um minus 20° C Grad. Die Heizung hat in dieser Gegend den Leihwagen nicht mehr richtig warm gekriegt. Doch in anderen Teilen der USA war eher ein milder Winter. Am Grand-Canon lag z. B. kein Schnee. Doch mussten wir einen Abstieg bei stellenweisem Glatteis abbrechen. In einem anderen Nationalpark in Kalifornien blieben wir im Schnee stecken, als mein Begleiter meinte, eine wegen Witterung gesperrte Straße doch fahren zu können. Kurz zuvor hatten wir noch an der Küste Mandarinen auf einer Plantage gekostet. Entsprechend leicht gekleidet bemühte ich mich, den Automatikwagen anzuschieben. Mittels einer untergelegten Decke gelang es schließlich. Ich bin mit diesem Objekt unterm Arm dann ca. einen Kilometer hinterhergelaufen, da man anhalten nicht riskieren konnte. Ich war eher froh zu Fuß, weil der Fahrer rückwärts am Abgrund entlang fuhr. Beim Gedanken an diese Strecke bekomme ich eine Gänsehaut, doch mit der hatte man in der dann dort verbrachten Nacht keine Probleme, denn der rotglühend bullernde Ofen im Blockhaus ließ mich nicht nur wegen der Brandgefahr höllisch schwitzen – – Wir sahen den National-Christmas-Tree der Amerikaner. Wir fuhren durch einen dicken Baum, sahen den ältesten und den höchsten: alles „world-famous“. Doch da waren auch die privaten Entdeckungen wie die roten Kamelien, die ich erst von fern für Rosen gehalten hatte, die riesigen Weihnachtssterne (Poinsettien) an den Straßen, die klassizistischen Häuser von Heureka, das alte russische Fort am Highway 1, dessen Kurven uns in einem jahreszeitlich verwaisten Badeort übernach-



ten ließ, in einem Holzhaus, dessen Fußboden sich gefährlich bog, in dem aber ein lokaler Schriftsteller seine bewunderten Bücher geschrieben haben sollte. Im ansonsten geschlossenen Haupthotel hatte der urige Besitzer uns den alten, aber schönen Holzofen angefeuert und Portwein zur Selbstbedienung hingestellt, als wir vom Essen zurückkamen, denn zu einem geöffneten Restaurant mussten wir doch noch einmal 6 km Kurven fahren.

Über San Francisco – ich mochte die Stadt und ihre originellen ausgeflippten Typen – und L.A. – in Hollywood mussten wir von AAA die Autotür öffnen lassen, weil der Schlüssel innen lag – erreichten wir San Diego, eine Stadt, deren Ambiente mir sehr gefiel und wo wir das beste mexikanische Essen bekamen. Nach Baha-Kalifornia konnten wir einreisen, obwohl die Leihwagenfirma das verneint hatte. An der Grenze in Tichuana erlebten wir die legendäre Autoschlange, rückzu kaufte ich sogar eine Ledertasche während der Wartezeit – sie hat lange ihren Dienst getan. In diesem kalifornischen Mexiko wuchsen riesige Kakteen in Wäldern, an denen allerdings Siedlungen voll Abfall lagen. Die Tankstellen hatten keinen Spirit, so dass wir eine Nacht im Auto verbringen mussten, als wir mit quasi leerem Tank an einer Säule standen. Ein Kanadier lieh uns eine Decke und lud uns zum Essen ein. Merkwürdige Menschen trafen wir, richtig „schräge Vögel“, z. B. einen Motorradfahrer mit Queensize-Bett auf dem Anhänger. – Die Hotels an der einzigen ausgebauten Straße waren toll. Eines bleibt in meiner Erinnerung als „Traumhotel“ mit Pool im Park mit riesigen Palmen und Bananenstauden, Segeljachten davor im offenen Meer. Abends verwies der grimmige mexikanische Wächter zwei streitende Betrunkene aus der Bar. Prügelnd fielen die Streithähne durchs geöffnete Fenster wieder herein, gottlob neben uns fest im Sessel sitzenden Zuschauern = der einzig wirklich aufregende Barbesuch meines Lebens! – Leider bekam ich auch schlagartig heftigen Durchfall. Ich denke, das Kaffeewasser an der Übernachtungstankstelle hatte für den morgens servierten Pulverkaffee nicht wirklich gekocht. Ich wurde zum unfreiwilligen Toilettentester, deren Qualität so war, wie man in Mexiko vermutet hatte. Unterwegs den Kakteenwald zu benutzen war hygienischer. Unten im Zipfel von Baha-California gibt es eine Eisenkirche, die von Eiffel, dem Erbauer des Turms in Paris, konzipiert wurde. Wer hätte das gedacht? – Auch die Bucht, in der die Walmütter ihre Jungen bekommen, haben wir besichtigt. Die Fontänen der riesigen Säuger waren gewaltig. Leider wurde es schon dämmrig beim whale-watching. Obwohl wir fast alle Orte nur streiften, haben sich Bilder fest eingepägt: Momentaufnahmen, präzise Umrisse in Gestalt und Stimme, zusammengesetzt zu dem Mosaik eines so vielgestaltigen Staates, der nur in seiner Flagge ein einheitliches Symbol hat. In Texas tanzten bei einer Wochenend-Party im Hotel die Farmer mit den legendären Hüten zu Elvis-Presley-Klängen. In New Orleans war ich vom Live Jazz in den Straßen hingerissen. Die Musiker waren schwarz und alt und spielten voll Hin-

gabe. Natürlich ist alles kommerzialisiert, doch für Geld machten sie ihre Musik schon immer. Ich lasse mich gern auf Stimmungen ein. Doch manche Schwingungen erreichen nicht den Menschen neben dir. – Wir machten durch Florida den Abstecher nach Key West, rechtzeitig um die Schau beim Sonnenuntergang zu erleben. Mit dem Service im Hotel war es in Florida enttäuschend, nachdem ich die Freundlichkeit des Personals in den USA so richtig schätzen gelernt hatte. In Europa fällt mir immer wieder auf, dass Dienstleistungen mit einer Gestik erbracht werden, als wären sie Gnade einer Almosenverteilung. Doch inzwischen versucht man auch hier in Deutschland Personal zur Freundlichkeit zu schulen. – Bei Aldi wäre es nicht nötig, wir kauften wegen der Discount-Preise sowieso.

Den Endpunkt der Rundreise setzte Charleston, was mir mit den frühlingshaf-ten Temperaturen, seinem südlichen Flair, dem Abschiedsdinner im schicken Hotel – die einzige Kakerlake dieser Reise sah ich dort im antikisierten Waschbecken – einen romantischen Eindruck hinterließ, der bei einem nochmaligem Besuch eventuell widerlegt würde.

Wieviel bleibende Eindrücke mir diese USA-Rundreise vermittelt hat, ist mir bei dieser kurzen Auflistung aufgefallen. Inzwischen habe ich durch zweimalige USA-Aufenthalte andere Orte kennen gelernt, neue Eindrücke hinzugefügt und Erkenntnisse vertieft, doch der „Rundumschlag“ als Gesamtschau ist für mich legendär.

Fast jedes Jahr im Januar/Februar flog ich nach Süd-West-Afrika, was 1989 als Namibia unabhängig wurde. Bis dahin stand es noch unter dem Protektorat von Südafrika. Wegen der Apartheid war dieses Land mit Sanktionen belegt, weswegen ich nur mit einem zweiten Pass von Süd-West-Afrika zurückreisen konnte nach Kenia, als ich im Anschluss an eine Gruppenreise privat noch 8 Tage in das Land unter südafrikanischer Hoheit flog, ehe ich den billigen Gruppenflug zurück nutzte. Die Schwierigkeiten, die dieser Abstecher mit sich brachte, gehören zu den Abenteuern, die – wie ein Reiseleiter einmal treffend sagte – erst schön sind, wenn man sie 5 Jahre später in der Kneipe erzählt. Ich verbrachte in Nairobi eine Nacht im Transitraum auf dem Fußboden liegend, um dann letztendlich am nächsten Tag nicht in das überbuchte Flugzeug zu kommen. Mit gesamtem Gepäck musste ich von einem zum anderen Angestellten meine Story wieder erzählen bzw. schwindeln, da ich aus politischen Gründen nicht von Windhuk nach Kenia eingereist sein konnte. Am Ende war ich in der nächsten Nacht in der Linienmaschine via Athen, aus der ich tags zuvor umgestiegen war. Die Sabena-Fluggesellschaft, mit der ich ursprünglich fliegen sollte, hat aber meine Abholer rechtzeitig über die geänderte Ankunftszeit verständigt.

Süd-West-Afrika mit seiner kargen Steppen- und Wüstenlandschaft hat es mir angetan. Sand und Steinformationen der Namib üben mit ihrer Weite und Ruhe

einen Reiz aus, den man demjenigen nicht erklären kann, der ihm nicht erliegt. Mich fragte einmal eine Frau, der ich Fotos zeigte – die natürlich das Flair nicht einfangen können – was ist denn da noch? – Eine Nachbarin machte mich unbewusst darauf aufmerksam, wie paradox meine Liebe zu der fast vegetationslosen Landschaft ist, wo ich doch zu Hause mit so viel Liebe den blühenden Garten pflege.

Immer wieder besuche ich die Etosha-Pfanne, suche mit dem Fernglas die Salzwüsten nach Löwen ab, versuche im Dickicht zu erkennen, ob sich dort ein Nashorn verborgen hat. Beglückt schaue ich dem Dik-Dik, dem Blauböckchen, der kleinsten Antilopenart, dem Vorbild des Bambi in die Augen. Ein Waran, das Urbild der Echse, ist jedes Mal wieder für mich eine Sensation. Den ersten erblickte ich, als ich mit Tochter Angela in der Etosha-Pfanne war. In den achtziger Jahren war es noch sehr preiswert, in diesem Land zu reisen. Der Flug war teuer, aber der Leihwagen und Quartiere waren für Deutsche billig. Heute ist zwar der Umtauschkurs sehr günstig für uns, aber die Preise haben sich der europäischen Touristik angepasst. Die Lodgen und Hotels bieten allerdings auch durchweg hohen Standard. In den achtziger Jahren habe ich fast ausschließlich auf den Farmen der Verwandten gewohnt oder bin in Camps untergekommen. Fasziniert haben mich in Namibia auch die Felszeichnungen um Twyfelfontain und am Brandberg. Immer wieder habe ich in sengender Hitze den Aufstieg zur „weißen Dame“ bewältigt und bin in der Mittagshitze zwischen den Platten in Twyfelfontain herumgeklettert. Im Laufe der Jahre ist inzwischen überall Führung, Wächter und gebührenpflichtiger Eintritt. Noch in den 80er Jahren war es schwierig, überhaupt den Zugang zu finden. In Twyfelfontain stiegen wir beim ersten Besuch falsch auf und blieben dann auch noch mit dem Auto im Sand stecken. Zufällig waren in dieser einsamen Gegend Straßenarbeiter, die den Wagen freischleppten. Den schwarzen Gabriel, der damals in einem verfallenen Bretterhäuschen Wächter war, hatten wir nicht gesehen, weil er sich beim Herannahen des Wagens erst „fein machte“, wie er uns nachträglich erzählte, denn damals kam nur ca. alle 6 Wochen jemand, die Zeichnungen besuchen. Ohne je diese Sprache gelernt zu haben, konnte sich dieser Schwarze gut deutsch verständigen. Durch Radio und Touristen hatte er die Wörter erlernt. Als ich in seiner Hörweite zu meinem Begleiter sagte: „Hier haben die Buschmänner wohl einfach herumgekritzelt“, drehte er sich um und sagte: „Nix gekritzelt, alles Kunst“. – Es gibt eine schwache Quelle dort. Wie erstaunt war ich, als ich dort Kaulquappen erblickte. Zwischenzeitlich hat ein Führer dort einmal mit Familie gewohnt. Doch seit in dem sandigen Flussrevier auf dem Weg von Khorixas zu den Felszeichnungen ein Luxus-Hotel-Camp errichtet wurde, wohnen Führer und Andenkenverkäufer dort. Ich war total verblüfft, als ich Ende der neunziger Jahre die Holzgebäude an dieser trostlosen Stelle errichtet sah: 1985 war dort ein Wohnmobil im Sand stecken geblie-

ben, als ich mit Angela von den Felszeichnungen zurückkam. Beim erfolglosen Schaufeln erlitt der Fahrer einen Hitzestich, den meine Tochter als Krankenschwester behandelte. Nach vergeblichen Bemühungen unsererseits tauschte ich meinen Leihwagen mit dem geliehenen PKW eines Ehepaares, die von der anderen Seite nicht passieren konnten, damit sie die Sehenswürdigkeiten besichtigen konnten, während ich mit der Frau des Wohnmobilwagenfahrers Hilfe holen fuhr bei einer kleinen Farm, die ich zufällig bei der Herfahrt erspäht hatte. Die beiden Schwarzen dort hatten nur die Bretter ihres Muli-Karrens zum Unterlegen unter das havarierte Fahrzeug. Alles verfügbare Holz im Umkreis war schon im Herd verbraucht. Dass einmal in dieser wüsten Gegend Hotelbetrieb sein würde, hätte ich mir nie träumen lassen. In diesem Jahr (2004) soll eine Flutwelle das Camp zerstört haben.

Mit einer älteren Bekannten bin ich den Caprivi-Zipfel gefahren bis Catima-Mullilo. Die Straße dorthin war damals noch unbefestigt mit riesigen Schlaglöchern und bei Regenwetter total versumpft. Als mir ein Reifen platzte, kam der Wagen von der Straße ab. Ich bekam gerade vor einem großen Felsblock wieder Gewalt über das Fahrzeug. Seither fahre ich auf den Schotterpisten nie mehr als 80 km/h. Wir durften nicht mit dem Leihwagen nach Botswana und Zimbabwe einreisen und haben eine abenteuerliche Tour zu den Viktoriafällen mit einer Führerin im klapprigen Landrover gemacht. Als wir trotz aller Schwierigkeiten die Wasserfälle erblickten, haben wir uns begeistert umarmt!! Bei einem anderen Namibia-Aufenthalt habe ich mit der Ölwanne des Wagens im Flussbett in der Nähe der Dinosaurier-Spuren aufgefressen, mein Koffer ist mir auf der Hauptstraße in Otjiwarongo gestohlen worden – Ein Gewitter und Sturm ließ mich allein im VW-Golf bei sintflutartigem Regen in der Etosha-Salzpflanze beinahe fortschwimmen. – Doch ich liebe dieses Land.

Ich hatte Fernweh auch nach anderen Ländern dieser Erde. Mit einem Kusine fuhr ich mit dessen Ford-Kombi Ende Mai mit dem ersten Fährschiff der Saison nach Island. Zwei Tage verbrachten wir hinzu auf den Färöer-Inseln. Die Campingplätze waren hier, wie auch teils in Island, zu dieser frühen Zeit noch nicht geöffnet. Dann schliefen wir nachts auf der Ladefläche des Kombis. Schnee lag am Straßenrand, die Nächte waren noch bitter kalt. Einmal besichtigten wir um Mitternacht einen Wasserfall. Man konnte um 2 Uhr nachts Briefe schreiben bei der Mitternachtssonne. Die Genügsamkeit des Fahrers und mangelnde Einkaufsmöglichkeiten machten mich hungern wie in der Nachkriegszeit. Doch die Vielfalt der Landschaft ließ die Entbehrungen vergessen. Wir erlebten azurblaue Gletscher, rote Vulkanerde mit den Tupfen weißer Singschwäne, Geysire mit gelb-schwarzen brodelnden Töpfen und einen Vulkanaufstieg bei südlicher Hitze und wolkenlosem blauen Himmel. Ein Farmer erzählte von Land und Leuten, über die ich auch bei Haldor Laxness nachlas. Eine Raubmöwe attackierte mich, als ich zu

meinem verlorenen Pullover in ihrem Brutgebiet auf einer riesigen schwarzbraunen Sandfläche zurücklief. Auf den Campingplätzen feierten die Einheimischen die hellen Nächte nach der sonnenlosen Zeit, ihre helle Haut von der Sonne rot verbrannt. Doch der Gedanke an die trostlosen Winter macht mir das Land unheimlich und die teils ungestüme Lebenslust ihrer Bewohner verständlich. Auf der Hinfahrt auf dem Schiff war es so heiß und sternklar gewesen, dass ich die Nacht in Decken gehüllt auf dem Oberdeck verbrachte. Rückzu füllte ich vor den Kabinen bei Windstärke 10 Aquavit aus dem Duty-free-Shop in einen Flachmann ab. Im wegen des Sturms menschenleeren Speiseraum unterhielt ich mich über Gott und die Welt mit einem französischen Studenten. Als der Wind abgeflaut war, begingen die Isländer sturzbetrunken einen Feiertag. Mit vielen Menschen sprach ich auf dieser Reise: mit Abenteuer-Motorradfahrern, mit einem deutschen Schäfer, der mit einem ihm anvertrauten gestrauchelten Jugendlichen zur Therapie in die Einsamkeit Islands fuhr, mit dem Tierarzt, der deutscher Konsul auf dieser Insel war, mit deutschen Handwerkern, die auf den Färöer-Inseln gefischt hatten. So habe ich auf dieser Reise nicht nur ein schönes Land kennen gelernt, sondern auch interessante Menschen und ihre Schicksale.

Ich wollte Indien kennen lernen. Als ich auf der Touristika in Frankfurt nach der billigsten Reisemöglichkeit suchte, sah ich einen Wagen der Firma Rotel mit seinen Schlafkabinen. In Malaga hatte ich so ein „Hühnerstall-Gefährt“ schon einmal verächtlich betrachtet und gedacht, so eingepfercht nie reisen zu wollen. Doch als ich mich an die noch weniger komfortablen Nächte auf der Kombi-Ladefläche in Island erinnerte, entschied ich mich tapfer für diese Reisemöglichkeit und erlebte Mittel- und Südindien intensiv auch in touristisch nicht erschlossenen Gebieten. Mit diesem Veranstalter Rotel zu verreisen war für mich eine Art Überlebens-training. Die aus allen Ecken Deutschlands und angrenzender Länder kommenden Reisetilnehmer sollen eine Kameradschaft bilden, ähnlich neuerberufener Rekruten in einer Kaserne. Mir ist es nicht in die Wiege gelegt, mit den „Ellbogen“ die Welt zu erobern. Drei Kabinenreihen sind übereinander zu belegen, sowohl als Einer- als auch als Doppelkabinen. Natürlich ist die Kletterei in das oberste Abteil mühselig. Ich hatte also eine solche Unterbringung. Als ich am zweiten Tag durch die dünnen Sohle eines Turnschuhs („Hallenschlappchen“) einen verbrannten Ast in den Fuß trat, tauschte niemand mit mir einen günstigeren Nachtplatz ein. Die Wunde vereiterte. Ich hinkte mühselig, was bei den Besichtigungen durch die einseitige Belastung des Körpers zu zusätzlichen Muskelschmerzen führte. Da es in Indien zu dieser Zeit noch keine Campingplätze gab, standen wir mit unserem Busanhänger an Hotels, in denen zwei oder drei Zimmer wegen ihrer Sanitäreinrichtungen angemietet wurden. Oft waren weite Wege vom Stellplatz zu diesen Räumen zurückzulegen, woran ich mich wegen meiner Fußprobleme so schmerzhaft erinnere, z. B., als ich die Zahnbürste vergessen hatte. Man bekommt Teller,

Tasse und Besteck, hilft evtl. bei der Essenszubereitung abends mit. Wir hatten bei dieser Tour einen Reiseleiter, der alles bestens organisierte. Er lebte seit ca. 20 Jahren in Indien und sprach 2 oder 3 der indischen Sprachen. Mit seinem Alkoholproblem lernten wir uns zu arrangieren, weil seine sonstigen Qualitäten seine allabendliche Volltrunkenheit vergessen ließen. Bei dieser Rotel-Reise musste fast nie selbst gekocht werden, denn an den einfachen Übernachtungshäusern der Inder organisierte der clevere Führer, dass für uns einheimisch frisch gekocht wurde – teils natürlich sehr scharf. Darüber hinaus kaufte er auf den Märkten kiloweise tropische Früchte. Jeder Teilnehmer durfte sich reichlich bedienen. Ich freute mich auch, dass dieser Mann fast alle Fragen nach Pflanzen und Bäumen beantworten konnte, was selbst bei Reisen mit teuren Veranstaltern selten ist. Seine exquisiten Kenntnisse der Geschichte und der Religionen ließ er uns während längerer Überlandfahrten in ausführlichen Vorträgen zuteil werden, womit die meisten Teilnehmer so überfordert waren wie mit den 3 bis 5 Tempelführungen pro Tag. Schließlich ist nicht jeder so gut vorbereitet und interessiert wie die Mitreisende, die drei Jahre lang auf dieses Reiseerlebnis hingearbeitet hatte. Ich bewunderte sie. Doch meine Art zu Reisen ist sicher nicht so wissenschaftlich. Ich staunte in Indien, wie viel älter die Kulturdenkmäler hier im Vergleich zu Europa waren. Ich konnte gar nicht glauben, dass die Tempelreliefs alle aus Stein gehauen waren, weil sie wie Holzschnitzereien wirkten. Immer wieder fasste ich verstohlen an, um mich zu vergewissern, dass man wirklich Stein so fein bearbeitet hatte. Die religiösen Unterschiede in den Darstellungen der Götter, ihre Zuordnung zu den verschiedenen Religionen, bemühte ich mich bald nicht mehr zu unterscheiden, sondern bewunderte einfach die Vielfalt und Kunst des Dargestellten, die Größe und Formen der Tempel und die indische Bevölkerung, die die Straßen in den Städten und Märkten überschwemmte. Ja wirklich: aus dem Ganges tauchten die Massen auf und brandeten von dort ans Ufer in ihren malerischen bunten weiten Gewändern, deren festlicher Überfluss sich mit der Fülle von Blumen und Früchten, die überall angeboten wurden, zu einem bunten Meer vereinte. Die heiligen Kühe bewegten sich gelassen in dieser Menge, an die Enge gewöhnt wie die geduldigen Menschen, die – ausgenommen die manchmal wirklich aufdringlichen Andenkenverkäufer – nicht hektisch wirkten und auch in Lumpen gehüllt eine gewisse Würde ausstrahlten. – In den ländlichen Gebieten beobachteten wir die archaischen Methoden der Bewässerung, des Pflügens, des Erntens und Dreschens, wobei die



clevere Bevölkerung unsere mitgebrachte Technik ausnutzte, indem sie die Hirse vor die breiten Räder unseres Busses warf. Inwieweit die Körner dann nicht gleich zu Mehl gemahlen waren, konnte ich nicht untersuchen, hatte überhaupt erst irrigerweise getrauert, der armen Bevölkerung die Nahrung verdorben zu haben.

Das Fehlen jeglicher Sanitäreinrichtungen in den Siedlungen der Armen war beeindruckend. Wenn wir sehr früh morgens losfuhren, z. B. wegen des dichten Verkehrs in Bombay, blickte man im Morgengrauen auf lauter nackte Hintern am Straßenrand. Selten gab es in Dörfern eine Toilette am Dorfrand. Unser Bus hielt an Äckern außerhalb von Siedlungen vor der Mittagspause. Meist fühlte man sich nicht recht vor Blicken geschützt, weil aller Boden landwirtschaftlich genutzt und entsprechend tagsüber bearbeitet wurde. Ich vermisste Möglichkeiten, anstatt in einer Gastwirtschaft zu sitzen auf einer Wiese zu liegen o. ä. Bis nach Covalam-Beach im Süden ging die Fahrt. Dieser Strand ist mir mit seiner unerträglichen Luftfeuchtigkeit bei höchsten Temperaturen und haushohen Wellen negativ in Erinnerung. Die Brandung brach einem Touristen das Bein. Ich wurde auch umgerissen und musste Schlange stehen, um mich und meinen Badeanzug in der einzigen Dusche für ca. 12 Leute provisorisch vom Sand zu säubern. An einem anderen Strand im Süden war es angenehmer. – Ich wunderte mich, dass der junge Ansichtskartenverkäufer, der in Deutschland studieren wollte, wirklich den Titel meines deutschen Buches „Leben will ich“ ins Englische übersetzen konnte. Es tat mir wirklich leid, wie beharrlich hier Heranwachsende um eine Bildungschance kämpfen mussten. Sympathische junge Männer bemühten sich liebevoll um alleinstehende Ausländerinnen. Ob sie ihre Liebesdienste auch verkauften, weiß ich nicht. Unerfahren wie ich damals war, hatte ich noch gar nicht gewusst, dass auch das männliche Geschlecht in der Horizontalen Geld verdient. Abends wimmelte der Strand am Meer von kleinen Krebsen: Als ich versunken am Strand Mond und Sterne in den Fluten spielen sah, stand plötzlich ein alter Fischer vor mir, dessen Augen über einem ungepflegten Bart grimmig blitzten. Sein Geschlecht war entblößt über dem hochgezogenen Kaftan, was noch unerotischer aussieht, als die in „Liebestöter – langen Unterhosen“ verpackte Männlichkeit. – Die Situationskomik konnte ich natürlich erst im nachhinein genießen. Seine gezückte Waffe war nicht tödlich (damals gab es AIDS noch nicht) aber bedrohlich. Mein lautes Schreien nach einem Inder, der Mineralwasser im nahen Strandrestaurant holte, hat den Unhold jedenfalls vertrieben, obwohl ich eine ganz schlechte Position hatte, als ich mich beim Aufspringen mit dem Fuß in meinem langen Rock verfang.

Ich war von Afrika gewohnt gewesen in superkurzen Shorts zu laufen, was da keinen Anstoß erregte. In Indien ließ ich mir von einem der vielen Schneider, die an den Straßen mit ihren Nähmaschinen saßen, einen Rock nähen (ich änderte ihn zu Hause in eine Schürze), da man mir zu verstehen gab, dass ich zu viel Bein

zeigte. Es war mir erstaunlich, wie sich einige der mitreisenden Damen trotz dieser primitiven Verhältnisse herrichteten, als gingen sie zu einer Großstadtparty. Eine trug lange weiße oder ganz helle Alternativkleider, angelehnt an den Sari-Look des Gastlandes. Wie diese es schaffte, so sauber auszusehen, blieb mir unerfindlich. – Den Gemeinschafts-Sanitärraum zum Waschen der eigenen Kleidung zu blockieren, ist nicht gerade kameradschaftlich. Die resolute Kölnerin, die mir in dieser Weise so negativ auffiel, war Hebamme im Ruhestand und machte diese Fahrt zum zweiten Mal. Zwei Lehrerinnen waren beim abendlichen Halt immer die ersten Badnutzer. Zu Zweien hat man natürlich bessere Möglichkeiten.

Leider kann man die Toilettennutzung nicht beschränken wie die Badnutzung. Bei meiner nächsten Reise mit Rotel nach Kenia und Tansania hatten alle anfangs an Durchfall zu leiden. Da waren die schlechten Sanitärverhältnisse ein echtes Problem. In den großen Nationalparks stand unser Bus auf Camp-Sides, die nicht, wie ich vom Etosha-Park – gewöhnt war, mit großen Zäunen vor wilden Tieren geschützt waren. Das „Plumpsklo“ war meist weit entfernt. In einem Park liefen Hyänen nachts auf dem Weg dorthin. Ich las abends im Bett und wurde auf diese Tiere draußen aufmerksam, als sie Eier mit den Zähnen aufknackten. Die Camper hatte diese in die Bäume gehängt, doch nicht hoch genug für diese Diebe. Zusammen mit einer unternehmungslustigen Holländerin pirschten wir uns noch näher an diese Tiere heran. Nachträglich musste ich mir sagen lassen, dass Hyänen nicht ungefährlich für Menschen sind und schon Zweibeinern im Zelt die Ohren abgebissen haben. – Neben der in Busnähe verteilten Notdurft sahen wir morgens frische Löwenspuren. – – –

Im Gegensatz zu der Kulturreise in Indien führte die Kenia-Tansania-Reise von einem Nationalpark zum anderen. Höhepunkt war die Serengeti, deren riesige ziehenden Gnu- und Zebra-Herden ein Film nie so darstellen kann, wie sie sich den Augen in der Natur darbieten. Im Amboseli-Park stand ich nachts und staunte, wie sich der Vollmond im Schnee am Gipfel des Kilimandscharo spiegelte. Mittags lagerte ich einmal am Ufer eines Flusses, legte den Reiseführer ab und schloss die Augen. Als ich sie öffnete, lief gerade eine junges Krokodil an meinen Füßen vorbei. Zuallererst dachte ich noch entzückt: „Ah, ein Waran!“ Verwandt sind diese großen Echsen ja auch. Mit dem Ranger fuhren wir eine halbe Stunde später um die Flussbiegung, wo ein ausgewachsenes Krokodil gerade eine Oryxantilope verspeiste. Bei einer Reifenpanne bedrohte eine Elefantenkuh den Fahrer = das einzige Mal, dass ich ein solches Tier wütend sah. Der Ranger rettete sich ins Fahrzeug so blitzschnell wie der schwarze Angestellte auf das Küchendach, als tagsüber Ortwins Schweinshund los war. Dass in Kenia und Tansania die Rangerfahrzeuge überall durchs Gelände fahren direkt vor das Versteck des Löwen, hat mich gestört. Sind auch die Chancen größer, seltene Tiere zu begucken, wird doch das Biotop zerstört und das Wild zum Zootier. Im Ngorongoro-Krater

beobachteten wir Nashörner beim Liebesspiel, eine Riesentrappe mit rotem aufgeblähten Kropf bei der Balz sah ich nur in diesem Teil Afrikas. In diesen Ländern setzt Rotel ein geländegängiges Fahrzeug mit integrierten Kabinen ein. Wir blieben einmal im Ufersand stecken. Es wurden spezielle Drahtroste für solche Eventualitäten mitgeführt. Auf solch einem Lochblech wurde auch abends ein vorgebratenes Spanferkel gegrillt. Der Reiseleiter erzählte uns, dass an diesem See, an dessen Ufer wir einsanken, einmal ein Gefährt aufgegeben werden musste, was buchstäblich im Sand verschwand. Als ich Jahre später in der Wüste Gobi in einem kleinem See baden wollte, sollte ich den Wahrheitsgehalt seiner Schilderung nachfühlen können. In Tansania stand unser Bus an einem Luxushotel, in dem wir auch abends aßen. In dem sehr schönen Park saßen Ochsenfrösche abends unter den Rosten der Gartenanlage und ließen ihre dumpfen Rufe ertönen, die ich schon vom Aufenthalt an den Viktoria-Falls kannte. – Die letzten drei Tage dieser Kenia-Reise stand der Bus an einem Touristenhotel in Mombasa am Strand. Wir bekamen Gutscheine zum Essen dort und durften auch den Pool nutzen. – Die Stahlterasse zu den Bus-Kabinen hatte sich schief abgesenkt, ich rutschte abends ab und fiel halb durchs Geländer. Mein Hosenboden und mein Gesäß hatten eine Klinke. Letzteres fühlte ich, als ich die nächtliche Ruhe noch zum Waschen in der Badewanne des von Rotel angemieteten Hotelzimmers nutzte.

Die winzigen Kabinen in dem Hotelbus bestehen quasi nur aus einem Bett mit Fensterchen darüber. Man kann nicht einmal aufrecht sitzen. Das dicke Federbett ließ ich unter der Matratze verschwinden und nutzte nur den Bettbezug. Waren einmal ganz selten kühle Nächte, zog ich eine Jacke über. – Auf der Afrika-Reise sollte man sich ein Moskitonetz mitbringen. Ich habe es nach einem Tag wieder entfernt, weil ich das Gefühl hatte, überhaupt keine Luft mehr in dem winzigem Abteil zu bekommen. Ich las Marcel Proust „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ und hörte mit ihm fasziniert das Meer in der Bretagne aufbranden. Mir ist es wirklich möglich, in einen Roman oder Film so einzutauchen, dass ich buchstäblich das Salz im Seewind schmecke. Immer wieder musste ich eine Mücke killen und war entsprechend verstoßen und genervt. Mir bekam Resorcin nicht, so habe ich endgültig nach der Caprivi-Fahrt beschlossen keine Prophylaxe mehr zu machen. Ich versuche mit Insektenschutzmitteln die Gefahr zu mindern. Leider lieben mich die Moskiten. Ich scherze immer, dass sie für mich noch in 2 km Entfernung umdrehen. Saßen wir abends auf der Terrasse von Ortwins Farm, wurde immer nur ich zerstoßen. Ich bemerkte, dass die Moskiten durch die Wärme der neben mir schnurrenden Katze angelockt wurden, deren Fell sie nicht durchdringen konnten und dann bei mir landeten. Wegen der Benutzung unseres Sandkastens und der Beete für hinterhältige Zwecke sind mir Katzen schon immer unsympathisch gewesen, und dieser neuentdeckte Nachteil machte sie bei mir noch unbeliebter.

Ich weiß nicht mehr, wann ich die Neckermann-Rundreise durch Griechenland machte. Ich teilte das Zimmer mit einer Touristin aus einfachen Verhältnissen. Manchmal war es beinahe peinlich, wie devot diese versuchte mir in den gemeinsam benutzten Räumlichkeiten den Vortritt zu lassen. Ich war sehr gespannt auf die antiken Stätten gewesen. Der Bezug zu griechischen Göttersagen stellte sich auch vor Ort nicht ein. Ich saß im Bus, hörte den Reiseleiter von den entsetzlichen Grausamkeiten der antiken Vorstellungswelt erzählen und versuchte, mich in die altgriechische Bevölkerung jener Tage zu versetzen, die in einer solchen Welt von Angst und Schrecken lebte. Doch auch Europas alte Kirchen sind voll mit grässlichen Darstellungen von Hölle, Teufel und Fegefeuer. – – – In Griechenland habe ich, wie später auf der Sizilien-Rundreise und bei den antiken Ausgrabungen in der Türkei oft „abgeschaltet“ bei den Erklärungen und die Ruinen der Tempel und Städte mit Goethes Augen betrachtet. Die Erhabenheit und Größe der Antike zeigte sich mir im Landschaftsbild der malerischen Ruinen. So lernten wir es in unserer Erziehung aus Büchern und Bildern kennen. Ich wollte es so erleben.

Ich war um Ostern herum dort. In Olympia sangen abends die Nachtigallen und die Frösche quakten. Das blieb mir als besonders beeindruckend in Erinnerung. – Ich hatte noch einen zusätzlichen Tag in Athen, weil mein Flugzeug erst spät-abends zurück flog. So erkundete ich noch den beeindruckend sauberen Fleischmarkt und die eleganten Villen-Vororte. Ich fuhr mit der U-Bahn nach Piräus heraus, wo von der Romantik „Ein Schiff wird kommen“ nichts zu spüren war. – Die Großstadt reicht bis ans Meer. Mitleidig betrachtete ich die Bevölkerung, die oft nicht einmal einen Balkon oder Gärtchen hat, nur vereinzelt winzige überfüllte Parks und stellte mir das Leben im heißen Sommer vor. In Athen erlebte ich den Reiz einer Altstadt, in der ich aber nicht wohnen möchte.

Die Reiseerinnerungen füllen die Seiten. Doch die Erfahrungen und das Erleben der weiten Welt haben mich den Alltag mit der ständigen Wiederholung von einer anderen Warte aus sehen lassen. Als Ruhepol, als Oase (mein toller Garten) wurde er aufgewertet. Und ich konnte die eigene Familie mit den hübschen Kindern, der heranwachsenden Enkelgeneration, den vielen Festen, trotz manchmal immenser Arbeit, sozusagen ab und an als Event erleben. Richtig genießen kann ich dies erst im nachhinein. Aber ich konnte auch abschalten wie beim Lesen von Proust im Rotel-Bus ...

Fast jedes Jahr war Konfirmation zu feiern. 1984 heiratete Elfrun. Sie studierte Sport und Französisch, war hochschwanger während ihres Exams. Kurzfristig wurde die standesamtliche Trauung in Hofheim angesetzt. Von den Komplikationen, die es bei den Trauungen der Elternpaare gegeben hatte (von den meinigem schrieb ich; Elfruns Schwiegereltern hatten auf den Standesbeamten warten müssen, der den Acker pflügte) berichtigten wir belustigt, als Elfruns zukünftiger Ehemann nach Langenhain zurückfahren musste, weil die benötigten Papiere auf

der Flurgarderobe vergessen worden waren. Zu Mittag hatte ich einen Tisch im Sonnenhof in Königstein bestellt für gegenseitige Eltern und Trauzeugen. Damit die ganze Familie auch noch mitfeiern konnte, gab es nachmittags bei mir zu Hause Kaffee und Kuchen.

Erst Ende der siebziger Jahre wurde es üblich, Gleichaltrige zu duzen. Wir hatten selbstverständlich alle Nachbarn gesiezt. Ich behielt bei den Schulkameraden der ältern Kinder das Du bei und verwendete es auch bei Studienkollegen der Kinder, die ich kennen lernte. Damals rechnete ich fest damit, dass das englische „you“ zügig das steife „Sie“ verdrängen würde. Ich fühlte mich zu der jüngeren Generation gehörig, tanzte in Discotheken, trug Teenagerkleidung, die mir mit 50 Kilo und Größe 38 gut passte. Ich hatten einen rosa ärmellosen Sommeroverall, weiße Lederjacke und -hose und einen grauen Flanell-Anzug. Den kaufte ich mir zu Odilos Hochzeit. Da ich solcherlei Kleidung nie getragen hatte, fanden Elke und Maleika ihre Mutter total verrückt angezogen. Die Reaktion der beiden, die damals nur Jeans und Sweatshirt trugen und absolut nicht auffallen wollten, testete ich, wenn ich mir etwas Neues kaufte. Fanden sie es besonders abartig, war ich mir sicher, etwas besonders Extravagantes erstanden zu haben. Ich selbst registrierte erleichtert, dass ich mich endlich von meiner kindlichen Angst aufzufallen befreit hatte. Wie lange hatte ich gebraucht, gern „ich“ zu sein!

Tante Eva am Bodensee wurde mit 98 Jahren ins Krankenhaus eingeliefert, weil die Nachbarin sie entkräftet im Hausflur fand. Nach einem leichten Infarkt war die alte Dame völlig ausgetrocknet. Ich fuhr hin, bin etwa 3 Wochen am Bodensee geblieben und habe täglich bei Tante Eva am Bett gesessen. Sie hatte meinen Mann wie einen Sohn geliebt. Ich fühlte mich an seiner statt verpflichtet, bei ihr zu sein. Manchmal war sie nicht ganz bei Bewusstsein. Sie erzählte von dem Kleidchen, was sie für Elke strickte und bewegte dabei die Finger, als arbeite sie weiter. Oder sie bereitete Kloßteig auf der Bettdecke vor. Ich lernte, so akzentuiert zu sprechen, dass die hochgradig Schwerhörige mich verstehen konnte und dolmetschte den Schwestern. Nach ca. 8 Tagen war sie verwundert, im Krankenhaus zu sein und mich morgens hereinkommen zu sehen. Es war, als sei sie in einer Art Bewusstlosigkeit gewesen, obwohl sie mit mir gesprochen hatte, wie ich es schon bei Menschen in Narkose erlebte. Als an einem Tag der Pfarrer zu Besuch kam, hatte die alte Dame eine Art Schüttelfrost-Anfall, was den guten Mann total verstörte. Ich war erstaunt, dass er als Pfarrer so reagierte, weil ich dachte, er sähe öfter Sterbende als ich. Der Arzt konnte in diesem Fall ohne starke Mittel helfen, und dies Leiden trat nicht mehr auf. Ihr Zustand besserte sich von Tag zu Tag. Vor meiner Abreise hat ein Bekannter diese muntere Dame für eine Tonbandaufnahme interviewt. (Leider ist diese nicht mehr abspielbar.) Sie erzählte unter anderem von ihrem Gogomobil, in dem sie eine Freundin mit Hündchen mitnahm. Dass diese ihr Tier mit Schokolade fütterte, hat die sparsame Ostpreußin noch 50 Jahre spä-

ter zum Kopfschütteln gebracht. Tante Eva wurde nach Hause entlassen und von zwei älteren Damen betreut. Ich telefonierte mit ihr, als sie auf dem Balkon in der Sonne saß. Zwei Tage später fiel sie beim Frühstück bewusstlos in sich zusammen. 11 Tage hat ihr resolutes Herz noch geschlagen. Auf dem Weg in den Süden besuchte ich sie ein letztes Mal. Regungslos lag sie in ihrem Zimmer mit den handgeschnitzten Möbeln ihres Vaters. Gleichmäßig tickte die Wanduhr sie ins ewige Leben. Für unser Familie ist sie eine historische Persönlichkeit.

Auf der Weiterreise von Unteruhldingen erinnere ich Bad Ragaz in der Schweiz. Der Kellner trug mir auf der großen Freitreppe des historischen Hotels die beim Frühstück vergessene Brille auf dem Tablett nach. Das Fin-De-Siècle-Flair eleganter Hotels hatte ich noch in frühester Kindheit erlebt. Treffe ich irgendwo in der Welt auf Überbleibsel vergangener Kuratmosphäre, ist das für mich wie ein Blick zurück in die heile Welt der Kindheit. Da ich oft in dem Hotel der Verwandten in Bad Hamm war, erweckt dieses Hotelflair das Gefühl der Vertrautheit.

Von der Schweiz aus bin ich mit dem Freund weitergefahren nach Florenz, Alassio und in die Toskana. Damals war gerade in Lucca ein historisches Fest. Die abends angestrahlten alten Gebäude und die festlich gekleideten Leute ließen mich diesen Ort mit meinem Sohn Kai noch Jahre später aufsuchen – total enttäuschend: Die menschenleeren Straßen waren dunkel und verlassen. Nur nach Suchen fanden wir ein wenig einladendes Lokal am Marktplatz, das aber unsere Weinkenntnis vertieft hat, weil wir auf originelle Weise die italienischen Weine „frizzante“ kennen lernten.

Ich habe mehrmals die Toskana besucht. Doch als ich dort einmal eine Woche eine Weinwanderung machte, wurde ich dieser Idylle ein wenig überdrüssig. Interessant war auch eine spezielle Trüffelreise im November. Da hat es allerdings viel geregnet.

Als mein Mann starb, war meine Mutter noch total fit. Sie hat wegen der Beerdigung ihre jährliche Herbstreise nach Alassio verschoben. Ich sehe sie noch beim Abschied fragen: „Kann ich dich auch allein lassen?“ Ich antwortete ihr: „Mir ist es, als ob ich nur eine Rolle in einem Theaterstück spiele.“ – – –

Lange Jahre blieb meine Mutter so rüstig. Ca. 1985 wartete sie tagelang auf einen Bekannten, der sie angeblich auf eine Reise mitnehmen wollte. Sie war mit ihm schon in Polen gewesen. Es stellte sich später heraus, dass er zu diesem Zeitpunkt gar nicht mit ihr gesprochen hatte. Das war das erste Mal, dass sich eine Verwirrtheit zeigte. Ansonsten wurde sie bis zum 87. Geburtstag



nur vergesslicher. Danach verfiel sie geistig immer mehr. Darunter litt besonders meine Schwester, die ja mit ihr im selben Haus wohnte. Es wäre schlimm gewesen, wenn unsere Mutter allein verwaist wäre. Es ist sehr schwer, wenn man gezwungen ist, Menschen zu bevormunden, die immer selbstständig und selbstbewusst waren. Heute weiß jedes Kind schon, was Alzheimer ist. Damals wurde die Altersdemenz noch nicht so öffentlich diskutiert und war mehr das Privatproblem der Verwandten. Doch es ist und bleibt die Problematik, wann man seinen Angehörigen nicht mehr seine eigenen Entscheidungen treffen lassen darf. Genauso wie ein alkoholisierte Autofahrer kann ein dementer Verkehrsteilnehmer Menschenleben gefährden. Sich und anderen schaden kann die vergessene Kerze oder der Topf auf dem Gasherd. Wann ist Schusseligkeit noch normal, wann Krankheit? Wer diese Altersdemenz oder Alzheimer nicht bei Angehörigen selbst erlebt hat, weiß kaum, wie schwierig der Umgang mit diesen Menschen sein kann. Oft wird die Meinung vertreten, dass diese Patienten es gut haben, weil sie ihre Krankheit nicht merken. Meine Mutter litt. Im Anfangsstadium dieser Krankheit ist sie einmal zu meiner Schwester gekommen: Es wäre ihr ganz peinlich fragen zu müssen, was Vater für einen Beruf gehabt habe. Meiner Schwester kamen die Tränen. – –

Wahrscheinlich hatte der Augenarzt meiner Mutter eine Staroperation empfohlen: Wir wissen es nicht. Sie behauptete, sie sähe ganz gut, obwohl sie längst nicht mehr lesen konnte. Wenn wir uns unterhielten, sagte sie: „Das und das habe ich auch in der Zeitung gelesen.“ Ja, ich beobachtete sie, wenn ich ein Buch las, wie sie das ihre in passenden Abständen ebenfalls umblätterte, als hätte sie ebenfalls gelesen. Als ich einmal auf eine große Anzeige in der Zeitung tippte und sie bat, die dickgedruckte Schrift zu lesen, redete sie sich wie immer aus, ihre Brille nicht zu haben, die aber auf dem Tisch direkt neben ihr lag. So in die Enge getrieben las sie ohne zu zögern: „Unser täglich Brot gib uns heute“ – – Mit einem kranken Menschen mag man auch nicht schimpfen. Doch nimmt die Verwirrtheit irgendwann Formen an, wo eine Bevormundung und Reglementierung des Betroffenen nicht mehr ohne tatkräftiges Einschreiten möglich ist. Wir hatten Pfleger/innen vom Hauspflegeverband vormittags, später auch nachmittags. Meine Schwester war ganztätig berufstätig. Wir sprachen uns jahrelang ab bei Fernreisen, damit immer einer in Deutschland war; mit fortschreitender Demenz meiner Mutter übernachtete ich im Haus, wenn meine Schwester fort war. Als wir einmal eine Pflegerin über Nacht zur Wache hatten, lief meine Mutter trotzdem nachts auf die Straße, als die Betreuung fest geschlafen hatte. Von diesem Zeitpunkt an schloss meine Schwester die Haustür abends ab und legte den Schlüssel unerreichbar weg. Den 90. Geburtstag feierten wir noch mit meiner Mutter bei ihr zu Hause. Meine Schwester ließ Essen vom Chinesen kommen. Ute meldete Mutter dann in 2 Pflegeheimen an, die sie begutachtet hatte, weil wir Kinder uns einig waren, dass eine Heimbetreuung notwendig geworden war.

Sobald ein Platz frei werden würde, sollte sie von zu Hause fort, wofür meine Schwester die juristischen Schritte festgelegt hatte. Als ein Platz frei wurde, zögerte Ute noch, doch ich insistierte gottlob: 3 Jahre musste meine Mutter noch leiden, in denen sie dann auch körperlich total verfiel. Schließlich lag sie einen Tag vor ihrem Tod da wie eine Mumie in der Katakombe. So kann ein gutes Herz zum Negativum werden.

Bei Besuchen trafen wir Mutter manchmal fröhlich an, manchmal eher deprimiert; oft wollte sie sofort nach Hause. Das tat natürlich weh, weil wir sie so gut verstehen konnten. Gottlob selten war sie auch aggressiv. Oft erzählte sie lebhaft aus ihrer Vergangenheit, die für sie gestern gewesen war, als sie z. B. mit ihrer Kusine eine Kette kaufte. Ob sie uns erkannte, wissen wir nicht. Ich glaube aber, sie redete mich nie mit „Sie“ an. Als sie noch laufen konnte, blieb sie nie in ihrem Zimmer, sondern geisterte auf dem großen Flur herum. Die Etagentür war abgeschlossen. Eine Zeit lang hatte Mutter eine demente Frau als Freundin, mit der sie Arm in Arm ging. Vor den Besuchen im Heim hatte ich Angst. Im letzten Jahr auf der Pflegestation war es oft still im Heim bis auf ein paar irre Sätze der Bewohner. Ich schaute in die quasi erloschenen, gebrochenen Augen meiner Mutter – in den letzten Wochen war sie meist nicht mehr ansprechbar. Doch es geschah noch ein Wunder: Als ich 6 Wochen vor ihrem Tod beim Eintritt ins Zimmer vor ihren Sessel trat, in dem sie in sich zusammen gefallen gesetzt worden war, sagte ich fröhlich: „Denk dir, der Mann von Elke hat eine Stelle als Professor in Wolfenbüttel bekommen!“ Sie antwortete genauso vergnügt im Tonfall gesunder Zeit: „Da freu ich mich aber, gratulier mal schön!“ Sie sank wieder zusammen, es waren die letzten Worte, die ich von ihr hörte und für mich wie ein tröstlicher Abschied. Trotzdem hat es mich belastet, diese beredten Zeichen einer noch vorhandenen Menschenwürde im moribunden Körper zu wissen.

Ich bin sehr traurig, wenn ich so viel Negatives über Altenheime und Pflegepersonal höre. Ich habe nur liebe Menschen dort kennen gelernt, die sogar mich noch versuchten aufzubauen, als ich über das negative Verhalten meiner Mutter verstört war. Einige Stunden vor ihrem Tod versuchte der Pfleger ihr ein paar Tröpfchen Wasser über die Lippen zu bringen. Er streichelte ihre Hände: „Mein armes Täubchen.“ – Mir wurde bewusst welche Gnade es ist, wenn man ohne vorheriges Leiden sterben kann. Das war mir bei dem so schmerzlichen frühen Tod meines Mannes ein Trost gewesen.

Für meine Mutter war der Tod erlösend. Meiner Schwester und mir wurde bewusst, dass wir nun die älteste Generation unserer Familie sind. Nichts hatte Mutter uns in den letzten Jahren sein können außer einer Last, aber wir hatten noch eine Mutter. –

Wahrscheinlich wissen die meisten Menschen gar nicht, wie viele Gedanken sich ihre Eltern um sie machen. Um meine früh geborene Tochter habe ich mir so

viele Sorgen gemacht, dass die Probleme mit den anderen Kindern dagegen zu verblassen scheinen. Doch dann fällt mir mein Jüngster ein, der ja ohne Vater aufwuchs. Die schulische Beratungsstelle schickte ihn zum Psychologen. Doch der Junge wollte nicht und zwangsweise sollte er nicht. Mir sagte dann der Fachmann immer wieder, wie sehr dem Kind der Vater fehle. Ich fragte schließlich entnervt zurück, ob er sich nicht denken könne, dass mir dieser Mann auch fehle. Einen Menschen, der tot ist, können wir durch Reden nicht zurück holen. - - Unser ältestes Kind hatte Vater, Mutter und Geschwister und trotzdem große Probleme.

Meine Tochter mit ihren Depressionen besuchte ich mehrmals im Krankenhaus, nachdem ich ihr lange Wochen nur Blumen und Karten schicken konnte. - Eine Bekannte, die in der Psychiatrie gelegen hatte, bestätigte mir, wie wichtig die Anteilnahme der Angehörigen ist. Der Kranke hat nicht die Kraft zu kommunizieren, in seinem Leben ist Freude und Hoffnung erloschen. Was sollte er sagen und schreiben? Als Gesunder möchten wir die Erkrankung wie eine Gleichung lösen. Doch die psychosomatische Erkrankung hat kein Bakterium als Ursache, was man gezielt angehen kann. In den achtziger Jahren suchte man in der Kindheit den Schlüssel allen Übels zu finden und gab vorwiegend dem Elternhaus die Schuld für die fehlgeleitete Entwicklung der Kindes. Mit meiner Tochter arbeitete ich die Jugenderinnerungen auf. Ich war sehr traurig zu erfahren, dass ihr zu ihrem Leben im Elternhaus nichts Positives einfiel. Damals entlastete sie mich, weil sie aus der Therapie erkannt hatte, dass die Schwierigkeiten mit ihrem Umfeld von ihrer eigenen Person ausgegangen waren. Ich habe Stunden über die praktischen Probleme gerade dieser Tochter mit Freunden, Kindern und Bekannten diskutiert. Ich habe mir selbst immer wieder gesagt, dass ich mich als Mutter nach Kräften bemüht hatte, allen Kindern gerecht zu werden und gerade diese Frühgeburt besonders betreut habe. Ich konzentrierte meine Bemühungen darauf, wie ich meiner Tochter helfen könnte. Als sie Ende der 80er Jahre auf Lanzerote als Praktikantin in einer anthroposophischen Einrichtung zur Therapie weilte, war ich 14 Tage in dieser Bungalow-Anlage. Ich versuchte mich in die Gedankenwelt der Anthroposophie einzuarbeiten und anschließend zu Hause die Bücher von Rudolf Steiner zu verstehen. Ich habe mir über dessen Weltanschauung meine eigene Meinung gebildet. Ich habe aber auch diese Vulkaninsel erforscht. Ich lernte dort einen intelligenten Tschechen kennen, mit dem mich noch heute eine tiefe Freundschaft verbindet. (Er ist inzwischen 87.) Ich habe ihn - teils mit meinen Kindern - mehrmals in Prag oder in seinem Landhaus im Riesengebirge besucht. Er ist der einzige Anthroposoph, den ich kenne, der aus diesen Gedankengängen eine handfeste, vertretbare und unverklemmte Lebensgrundlage gemacht hat.

Meine Tochter habe ich trotz aller Liebe und Mühen nicht ihren Krankheiten entreißen können. Ich half ihr 13mal umziehen oder transportierte allein ihre Habseligkeiten. Aber meine Leistung blieb auf das Praktische beschränkt. Einmal

haben ihr Bruder Orlando und ich eine ganze Nacht lang eine hübsche Dachwohnung für sie tapeziert. Sie hat kaum dort gewohnt. Als Krankenschwester arbeitete sie mit Unterbrechungen mehrere Jahre im Beruf. Nun hat sie Lupus erythematoidis und zieht sich immer mehr in ihr Schneckenhaus zurück. Dass sie eine schöne Wohnung mit herrlichem Ausblick auf ein schönes Tal hat und sich dort wohlfühlt, tröstet mich ein wenig. – Vor 2 Jahren besuchten wir sie Heiligabend. Sie sang ein altes irisches Volkslied zur Gitarre. Blutrot ging die Sonne über der schneebedeckten Landschaft hinter ihrem Fenster unter. Ich bewahre sie in diesem Bild.

Die meisten Kinder bereiteten keine größeren Sorgen. Manche waren wirklich pflegeleicht und hatten nur wenig Schulschwierigkeiten. Elfruns Lateinhausaufgaben hatte ich gern gemacht. Auch bei Aufsätzen trainierte ich freiwillig meine geistigen Fähigkeiten. Eine meiner jüngeren Töchter hatte wenig Selbstvertrauen und wollte vorm Abitur von der Schule abgehen und eine Konditorlehre machen. Ihr konnte ich das mit Erfolg ausreden. Es klappte mit dem Abitur anstandslos. Obwohl ich sie in die Ausbildung zur Bioassistentin quasi lancierte, weil sie als mathematisch-technische Assistenten nicht sofort einen Ausbildungsplatz bekommen hätte, wüsste sie heute als verheiratete Mutter mit zwei Kindern immer noch nicht, was sie als Beruf alternativ wählen würde. Ich bin als Mutter zufrieden, dass sie jedenfalls Abitur und eine abgeschlossenen Lehre hat.

Mein jüngster Sohn, der sehr ungern zur Schule ging, sah bei seinen großen Brüdern, dass zumindest das Fachabitur nötig ist, um durch ein Studium einen finanziell attraktiven Beruf ergreifen zu können. Mit der Fachhochschule für Elektrotechnik hatten es schon die Zwillinge geschafft, die Fachhochschulreife zu erlangen. Auch mein jüngster Sohn wurde ein sehr guter Student. Einer meiner Zwillinge bekam sogar eine Prämie, weil er als Bester mit den wenigsten Semestern sein Diplom als Elektroingenieur erwarb. Sein Zwillingenbruder hat noch ein Zweitstudium der Physik in Frankfurt absolviert und in Kapstadt in Südafrika seinen Doktor in diesem Fach gemacht. Dass von meinen 16 Kindern, die erwachsen wurden, nach und nach 13 einen akademischen Abschluss schafften, macht mich stolz und war ein Lohn für die geleistete Hilfe bei den Schularbeiten.

Carena hatte beim Abitur Sport als Leistungskurs. Bei der Bodenturnabschlussprüfung durften interessierte Eltern zuschauen. Ich fand die Darbietung meiner Tochter hervorragend. Sie hatte schon als kleines Kind so toll am Reck turnen können. Wir haben ja das große Turngerüst im Garten. Ich versuchte sie immer zu fördern, habe sie und Maleika ca. 2 Jahre wöchentlich nach Kriftel zu einem leistungsstärkeren Verein gefahren. Ich denke, man hat dort eher die einheimischen Kinder unterstützt. Carena hatte aber mit 12 Jahren ernsthafte Probleme mit ihrem Knie. Hochleistungssport wäre da sicher ungünstig gewesen.

Nach und nach gingen die Kinder aus dem Haus. Orlando wohnte noch die ers-

ten Design-Studiensemester in Langenhain. Carena begann ein Pädagogikstudium in Frankfurt, entschloss sich dann zu einer Ausbildung als Kinderkrankenschwester in der Uniklinik in Frankfurt. Nach einem Jahr Praxis hat sie dann noch ein Biologiestudium in Mainz durchgezogen. Auch Ronja begann ihr Jurastudium dort, ging dann nach Köln und Dijon/Frankreich. Ihr Referendariat machte sie in Leipzig, New York und Dresden. Die Kinder, die in der Nähe wohnen, kamen meist am Wochenende nach Hause, wuschen ihre Wäsche und nahmen wie Allard sogar die gute Bauernmilch mit. Allard hat auch noch während seiner Studentenzeit das Kuchenbacken zu Hause übernommen. Ich gab das gern ab. Irgendeins meiner jüngeren Kinder meinte folglich einmal, als ich selbst etwas backen wollte, dass ich das doch gar nicht könne. Ein Baby stillend können sich die jüngsten Kinder ihre Mutter auch nicht vorstellen!

Kindergeld und Halbwaisenrente war der größte Teil meiner Einkünfte gewesen, da ich selbst nur eine Witwenrente nicht viel höher als Sozialhilfe bekam. Die Hypothekenschulden auf dem Haus waren hoch und bald die Zins- und Tilgungsrate höher als mein Einkommen. So hatte ich zusätzlich die Lebensversicherung verbraucht. Ich hatte mir Reisen und Vergnügungen geleistet. Ich stehe dazu, noch genossen zu haben, was man im Alter nicht hätte nachholen können. Ich habe in Diskotheken getanzt, wo ich mit meinem langen Haar, der schlanken Figur und der Selbstverständlichkeit nie wegen meines Alters auffiel. Der letzte erinnerliche Diskothekenbesuch war in Uganda, wo ich ca. 3 Stunden in der humiden Hitze beim Neujahrfest des schwarzen Personals tanzte. Mein dünner Viskoseanzug war nassgeschwitzt. Ich zolle dem Management des Hotels große Anerkennung; kein Angestellter fiel irgendwie aus der Rolle, obwohl Alkohol ausgeschenkt wurde und eine ausgelassene Stimmung herrschte. Neben der Tanzfläche schwammen einige Teilnehmer der Party im Pool. Es war ein schöner Abschluss meiner Reise zu den Berggorillas und den Quellen des Nils. Im Queen Elizabeth Park an der Grenze Ruandas – wegen der kriegerischen Ereignisse war dort eine menschenleere neutrale Zone – sah ich so viele wilde Tiere an den Ufern wie selten sonst in Parks. Nach einer Reifenpanne stürmte im Dunkeln ein Leopard am Jeep vorbei. Unmengen tropischer Großvögel konnte man vom Schiff aus beobachten. In dem Gelände der Lodge schnupperten nachts die Hippos an der Tür.

Anfang der neunziger Jahre beschloss ich, irgendeinen Job anzunehmen, um meine finanziellen Verhältnisse zu verbessern. Per Zufall sprach mich bei einer Einladung eine Bekannte an, ob ich in einem Hotel am Empfang arbeiten wolle. Leider war dies nicht der Traumjob, wie ich gedacht hatte. Das kleine Hotel am abseitigen Stadtrand von Frankfurt hatte genau genommen gar keine Rezeption, sondern im ersten Stock Büro, Küche und Schlafnische in einem kleinen Raum. Am Eingangsflur unten war ein kleiner Frühstücksraum eingerichtet. Der Chef kämpfte mit Alkohol, psychischen, partnerschaftlichen und materiellen Schwierig-

keiten. Das Geld, was ich heimbrachte, war sauer verdient. Als Aushilfskraft wurde ich schlecht behandelt. Die Wegstrecke ca. 40 km, und dann noch mit entsprechenden Staus auf der Autobahn. Einen Teil des Lohns ging für Benzin drauf. Damals brachte die Stadt polnische Aussiedler in Hotels unter. Der Wirt erkannte die Marktlücke und belegte die Lokalität mit diesen Asylanten, für die die Stadt einen guten Dauermietpreis zahlte. So wurde mein Job überflüssig. Mit einem abgebrochenem Studium und sonst nichts als Haushalts- und Lebenserfahrung habe ich dann als „akademische“ Putzfrau gejobbt. Das konnte ich nahebei. Die Fahrtkosten und -zeit entfielen. Ausgeschrieben war die Stelle ursprünglich als die einer Wirtschafterin. Leider bestand die vom Titel eher interessante Tätigkeit mehr oder weniger im langweiligen Putzen meiner Meinung nach eh schon sauberer Räume. Dass ich im Garten jäten und Balkonkästen nach meinem Geschmack bepflanzen durfte, blieben Highlights wie auch eventuelle Einkäufe. Ich muss diese Arbeit mehr als 3 Jahre durchgehalten haben, denn an meinem 60igsten Geburtstag hatte ich schon dort gearbeitet und kündigte, als ich mit 63 Jahren meine eigene Rente aus den Kindererziehungsjahren beantragen konnte.

Der 60. Geburtstag war der erste, den ich größer gefeiert habe. Das Jagdhaus in Langenhain erwies sich im nachhinein als viel zu klein für die Veranstaltung. Auch die Anzahl der Buletten u. ä. waren für mich eher Dekoration gewesen, als dass ich – in dieser Beziehung völlig unerfahren – gewusst hatte, Gratulanten rechnen damit, bewirtet zu werden. Meine Kinder hatten sich große Mühe gegeben, mein Leben zu recherchieren, zu bebildern, charakterisieren und persiflieren. Ich war beeindruckt. Gewünscht hatte ich mir eine tolle Discoparty. Leider war ich selbst dabei außer Gefecht gesetzt. Von einer Auslandsreise hatte ich mir eine Aleppobeule = Leishmaniose mitgebracht. Es begann mit einem beim Rückflug aufgekratztem Mückenstich, der sich immer mehr vergrößerte und mir gerade an meinem Ehrentag ein hochrot angeschwollenes Bein mit entsprechenden Beschwerden lieferte. Mein ältester Sohn als Arzt stellte die Diagnose und verarztete mich. Meine Schwiegertochter hier im Haus hat mir jeden Abend rührend die Wunde versorgt. Wir atmeten beide auf, als sich erstmals der Wundrand nach 24 Stunden nicht vergrößert hatte. Als ich vorige Woche las, welche Bedrohung diese Krankheit noch in Dritte-Welt Ländern darstellt mit einer Sterblichkeit von 20%, war ich froh, dass ich damals diesen Infekt gar nicht so beunruhigend empfunden hatte, eher als interessantes exotisches Souvenir. Als ich im darauf folgenden Sommer in der Sonne saß, registrierte ich an der Wundstelle eine Narbenfläche. Als ich meinem Sohn davon berichtete, rief er erfreut: „Das ist die Bestätigung, dass meine Diagnose richtig war.“ Eine einmal durchgemachte Erkrankung hinterlässt jedenfalls eine lebenslange Resistenz.

Etwa ab Mitte der 80er Jahre haben wir uns mit unserer großen Familie in Gästehäusern, Jugendherbergen oder Hotels zu einem gemeinsam verbrachten

Wochenende teils mit Programm getroffen. Die ersten dieser Treffen fanden in einem katholischen Freizeithem in der Eifel statt. Ronald hatte das organisiert. Damals nahm auch meine älteste Nichte, die nach der Scheidung mit ihren beiden Kindern allein lebte, an dem Wochenende teil. Ich bin ihre Patentante und freute mich, dass sie 1989 noch einmal heiratete. Während ihrer Hochzeitsreise nach China versorgte ich ihre sehr lieben Kinder in Detmold-Hiddessen und hatte damals viel Freude an dem dortigen Blumenmarkt im Mai, der so gute Pflanzideen bot, dass ich die Blumenkästen am Balkon der Nichte traumhaft herrichten konnte.

Als wir uns am zweiten Weihnachtstag in der Eifel verabredet hatten, begann es unterwegs zu schneien. Bis auf Arrigo erreichten alle den Treffpunkt. Zu der Zeit fuhr er einen alten Mercedes, dessen Verteiler einfro. Er musste mit den damals zwei kleinen Kindern an einer wegen der Feiertage geschlossenen Herberge um Aufnahme bitten. Damals hatte man noch keine Handys und das Freizeithem auch kein Telefon. So machten wir uns berechtigt Sorgen um die vermissten Angehörigen.

In Springiersbach waren wir ein anderes Mal Gäste in einer Familienferieneinrichtung direkt am Kloster. Bei einer Wanderung ohne Karte verließen wir uns. Eine zuckerkrankte Nichte hatte keinen Notzucker dabei und eine andere ansonsten sehr lebenszügliche stampfte plötzlich mit dem Fuß auf und rief: „Ich will endlich ankommen!“ Orlandos spätere Frau und ich liefen in den nächsten Ort voraus, wo wir bei einer feuchtfrohlichen Betriebsfeier eine Limonade für die Zuckerkrankte bekamen. Dass die künftige Schwiegertochter den freundlich angebotenen Schnaps nicht ablehnte, registrierte ich positiv. Wir haben uns von dort mit Autos abholen lassen und noch oft über diese Exkursion gelacht.

Dass die DDR-Verwandten an den Treffen teilnehmen konnten, war so unerwartet schön. Als 1989 das Radio berichtete, dass die Leute über die Grenze liefen, saß ich gerade im Auto, um Angela in Herdecke zu besuchen. Mir kamen die Tränen. Dass mein Mann den Fall der Mauer nicht mehr erleben konnte, hat mir aufrichtig leid getan. An eine Wiedervereinigung hatte keiner geglaubt gehabt. Dass in den meisten Ländern der Kommunismus ohne Kampf als nicht durchführbares politisches Prinzip einer Demokratie weichen würde, hätte ich schlicht für unmöglich gehalten, obwohl logischerweise unfähige Systeme weichen müssen. Die Folgen der kommunistischen Misswirtschaft trägt die ganze Welt noch über Jahre.

Sven und Karin suchten eine Wohnung, als sie ein Kind erwarteten. Ich bot ihnen an, mit ins Haus zu ziehen. Aus finanziellen Gründen haben sie dann später die Hälfte des Hauses mit den Schulden übernommen. Da Karin in der Frühgeburten-Intensivstation in Frankfurt schon ihre Lebensstelle gefunden hatte, konnten sie sich standortlich festlegen, während zu diesem Zeitpunkt die meisten anderen Kinder noch eine völlig offene berufliche Zukunft hatten. Ursprünglich hatte ich nach dem Tod meines Mannes Arrigo als meinen künftigen Hauspartner

angesehen und sehr bedauert, dass er dann in Hofheim das Haus seiner Schwiegermutter übernahm. Mit Arrigo hatte ich den Bürokratismus nach dem Sterbefall reibungslos abwickeln können. Wir legten gemeinsam einen Termin für die Lösung anstehender Probleme fest, ohne lange darüber zu diskutieren. Das hat mir sehr geholfen. „Packen wir's gleich!!“ ohne dieses Grundprinzip wäre ich nie mit meinem riesigen Haushalt fertig geworden.

Die Teilung des Hauses machte bauliche Veränderungen notwendig. Die Ecke des Balkons wurde abgerissen, um Platz für einen separaten Eingang zu schaffen. Ich bin Ende der 80er, 90er Jahre in den Zimmern hin- und hergezogen. Die ganze Bibliothek in den Musterring-Möbeln unserer Essener Zeit zog ich in ein Mädchenzimmer um, was ich teils nachts renovierte und mit passenden Gardinen (die ehemaligen Vorhänge unseres Kölner Schlafzimmers) versah. Ich bewunderte meine innenarchitektonische Leistung. Doch schon bald musste ich wegen der endgültigen Teilung des Hauses dieses Zimmer wieder aufgeben. Kai hat diese Möbel dann mit nach Berlin genommen. Damals lieh er einen Kleinlaster, mit dem wir aus Kostengründen an einem Tag hin- und herfuhren. Damals war die Autobahn durch die ehemalige Zonengrenze bei Eisenach noch einspurig. Wir konnten unterwegs wirklich Blumen pflücken. So erreichten wir die Hauptstadt erst am späten Nachmittag. Damals wohnten Allard und Ulrike schon in Berlin. Als wir dort einen schweren Elektroherd abladen wollten (er war gar nicht für sie, sondern für einen DDR-Neffen – meine Hilfsbereitschaft war ja immer grenzenlos) fuhr Kai das Auto durch eine Haustor-Passage, deren Füllung quasi nur 2 cm breiter war als der Wagen. Ulrike – hochschwanger mit dem ersten Kind – drohte geplättet zu werden beim Einweisen. – Nachts um 2 Uhr übernahm ich für ca. 2 Stunden das Steuer des großen Gefährts, das einzige Mal, wo ich so ein Ungetüm fuhr. Heute ist im PKW-Führerschein diese Wagengröße nicht mehr mit einbegriffen. Um 5 Uhr morgens warfen wir den Fahrzeugschlüssel bei der Leihwagenfirma in den Briefkasten. Eine winzige Beule der Durchfahraktion blieb unbeanstandet.

Allard und Ulrike hatten ihren Doktor der Physik in Kapstadt gemacht und lebten 4 Jahre dort. Ich habe sie in dem ersten Jahr einmal von Namibia aus (ich fuhr hinzu mit Studenten im Auto eine Nacht lang durch) dort besucht und auch eine Garten-Routen-Rundfahrt gemacht. Ende der neunziger Jahre habe ich Südafrika, Lesotho und Swasiland noch einmal mit Studiosus bereist. Mich interessierten natürlich besonders die Naturparks. Diese Tour mit einem sehr



guten Reiseleiter hat mir gefallen, doch ist mir das Land im Gegensatz zu Namibia zu sehr besiedelt und kultiviert. Ich liebe die karge Wüste.

Ich schickte Stellenanzeigen aus der FAZ nach Kapstadt, so dass Allard schon 2 Bewerbungsgespräche arrangiert hatte, als die beiden mit dem Flugzeug wieder landeten. Mit seiner Doppelqualifizierung als Elektroingenieur und Physiker bekam Allard eine Anstellung in Berlin. Er wäre gerne im Frankfurter Raum geblieben, doch da hätte er weniger verdient. Nach 3 Jahren, meinte er damals, würden sie die Großstadt wieder verlassen. Durch die Wende mit noch größerem Run auf die ohne hin raren Stellen für Physiker, hat er sich mit seiner guten Karriere in Berlin eingerichtet und das Häuschen im Grünen wörtlich mit „Spinat und Kopfsalat“ gebaut.

Geheiratet haben die beiden auf dem Standesamt in Hofheim. Sie benutzen als Hochzeitsauto den Citroen 2CV, die rot-weiße Ente, die ich damals für die Mädchen gebraucht gekauft hatte. Der Wagen passte zu dem bescheidenen Auftreten der Beiden. Das Outfit „Jogginganzug“ ist sozusagen Allards Markenzeichen, doch steht ihm auch ein Gesellschafts-Anzug ausgezeichnet. Kai und ich hatten eine Persiflage auf Dürrenmatts „Physiker“ ausgearbeitet; wir trafen uns in Köln bei Ronald und haben uns mit seinem Whisky bei Laune gehalten (Da Ronald und Carsta keinen Alkohol trinken, ist ihr Schrank immer gut gefüllt). Erst hatte ich beabsichtigt, das Stück Zeile für Zeile umzufunktionieren. Dass erwies sich als viel zu schwierig. Als wir das richtige Konzept hatten, hat uns die Arbeit großes Vergnügen bereitet. Im Feuerwehrhaus in Bad Vilbel bei der nachmittäglichen Familienfeier haben wir unseren Dialog zum Besten gegeben. Manche der Anspielungen konnten nur Insider verstehen. Auf dem Video merkt man deutlich, dass Kai, der ursprünglich einmal hat Schauspieler werden wollen und in Marburg erfolgreich an der Uni im Studententheater mitwirkte, viel geschickter spielt als ich. Ich bin oft nicht zu verstehen. Aber die Gags waren gut.

Anfang seines Studiums erzählte mir einer meiner Söhne, dass er schwul sei. Mich hat das zwar überrascht, doch hatte ich mit dieser Tatsache überhaupt kein Problem. Ich bin mit ihm später in Berlin öfter in einschlägige Lokale der damals brisanten Homosexuellen Szene gegangen. Ich fand sein Leben und seine Freunde hochinteressant.

Mit Kai habe ich mich immer besonders gut verstanden. Es ist eine ganz sachliche und nüchterne Erkenntnis, dass wir als Eltern u. U. Kinder bekommen, die zu uns nicht passen. Wir lieben sie natürlich genauso und bemühen uns vielleicht viel mehr um sie, weil wir schwieriger Zugang zu ihnen finden. Wenn der Nachwuchs erwachsen und selbstständig ist, kann man natürlich am besten mit den Kindern kommunizieren, die auf der eigenen Wellenlänge senden, die gleichen Interessen haben, aber auch dieselben Schwierigkeiten. Doch tröstlich ist, dass auch „die Äpfel, die weiter vom Stamm gefallen sind“ durch irgendwelche Gene

mit dir verbunden sind, und deine Liebe „vielleicht weniger augenfällig“ behalten.

Übrigens hatten die Geschwister teils größere Schwierigkeiten, die Homosexualität ihres Bruders zu akzeptieren. Für mich war es merkwürdig, dass die jüngere Generation noch so viele Vorurteile hatte. Ich drängte übrigens dieses Wissen keinem der Kinder auf. Wenn im Bekanntenkreis dieses Thema zur Sprache kam, habe ich offen darüber gesprochen. Tatsächlich sind noch viele Menschen schockiert, wenn man wagt über Homosexualität zu reden, Tabus wie in vergangenen Zeiten, wenn heterosexuelle Paare ohne Tauschein miteinander lebten.

Ich brauchte nach wie vor Geld. Da nun die meisten Kinder aus dem Haus waren, beschloss ich, zwei Zimmer zu vermieten. Die Mieter nutzten Dusche und Toilette im Keller. Ein chinesischer Student mit Frau und Kind waren die Erstbezieher. Das Baby (11 Monate) hatte er erstmal schlitzohrig unterschlagen. Dass ich als kinderreiche Mutter Mitleid mit dem Paar hatte, liegt auf der Hand. Der Mann musste täglich nach Darmstadt zum Studium fahren. Das erwies sich dann doch ohne Auto als sehr schwierig. Eine Bekannte von Angela wohnte einige Monate hier für eine Fortbildung, dann ein deutscher junger Mann aus Chile. Er zog später in eine WG. Danach hatte ich jahrelang eine Mieterin, die quasi den ganzen Tag im Zimmer saß, seit sie arbeitslos wurde. Ich ließ ein Containerbad in einem der Zimmer einbauen, damit die gemeinschaftliche Dusch- und Toilettenanlage nicht vom Mieter benutzt werden musste. Das Mädchen protestierte erst wegen der Baumaßnahmen, obwohl für sie eine Verbesserung eintrat. Sie verhielt sich überhaupt oft seltsam. Sie sprach ganz selten mit uns, man sah sie kaum. Doch dank ihrer Unauffälligkeit war sie eine denkbar ruhige Mieterin. Als Ende der neunziger Jahre mein jüngster Sohn mit dem Studium fertig war, bot ich ihm an, eine abgeschlossene Wohnung für ihn auszubauen. Die junge Frau hat über den Mieterschutzverband die Kündigung über ein halbes Jahr hinauszögern können. Ich habe mir vorsichtshalber eine Rechtsanwältin genommen. Als die Frau dann auszog, haben wir ihr noch mehrere Kisten in die Wohnung am selben Ort gefahren, leere Flaschen und Gläser zum Container gebracht, als ihre Mietzeit schon um war. Sie putzte dann die ganze endgültig letzte Nacht – mir hat sie mit ihren psychischen Störungen leid getan.

Mein jüngster Sohn hatte mit seinem Bruder Arrigo in dem von ihm schon vorher genutzten Zimmer neuen Fußboden gelegt. Diesen großen Raum hatte ich mit Architekt und Baufirma um Terrassenbreite mit eigener Eingangstür vergrößern lassen. Zur Seite wurde noch ein Fenster eingesetzt, so dass ein großer heller Raum entstand, den mein Sohn nun auch als Wohnzimmer mit integrierter Küche nutzt, wie ich es oben habe und er von Kindheit an gewöhnt ist. Die Söhne konnten ja nur am Wochenende arbeiten. Aber ich wollte endlich fertig werden. So hat mir ein Neffe geholfen, in den restlichen Räumen den alten PVC-Boden rauszureißen und weiße Fliesen zu legen. Den alten Belag zu entfernen, half auch Elfrun mit.

Es war wirklich eine Sch... Arbeit. Der Klebstoff saß teils unheimlich fest. Arrigo hatte mir Jahre zuvor schon den Fußboden in meinem Schlafzimmer gefliest. Da war der alte Belag problemlos zu lösen gewesen. Es hatte dadurch auch längst nicht so gestaubt. Unten arbeiteten wir mit Meißel. Mein jüngster Sohn hat dann selbst noch die Wände gestrichen, die entsprechenden Rückbauten in der Küche der ehemaligen Mieterin vorgenommen, Kabel und Telefon für die Computeranlage gelegt und schließlich die Trennungswand zu meinem Wohnteil gesetzt. Für die Malerarbeiten in dem vergrößerten Zimmer hatte ich einen Fachmann kommen lassen, denn die Seitenstücke der weggebrochenen Wand waren nur provisorisch verputzt. Ich ließ innen Kratzputz machen, wie ich im Parterre habe. Mein Sohn hat diese Technik für sein Schlafzimmer mühsam erlernt, aber dann doch geschafft.

Vor dem neuen Eingang musste das Fundament isoliert und die gesamten Waschbetonplatten im Anschluss neu verlegt werden. Mein Sohn ist damit noch den ganzen Sommer in seiner Freizeit beschäftigt gewesen. So war ich froh, dass ich noch Hilfe für den Fußboden bezahlt hatte, damit mein Wohnteil endlich wieder Ordnung hatte. Ich wollte ursprünglich mein jetziges Gästebad ganz neu machen lassen, und habe mir monatelang alle Fliesen-Ausstellungen angesehen. Ich habe von dem Vorhaben dann aber Abstand genommen, weil ich keine „Traumkacheln“ fand. Das kleine WC wäre davon auch nicht größer geworden. Die räumliche Trennung von Dusche und WC wollte ich nicht zurücknehmen, habe dann aber das kleine Waschbecken im Toilettenraum geopfert und stattdessen einen großen Spiegel in Deckenhöhe vor diese Abbruchstelle gehängt. So kann man problemlos an dieser Wand arbeiten, wenn wieder einmal (wie schon öfter) ein Rohr bricht. Vor dem Duschaum habe ich nun eine schicke moderne Glastür. Merkwürdig nur, dass mir der Fachmann eines Baumarktes versicherte, (er war vor Ort) es sei nicht möglich eine Tür aus Glas statt der aus Holz einzusetzen. Durch ein Annonce fand ich eine Schreinerei, deren Chef keine Schwierigkeiten sah und das Stück problemlos geliefert und eingebaut hat, woran ich erst glaubte, als alles fertig war. Im Haus zu modernisieren ohne immense Kosten macht mir Freude, aber ich brauche viel Zeit zu überlegen. Als Gelb und Blau an und in Häusern modern wurde, hätte ich am liebsten eine Sitzecke in diesen Farben angeschafft. Letztlich liegen nun gelbe und blaue Kissen auf den Stühlen und den braunen Ledersesseln. Angela hat mir ein großes Aquarell vorwiegend in diesen Farbtönen gemalt. Damals war sie gesundheitlich noch besser zurecht. Ronald hat ihr ein großes Brett in der passenden Größe gebracht. Sie musste wohl auf dem Fußboden malen. Wenn ich bedenke, dass der Künstler bei der Arbeit an einem großen Werk immer nur ein Teilstück vor Augen hat, bewundere ich das geschaffene Opus noch mehr. Damals ließ ich auch die Türcargen blau streichen. Teils überpinselte ich selbst schon wieder weiß.

In den 90er Jahren habe ich noch viele schöne und teils abenteuerliche Reisen gemacht; auch nachdenkliche und besinnliche wie nach Santiago de Compostella. Mein zweitältester Sohn begleitet als Arzt oft Pilgerfahrten. So fuhr ich zweimal mit und korrigierte das Vorurteil, was ich wie die meisten modernen Menschen gegenüber dieser Art von religiösen Veranstaltungen hatte. Ohne Streit, Klagen und Murren sind hier in Lourdes Menschenmengen geduldig im Einklang auf der gemeinsamen Erdenwanderung unter der gleichen Sonne, dem romantischen Sternenhimmel bei der nächtlichen Prozession, die beeindruckender ist als jede Fernsehschau. Die Brüderlichkeit des Leidens gibt den Kranken Trost und den Gesunden das Gefühl eines geschenkten reichen Lebens. – – Ein Wunder? – – Ich empfand diese erste Reise als solche Bereicherung, dass ich der Familie eines Sohnes mit katholischer Ehefrau eine Pilgerreise schenkte. (Ich erfragte vorher ihr Einverständnis.) Sie haben auf dieser Wallfahrt wie ich miterlebt, was Glauben noch heute vermag. Bei den komfortablen Pilgerreisen, die ich mitmachte, habe ich auch weltlich sehr Interessantes gesehen: Montegrotto und Salamanca. Ich will unbedingt nochmal dorthin.

Südamerika war dreimal Reiseziel. Während des Golfkrieges besuchte ich Ecuador und die Galapagos Inseln, die mich als Naturfan schon lange interessiert hatten. Ihre zunehmende Frequentierung ließ mich dieses Ziel vordergründig angehen. Ich war wirklich begeistert, z. B. von dem Liebeswerben der Meereschildkröten (es war gerade Massenhochzeit) und dem glasklaren Wasser, in dem die vielen Fische wie in einem Aquarium zu beobachten waren. Doch das Wundern und Staunen auf Reisen kann ich nur andeuten. – Die Reise nach Peru und Bolivien mit der Bahnfahrt nach Cusco, dem Erlebnis Machu Picchu, dem auf 4000 Meter Höhe gelegenen Titicacasee und den Iguazu-Wasserfällen hatte nur Höhepunkte.

Abenteuerlicher und härter war die Patagonien-Reise. Mit dem alten klappri-gen Bus blieben wir auf der Strada del sol im Bachbett stecken und erlitten bei Sturm beinahe Schiffsbruch. Ich ging beinahe über Bord, stand natürlich draußen. Die Erleichterung beim Abdrehen des Schiffes vor Erreichen des Zieles war einhellig. Der Moreno-Gletscher in Argentinien hat die von mir vorher nicht angedachte Friererei auf dieser Reise bis Feuerland vergessen lassen.

Höhepunkte des alternativen Reisen waren meine beiden Touren in die Mongolei. Bei der ersten bewegten wir uns hauptsächlich auf Pferden, wohnten in Jurten. Der intensiv-blaue Himmel, die Kargheit, die alpine Vegetation des hohen Altai, die Härte des Lebenskampfes dort (im Hochsommer schneiten uns die Pferde ein in 3000 Meter Höhe) übten auf mich einen großen Reiz aus und ließen mich das Land noch einmal privat besuchen, begleitet von dem deutsch sprechenden Galsan Chinag. Ziel war die Wüste Gobi, die in weiten Teilen viel mehr Wasser und Vegetation bot, als ich erwartet hatte. Ex-DDR-Zelt und Lada-Kombi waren die

Requisiten dieser Reise, deren Härten für einen kultivierten Europäer sicher grenzwertig waren. Es war jedoch zwischenrein Zeit zum Genießen!

Außer der traditionellen Ägypten-Rundreise mit Nilkreuzfahrt buchte ich noch Sinai-Trekking und träumte nachts im Freien am Roten Meer, was ich Jahre darauf auch in Israel und Jordanien erlebte, noch später dann an der Küste von Jemen. Die Soldaten mit ihren Kalaschnikows, die dort aus Sicherheitsgründen auf unserem Jeep mitfuhren, fand ich nicht so bedrohlich. Meine Schwiegertochter meinte wegen der Risiken in Israel einmal, ich sei wohl vom Krieg her gewöhnt, mit permanenten Gefahren zu leben. Das stimmte mich nachdenklich, besonders als ich im Jemen die strenge Minenwarnung bei der Suche nach einem besseren Standplatz zum Fotografieren ganz vergessen hatte.

Thailand hatte mich wegen der „Brücke am Kwai“ besonders gereizt. Die reizvollen Inselformationen im chinesischen Meer fand ich bei der Reise durch Laos, Vietnam und Kambodscha in der Halong-Bucht fortgesetzt. Höhepunkt dieser Reise war natürlich Angkor Wat, das meine Begeisterung für Tempelanlagen wiederbelebte. Es ist längst noch nicht alles dort ausgegraben. Der Urwald hat komplette Anlagen überwuchert. Riesige tropische Bäume haben ihre Wurzeln inmitten großer Tempelbauten. Am liebsten würde ich dort helfen ausbuddeln.

Eine Apothekerin, die ich auf der Jemenreise kennen lernte, machte mich auf die Waldelefanten aufmerksam, denen sich der World Wildlife Fund besonders annimmt. So buchte ich dann Kameron/Zentralafrika. Es war ein tolles Erlebnis. Im Mittelpunkt stand natürlich diese Spezies kleiner Elefanten, die wir an einer Saline toll beobachten konnten. Dass man zu diesem Beobachtungsplatz beinahe hüfthoch durchs Wasser watete, vergaß man. Ebenso vergessen musste man die Unterkünfte an der Zentralafrikanischen Grenze. Gegen die miesen Löcher, die Hotels dort anboten, sind westeuropäische Campingplätze Luxusunterkünfte.

Meine Eingeweide sind leider nicht tropentauglich. Ich kann mich vorsehen, wie ich will – Montezuma kann nicht überall Rache nehmen – an mir rächt sich wer kann, und der kann quasi auf jeder Reise. Das legt mir realiter Zurückhaltung bei Reisen auf.

Ich habe auch in Europa noch wunderschöne Touren gemacht, wie durch die Masuren mit Rad und Kanu – einmalig bei immer blauem Himmel, wo der Bikini auf dem Fluss als einziges Bekleidungsstück ausreichte.

Das Baltikum bereiste ich von Finnland aus auch unter optimalen meteorologischen Verhältnissen. Da die Batterie von meinem Fotoapparat gestreikt hatte und ich rückzu die Altstadt von Tallin nochmals gründlich besichtigte, blieb sie mir besonders in Erinnerung. Auch Riga hat mir sehr gefallen. Die weite offene Landschaft mit den Störchen liebe ich. Beeindruckend war auch der Hügel der Kreuze in Shiauliau.

Meinen 70. Geburtstag habe ich mit Orchesterkonzert (ich will selbst mitspie-

len, denn das macht mir Freude) und Buffet in der Stadthalle in Hattersheim gefeiert. Kai hat wieder als Zarah Leander Beifallsstürme ausgelöst. Am Wochenende gab es noch ein Großfamilientreffen in einem Sporthotel im Sauerland.

2001 hätte ich goldene Hochzeit gehabt. Zu 50 Jahre Familie lud ich meine Kinder zu einem Dinner ins Four Seasons-Hotel in Berlin ein. Es war ein gelungener wenn auch teurer Abend in toller Atmosphäre. (Nicht jedem hat das Essen geschmeckt.) Ronald und Dunja waren an diesem Tag von einer Nepal-Wanderung zurückgekommen, Ronald mit Yeti-Bart, Dunja mit Gipsarm. Auch Kai war aus den USA mit seiner Freundin Lilia da, die er 2002 dann heiratete. Zu seiner Hochzeit in Baton Rouge/Louisiana waren auch mehrere meiner Kinder in den USA. Ich selbst habe vorweg das Haus der Cortinas in Ypsilanti genossen und den einmalig gut erzogenen Hund Bacchus lieben gelernt. Kai und ich fuhren mit dem Tier im Auto nach Louisiana mit vielen lustigen Erlebnissen zwischendurch.

Seit ca. 20 Jahren spiele ich im Akkordeon-Orchester Bass, bzw. Keyboard. Das eigene Reproduzieren bringt mir die Musik auf ganz andere Weise näher als das passive Anhören. Schade, dass ich so wenig geübt bin und mangelnde Technik das Spielen mühsam macht. Ich kann mich aber an kleinen Fortschritten freuen.

Mein Leben als kinderreiche Mutter wurde – eher durch Zufall – von den Medien entdeckt. Ich trat in Shows auf, gab viele Interviews für Illustrierte, Radios und Zeitungsartikel. Es macht Spaß, auch wenn die Filmaufnahmen für „Mama Mia“ viel Geduld abverlangt haben. Dass meine Tochter Ronja mich für das Bundesverdienstkreuz vorgeschlagen hat, hat mich sehr gefreut. Die Verleihung war ein Höhepunkt in meinem Leben. Ich habe mir viel Mühe gegeben eine entsprechende Dankesansprache zu verfassen.

Im selben Jahr feierten Ronja und André eine Traumphochzeit. Auf dem Kilimandscharo hielt er um ihre Hand an. Bei dem großen Fest hat man sich an die alten Traditionen gehalten, z. B. dass der Bräutigam das Brautkleid nicht vorher sehen darf. Ein Bankett und Hochzeitsball in Schloss Phillipsruhe krönte „des Lebens schönste Feier“ (Schiller). Aber ich denke, heute beendet dieses Fest nicht mehr wie in der Ballade „Die Glocke“ den Lebensmai – – oder?

Journalisten wollen mir unterstellen, für mich seien Familienereignisse wie Hochzeiten oder Geburt von Enkelkindern nicht mehr besonders aufregend. Sie haben keine Ahnung, wie ich mich freue, mitleide, mitsorge, mitdenke. Manchmal glaube ich, ich habe einen richtigen Nachholbedarf an Miterleben. Ich habe mich früher kaum gefreut, weil die Arbeit einfach keine Muße dazu ließ. Wenn Vorbereitungen auf ein Fest die Leistungsfähigkeit überfordern, ist der

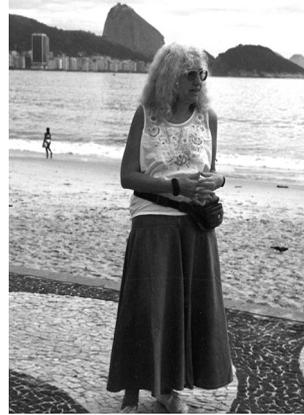


Mensch zu abgeschlafft, sich entspannt und gelöst aufs Genießen einzustellen. Ich hatte oft das Gefühl bei einer Veranstaltung erst angekommen zu sein, wenn die Gäste schon gingen, obwohl ich körperlich anwesend gewesen war. Ich bin aber so gewöhnt an große Anforderungen, dass „Nichts-Tun-Müssen“ bei mir eine Art Lähmung hervorruft, die mit einer gähnenden Langeweile verbunden ist.

Ungefähr 2-3 Jahre habe ich mich mit diesen Memoiren zumindest partiell befasst, einen großen Teil meiner Freizeit dadurch in der Vergangenheit gelebt. Merkwürdig: Diese Frau mit deren Fehlern und Schwächen ich mich quälte und deren Freuden und Leiden ich auflistete, habe ich jetzt beinahe liebgewonnen ...

Renate Schnabel

- 1931 geboren aufgewachsen in MÜNSTER
- 1943-1945 evakuiert in HÖXTER
- 1945-1952 Elternhaus 1945 von Luftmine zerstört
deshalb Wohnung in WESTBEVERN
- 1950 Abitur
- 1951 geheiratet
- 1952 nach MÜNSTER gezogen
- 1952 Odilo geb.
- 1954 nach ESSEN gezogen
- 1954 Ronald geb.
- 1955 Torulf geb.
- 1957 Arrigo und Allard geb.
- 1957 Umzug nach WUPPERTAL
- 1958 Varuna geb.
- 1959 Elfrun geb.
- 1960 nach KÖLN gezogen
- 1960 Angela geb.
- 1961 Orlando geb.
- 1963 Sven geb.
- 1964 Kai geb.
- 1966 Elke geb.
- 1967 Maleika geb.
- 1969 Carena geb.
- 1970 Dunja geb.
- 1973 Ronja geb.
- 1973 Umzug nach HOFHEIM LANGENHAIN
- 1975 Falk Ertay geb.
- 1979 1. Enkelkind
- 1980 Ehepartner gest.
- 1981-2006 internationale Reisen
- 2002 Hüftoperation
- 2003 Verleihung des Bundesverdienstkreuzes



*Besonderen Dank
meiner Tochter Maleika für monatelanges Schreiben,
meiner Tochter Ronja (ermuntert von Cilaos) für Korrektur-Lesen,
Orlando für das Layout
und Ronald für die Initiative.*

*Für die Unterstützung dieses Projektes darf ich mich
bei der Stiftung Kaufmannshof Hanse in Köln
herzlich bedanken.*

Bilder:

- S. 4 1931 Gustav (mit Renate) und Martha Winzer (mit Ute)
- S. 10 1933 Martha Winzer mit Renate und Ute vor dem Elternhaus
- S. 18 1934 Renate und Ute auf Borkum
- S. 24 1936 Gustav und Martha Winzer mit Renate und Ute in Bad Rothenfelde
- S. 32 1938 Gustav Winzer mit Renate und Ute
- S. 38 1938 Martha Winzer mit Renate und Ute
- S. 46 1938 Renate in der Schule
- S. 54 1943 Renate
- S. 62 1945 Ute und Renate (Konfirmation)
- S. 70 1947 Renate
- S. 76 1948 Klassenfoto mit Renate und Ute (vordere Reihe, 3. von links und 3. rechts)
- S. 86 1951 Gernot Schnabel in Den Haag
- S. 94 1950 Renate
- S. 102 1952 Renate, Gernot und Odilo
- S. 110 1955 Odilo und Ronald
- S. 118 1956 Renate und Gernot mit Odilo, Ronald und Torulf (Taufe)
- S. 126 1957 Odilo, Ronald, Torulf, Arrigo und Allard (im Körbchen)
- S. 134 1958 Odilo, Ronald, Torulf, Arrigo und Allard
- S. 140 1959 Odilo, Ronald, Torulf, Arrigo, Allard und Varuna
- S. 150 1959 Gernot mit Odilo, Ronald, Torulf, Arrigo, Allard und Varuna
- S. 151 1960 Renate mit Odilo, Ronald, Torulf, Arrigo, Allard, Varuna und Elfrun
- S. 157 1961 Odilo, Ronald, Torulf, Arrigo, Allard, Varuna, Elfrun und Angela
- S. 163 1962 Renate mit Odilo,Angela und Orlando
- S. 169 1964 Odilo,Angela, Orlando, Sven und Kai
- S. 175 1966 Renate mit Odilo,Kai und Elke
- S. 181 1967 Renate und Gernot mit Odilo,Elke, Maleika und Meerschweinchen
- S. 187 1968 Elfrun und Orlando auf dem Campingplatz (Reise nach Schweden)
- S. 193 1969 Renate und Gernot mit Odilo,Maleika und Carena
- S. 199 1971 Renate mit Ronald auf dem Abschlussball
- S. 205 1973 Haus in Langenhain, Am Domherrnwald
- S. 211 1973 Renate und Gernot mit Odilo,Dunja, Ronja und Schnabelopa
- S. 217 1979 Hochzeit von Torulf und Elke an der Mosel
- S. 255 1980 Gernot, Todesanzeige
- S. 231 1983 Renate auf Borkum
- S. 237 1984 Familienfoto mit den ersten Enkelkindern und Schwiegertöchtern (Hochzeit Elfrun)
- S. 243 1986 Renate und Angela am Abflugschalter nach Namibia
- S. 249 1987 Renate und Ute in Langenhain
- S. 255 1981 Renate
- S. 261 1990 Martha Winzer und Renate
- S. 267 1993 Renate am Helikopter in Neuseeland auf dem St. Josefs Gletscher
- S. 273 1993 Renate in der Mongolei im Hohen Altai
- S. 279 1997 Renate beim Rafting in Chile (1. von links)
- S. 287 2002 Renate in Louisiana
- S. 293 2003 Renate mit Odilo, Ronald Torulf und Arrigo bei der Bundesverdienstkreuz-Verleihung
- S. 295 1995 Renate in Rio de Janeiro



Geboren 1931, hat Renate Schnabel
17 Kinder zur Welt gebracht.
„Ich erinnere“ gibt zwar keine direkte
Antwort auf die Frage:
„Warum bekommt man 17 Kinder?“,
gewährt aber einen Einblick in ein
bewegtes Leben, in dem diese Frage
scheinbar nie eine Rolle gespielt hat.